

Verlag von R. Jacobsthal, Berlin.

Heinrich Smidt's

Marine-Romane.

Herausgegeben

von

Wilhelm Noeldechen.

Illustriert

von

Alexander Marcks und E. Bardetti v. Bayer, Marinemaler.

Magdeburg.

Graunke & Schlombach, Verlag.

Admiral de Ruyter.

Roman

von

Heinrich Smidt.



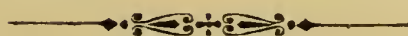
Mit Illustrationen

von

E. Zardetti v. Bayer.



2. Band.



Magdeburg.

Graunke & Schlombach, Verlag.

Druck von F. Hoede, Magdeburg.

XXVIII.

Der Ritterschlag.

(August 1660.)

Vor Kierteminde war der erste entscheidende Schlag in dem blutigen Ostsee-Kampfe geschehen; er dauerte den ganzen Winter hindurch, mit wenigen Unterbrechungen, bis in die Mitte des folgenden Jahres. Die Holländer, im Verein mit den Dänen, verrichteten Heldenthaten und entrangen den Schweden ein Stück nach dem andern von den in Besitz genommenen dänischen Ländern. Während dieses Kampfes wurden zugleich die Unterhandlungen unermüdlich fortgesetzt; der Friede kam zustande, und kaum war er unterzeichnet, als auch die Artikel des Vertrages so schnell zur Ausführung gebracht wurden, daß zu Ende Juli kein dänisches Eigentum mehr in schwedischer Hand war und kein schwedischer Kriegsmann mehr auf den Inseln weilte.

Bei dieser Lage der Dinge empfing die holländische Flotte den Befehl, die nordischen Gewässer zu verlassen und sich nach Texel zu begeben. Die Schiffe wurden segelfertig gemacht; de Ruyter setzte den König von der ihm zugegangenen Ordre in Kenntnis und bat um die

Erlaubnis, sich von Sr. Majestät beurlauben zu dürfen. Friedrich III. sandte dem wackeren Seemann seinen Kanzler mit der herzlichen Einladung, ihn am folgenden Morgen in Frederiksborg zu besuchen.

Die Turmuhr des Schlosses verkündigte die zehnte Stunde, als der dienstthuende Kämmerer dem Könige meldete, daß der holländische Admiral mit seinen Begleitern vor dem Schlosse erschienen und von dem Feldmarschall Schack und anderen vornehmen Personen empfangen sei. Der König, rasch und feurig, voll Eifer, dem Manne zu danken, der ihm so treulich beigestanden, wäre ihm gern gleich selbst bis an die Treppe entgegen gegangen, doch mußte er sich entschließen, dem Zwange der Etikette nachgebend, ihn an der Schwelle des Audienzsaales, von seinen Edlen umgeben, zu erwarten.

Die Kammerjunker, welche den Dienst in der unmittelbaren Nähe des Königs hatten, steckten unterdessen die Köpfe zusammen und flüsterten sich ihre Bemerkungen zu. Einer derselben, Graf Oskar Banner, der jüngere Sohn eines der ältesten dänischen Geschlechter, blies über die flache Hand hin und rief: „Pah!“ —

„Was wollt Ihr damit sagen?“ —

„Pah! So viel Wesens um einen holländischen Bauern! Der König wäre ja beinahe die Treppe hinabgestürzt, um ihn nur desto eher zu sehen!“ —

„Es ist aber doch ein merkwürdiger Mann! Bedenkt nur, was er alles gethan.“ —

„Meint Ihr? Die Banner haben auch Seesiege erfochten. Hätten nur einem dänischen Seemann die Schiffe geben sollen, er hätte es ihm gleich gethan! Und solcher Empfang für einen Republikaner, der sich

über alles erhaben dünkt; es muß dem ganzen Adel zum Aergernis sein."

„Was er nur für eine Figur spielen mag?"

„Erbärmlich genug, das könnt Ihr denken! Auf seinen Schiffen, zwischen den Teerwänden, mag es noch angehen; aber hier, in diesen Sälen, auf diesem Marmorboden! Gebt Acht, es wird zu lachen geben."

„Freilich. Wo soll er es auch herbekommen haben. Man hat mir gesagt, er habe zu seiner Zeit ein Handwerk betrieben."

„Nicht möglich!"

„Und was für eines!" eiferte Oskar Banner. „Er war auf den Werften von Vlissingen, wo er beim Zusammenschlagen der Reepe das Rad drehte. Für jedes Tau, das schlecht gedreht war, bekam er mit einem guten Tau die nötigen Hiebe. Sein hochgeborener Herr Vater schänkte während der Zeit für gutes Geld den Matrosen und Werftarbeitern schlechtes Bier aus."

„Wißt Ihr das ganz gewiß?" —

„Verlaßt Euch darauf. Er war Seilerjunge zu Vlissingen; das ist noch weniger als ein Bootsjunge, wie sie hier auf Nyholm herumlaufen. Ich möchte darum auch nicht, daß ich mit ihm persönlich in Berührung käme, denn ich weiche ihm nicht einen Schritt."

„Das würde sich finden; es sprechen manche so, die nachher klein beigeben. Wenn es dem Könige einfiele, den Admiral an seiner Tafel zu bewirten, und Ihr hättet den Dienst, so würdet Ihr ihm geduldig den Teller reichen, ohne ein Wort zu sagen."

„Ich würde es nicht!" sagte Banner entschieden. „Bei meiner Ehre nicht!"

Die letzten Worte hatte der junge Graf in seinem Eifer so laut gesprochen, daß sie die Aufmerksamkeit des Königs erregten. Er wandte sich um und fragte: „Was giebts?"

Der Kammerjunker wäre in nicht geringer Verlegenheit um eine Antwort gewesen, wenn nicht die Ankunft des Kanzlers ihn davon befreit hätte, der den Admiral der niederländischen Flotte einführte. Als de Ruyter dem Könige gegenüberstand, machte er eine tiefe Verbeugung und erwartete dann, von Friedrich III. angeredet zu werden. Dieser aber stand im Anschauen des Helden verloren, der, im kräftigsten Mannesalter, die reichsten Kränze des Ruhmes auf sein Haupt gesetzt und doch so anspruchslos, so bescheiden vor ihm stand. Aber nicht lange vermochte der König das mächtig in ihm aufsteigende Gefühl zu unterdrücken; er eilte dem Admiral entgegen und ergriff seine Hand. Zu tief bewegt, um viel zu sprechen, sah er ihn lange an; seine Augen feuchteten sich, und lautlos schloß er den Seemann in seine Arme. Alle Umstehenden blickten tiefgerührt auf diese Gruppe; nur Graf Banner zuckte unmerklich mit den Achseln.

Als die erste Aufwallung vorüber war und der König den Admiral bei der Hand nahm, um ihn in den Saal zu führen, malten sich Stolz, Freude und Verlegenheit in rührender Mischung auf dem Gesicht de Ruyters; er ging gesenkten Hauptes neben dem Könige her, als verdiene er eine solche Ehre gar nicht. Daher kam es, daß, als er die Mitte des Saales er-

reicht hatte und der König plötzlich stehen blieb, de Ruyter seinen Hut fallen ließ, was seine Verlegenheit noch steigerte. Der König bemerkte es nicht, wohl aber das Kichern, welches die Kammerjunker vernehmen ließen. Rasch wandte sich der König zu diesen und fragte: „Worüber lacht Ihr, wenns gefällt, Graf Banner?"

„Ew. Majestät halten zu Gnaden", entgegnete der Kammerjunker errötend; ich würde es nicht wagen, mit meinem Wissen in Allerhöchster Gegenwart zu lachen. Wenn es doch geschehen, war es unwillkürlich und zugleich verzeihlich, weil — —" Er hielt inne, aber sein Blick streifte den Admiral und den Hut, der unfern von diesem am Boden lag. Der König bemerkte die Pantomime, und mit mühsam verhaltenem Zorn rief er: „Graf Banner, hebt den Hut des Herrn Admirals auf, wenns gefällt."

Der Kammerjunker trat einen Schritt zurück und sagte in sehr übermütigem Tone: „Ew. Königlichen Majestät und Eurem Hohen Königlichen Hause bin ich zur schuldigen Dienstleistung und steter Ergebenheit verpflichtet. Aber der Zweig eines Baumes, der jahrhundertelang in dänischer Erde wurzelt, ist zu zähe geworden, um sich nach dem Hute eines Emporkömmlings zu bücken."

Ein Schrei des Unwillens erscholl aus den Reihen der holländischen Offiziere, die das Gefolge des Admirals bildeten. Dieser war bleich geworden und stützte sich auf die Schulter seines Schout by Nacht, der zu ihm geeilt war. Die dänischen Edlen blickten mit unverhehltem Staunen auf den kecken Kammerjunker, und die Gefährten desselben beeilten sich, die Unschicklichkeit

so viel als möglich gut zu machen, aber der König wies sie entschieden zurück.

„Herr Admiral!" sprach Friedrich III. mit starker volltönender Stimme, „das Benehmen dieses Vorlauten erinnert mich an meine Pflicht. Nicht von Vergeltung kann zwischen uns die Rede sein, aber ich wünsche die Erinnerung dieses Tages an ein Ereignis zu knüpfen, das Dänemark Ehre bringt. Herr Kanzler! Habt Ihr meine Befehle vollzogen?"

„Alles zu Eurer Verfügung, mein Königlicher Herr!" sagte der würdige Kanzler und stellte sich dem König zur Seite, von einem seiner Sekretäre eine Pergamentrolle empfangend.

„So leset denn dieser ehrenwerten Versammlung Unsern Königlichen Beschluß vor."

Der Kanzler verneigte sich, entrollte das Pergament und las unter der tiefen Stille der Versammlung Folgendes:

„Wir Frederik der Dritte von Gottes „Gnaden, König von Dänemark und Norwegen, der „Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig und „Holstein, Stormarn und Ditmarschen, Graf zu „Oldenburg und Delmenhorst, bezeugen hiermit öffentlich so in Unserm Namen, als im Namen Unserer „Nachkommen und Regierungs-Nachfolger in den „dänischen Reichen, und machen Jedermänniglich bekannt, daß, obschon Wir aus Königlicher Gnade „und angeborener Milde geneigt seyen, an Jedermann, „so sich dessen würdig zeigt, Unsere Königliche Gnade „zu bethätigen, Wir solches doch noch im höheren „Grade Denjenigen erzeigen wollen, welche bei dem

„jüngsten nun beigelegten schwedischen Kriege Uns
„und Unsern Reichen, Provinzen und Uns unter-
„thänigen Landschaften absonderliche Dienste erwiesen
„haben. Wenn wir derohalben die getreuen und
„und unabläſſigen Dienste betrachten, welche der
„Vizeadmiral Michael Adrianson de Ruyter, Befehls-
„haber der holländischen Flotte, in Zeiten der Be-
„lagerung dieser Unserer Stadt, sowie bei vielen
„anderen Gelegenheiten mit großer Mannhaftigkeit
„und tapferem Mute Uns und Unsern vorgemeldeten
„Reichen erwiesen hat, so haben Wir mit allem Vor-
„bedacht und reifer Ueberlegung, auch mit Zustimmung
„Unserer Reichs-Räthe, Ihn und seine rechtmäßigen
„Erben und Kinder in absteigender Linie, ohne An-
„sehen, Mann oder Weib, in den edeln Ritterorden
„Unserer Reiche und Fürstenthümer aufnehmen wollen,
„ingleichen haben Wir zum Dienst und Vortheile
„dieses Edelmannes de Ruyter und seiner recht-
„mäßigen Erben, sein altes Schild und Geschlechts-
„wappen also vergrößert, daß dieselben fortan einen
„offenen freien gekrönten Helm, mit einem darauf
„stehenden gewaffneten Manne, der mit seiner aus-
„gestreckten Hand und gezogenem Schwerte zu schlagen
„dräuet, führen mögen; und auf daß derselbe Adel
„klarer erscheine, haben Wir dies Wappen und Zeichen
„des Adels, gleichwie es oben abgemalet steht, ihnen
„schenken wollen, nämlich einen Schild in vier Theile
„getheilt, die in dem obersten Viertheile zur rechten
„Hand enthalten einen ganz geharnischten Reuter,
„der mit gehobenem Arme ein gezogenes Schwert
„hält und drein zu schlagen dräuet im untersten

„Viertheile rechts im blauen Felde ein bleichgelbes „Stück Geschütz, und darunter drei gelbe Kugeln; „oben zur Linken, im dritten Viertheil, ein weißes „Kreuz im rothen Felde, und im letzten Viertheil, „zur Linken unten, ein weißes Admiralschiff im „himmelblauen Felde. Welches wir mit diesem, von „Unserer Hand unterschriebenen und mit Unserem „Königlichen Siegel befestigten offenen Brief Allen und „Jedem haben wollen bekannt machen. Gegeben in „Unserer Königlichen Stadt Kopenhagen am ersten „August im Jahre MDCLX.

Frederik.

Als der Kanzler zu Ende gelesen, verbeugte er sich abermals und trat einen Schritt zurück. Der König winkte dem Feldmarschall und empfing von diesem das königliche Reichsschwert. Er ersuchte den Admiral, niederzuknieen, berührte seine Schulter und sagte: „Duldet diesen Schlag und hinfort keinen, Herr Ritter de Ruyter! Steht auf und umarmt mich als Euren Lehnsherrn und Freund. Diese goldene Kette aber tragt mir zur Erinnerung und als ein Angedenken dieser Stunde."

Der Admiral war tief bewegt und konnte die Gefühle seines Herzens nur durch einzelne Worte kundgeben; der König ließ sein blitzendes Auge durch den Kreis der ihn umgebenden Edelleute schweifen und auf den Grafen Banner haften, der mit bleichem Gesichte dastand und sich auf einen seiner Gefährten stützte.

„Nun, Herr Graf!" sagte der König streng. „Wenn es Euch jetzt gefällig ist, den Hut da!"

Der Graf entgegnete kein Wort; zitternd, die Augen zu Boden geheftet, ging er mit wankenden Knieen der Stelle zu, wo der Hut lag, hob ihn auf und reichte ihn dem Admiral. De Ruyter ergriff denselben, faßte die Hand des Jünglings und sagte: „Ihr seid sehr höflich, werter Herr Graf, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir möglich wäre, Euch von der Redlichkeit meiner Gesinnung zu überzeugen. Bedürft Ihr in Holland eines Freundes, so wendet Euch vertrauensvoll an mich.“

Der junge Graf erwiderte hierauf nichts und trat in die Reihen zurück; der König aber rief ihm zu: „Wenn Ihr eine Reise in das Ausland machen möchtet, so habt Ihr unbeschränkten Urlaub! Hört Ihr? Unbeschränkten! — Kommt, Herr Admiral!“

Und mit diesen Worten ging der König mitten durch die erschreckten Kammerjunker und führte den neuen Ritter zum Bankett.



XXIX.

Der Negerkönig.

(Oktober 1664.)

Eine stattliche Flotte, welche die General-Staaten nach Afrika gesandt und unter den Befehl de Ruyters gestellt hatte, lag unter der Insel Gorée vor Anker.

Die Schiffe, mit Flaggen, Wimpeln und Bannern geziert, glänzten im hellen Farbenschmuck, und die Musik, welche von dem Mitteldeck des Admiralschiffes erscholl, verkündete, daß ein Teil des Auftrags glücklich ausgeführt worden sei; zwischen den englischen Behörden, welche bis dahin auf Gorée befehligten und dem holländischen Admiral wurden die Ratifikationen der Verträge ausgewechselt, wonach diese Insel fortan der Oberherrschaft Hollands übergeben ward.

Es war ein wunderschöner Tag, und ein tiefblauer Himmel umschloß das ruhige Meer. Am Strande herrschte ein reges Leben. Unter den hohen Palmen lagen die niedrige Erdhütte des Negers und das glänzendweiße Zelt des holländischen Soldaten friedlich beisammen. Die englischen Truppen zogen aus dem Fort mit klingendem Spiel, von der andern Seite rückten die

Holländer ein, und in dem nächsten Augenblick wehte die Flagge der sieben vereinigten Provinzen auf den Wällen, begrüßt von dem Jubelgeschrei der Schwarzen und dem Donner der Geschütze am Bord der holländischen Schiffe.

Alle Ceremonien waren jetzt vorüber; die Menge vermischte sich zwanglos und bildete die verschiedensten Gruppen. In einem offenen Zelte saßen niederländische Offiziere um einen mit Flaschen besetzten Tisch, vor dem Zelte lagerten ganze Reihen Matrosen, in ihrer Mitte ein Fäßchen mit Branntwein, daneben ein Haufen Tabak und irdener Pfeifen. Um diese Gruppen schlichen halb neugierig, halb furchtsam einige Neger und warfen lüsterne Blicke nach dem Schatze der Holländer, der ihre Begier im hohen Grade erregte.

Ein ältlicher Neger wagte es zuerst, sich dem Kreise zu nähern; er trug ein aus Binsen geflochtenes Körbchen in der Hand, worin einige Eier lagen. Mit solchem Reichtum ausgerüstet, berührte er die Schulter eines behaglich schmausenden Niederländers, der sich rasch umwandte: „Was giebts, Schwarzer? Was willst Du?“

„Hollandaise viel gut! viel gut!“ entgegnete der Neger furchtsam und hielt sein Körbchen dem Niederländer entgegen.

„Ich glaube, der Kerl will mir etwas schenken!“ sagte der Matrose lachend zu seinen Kameraden. „Ha! Ha! Ha! Muß wohl etwas Offiziermäßiges an mir haben, daß er gerade zu mir kommt. Nun, die Dinger werden gerade zu einem tüchtigen Pfannkuchen langen. Macht ihn mir da am Feuer zurecht!“

Mit diesen Worten nahm er das Körbchen aus der Hand des Schwarzen und gab es einem Kochsmaaten seines Schiffes, der sogleich damit zum nächsten Feuer sprang.

Betrübt sah der Schwarze darein, seine Hoffnungen waren getäuscht; der Holländer bot ihm kein Gegengeschenk, sondern schmauchte behaglich weiter, und schwatzte mit seinen Kameraden.

„Dein Schwarzer ist noch immer da,“ sagte nach einer geraumen Zeit ein anderer Seemann. „Es muß ihm mit dem Geschenke doch nicht so ganz Ernst gewesen sein, und er harrt auf eine Bezahlung.“

„Was? Bezahlung? Der schwarze Hund! Ich will ihn mit meinen Fäusten bezahlen.“

„Du, nimm Dich in Acht! Denk an den Tagesbefehl des alten Michel. Wir sollen emsig darnach trachten, das gute Einvernehmen mit den Negern zu erhalten, und ihnen ganz besonders nichts abnehmen, was ihnen gehört, ohne es seinem vollen Werte nach zu bezahlen. He? Michel ist strenge, und die Tauenden seiner Bootsmanns-Maaten sind nicht weich.“

„Ja! Hast recht! Mit dem Alten ist nicht zu spaßen, und überdies haben wir ja das liebe Geld in der Tasche. Ha! Ha! Ha! Wie der arme Teufel da steht! Hei, Schwarzer! komm her, heidnischer Hund! Wie ists? Was willst Du für Deine Eier?“

„Hollandaise viel gut!“ lispelte der Neger und ein Strahl der Hoffnung leuchtete aus seinen Augen.

„Ja, das ist wahr,“ entgegnete der Matrose, „denn sonst hätten wir Euch als englische Spione samt und sonders hängen müssen. Aber unsern Handel be-

treffend, was sagst Du zu einem Zehnstüberstück? Sieh, wie es blinkt!“ Der Matrose hielt das Silberstück zwischen den Fingern, und ließ es im Sonnenschein hell aufleuchten.

Der Neger machte eine abwehrende Bewegung und trat einen Schritt zurück.

„Was?“ rief der Seemann verwundert, „willst kein Geld? — Seht Ihrs, Leute! Der Kerl will kein Geld, es ist, wie es die Offiziere drinnen nennen, so zu sagen eine Huldigung, die er mir darbringt. Mich wunderts nur, daß der Kerl nicht niederkniete und sich vor mir in den Sand warf, wie es sonst ihre Gewohnheit ist! Nun, Alter, geh Deiner Wege, es ist gut so! Oder willst Du noch etwas sagen?“

Der Neger antworte nicht, aber er warf einen so sehnsuchtsvollen Blick nach dem Branntwein-Fäßchen, und machte dazu eine so ausdrucksvolle Geberde, daß er unmöglich mißverstanden werden konnte.

„Ha! Ha! Ha! Saufen will der Schwarze! Branntwein will er saufen! Nun, das kann er haben!“ Er nahm einen hölzernen Becher, über die Hälfte mit Genever gefüllt, und reichte ihn dem Neger: „Da trink, Du Hund! Wirst Du aber betrunken und fängst Händel an, so Gnade Dir Gott!“

Gierig griff der Neger nach dem Becher, den er mit beiden Händen umklammerte und zum Munde führte. „Hollandaise viel gut!“ rief er aus und setzte den Becher nicht eher ab, als bis der letzte Tropfen daraus verschwunden war. Dann kauerte er still am Boden hin, und zog aus seinem Gürtel eine kleine Tabakspfeife hervor.

Die Matrosen schwatzten unterdessen weiter und kümmerten sich nicht um den Neger. Nur drei oder vier Schiffsjungen machten sich an ihn und knüpften ein Gespräch mit ihm an. Der Alte beschenkte sie mit seltenen Muscheln und schwatzte dabei so viele holländische Brocken, daß selbst die unbefangenen Knaben erstaunten.

„Wo ers nur her haben mag?“ fragte einer.

„Muß früher in Holland gewesen sein,“ entgegnete ein anderer.

„Mir Holland gewesen,“ rief der Neger. „Mir Amsterdam, mir Vlissingen!“

„Nun seh einer an! Der Alte ist in Holland zu Hause! — Wie mag er dahin gekommen sein? — Erzähle weiter, Schwarzer! Ha! Ha! Ha! Der in Holland!“

Mehrere Seeleute hatten sich nach und nach um diese Gruppe gesammelt. Je mehr der Branntwein bei dem Neger seine Wirkungen äußerte, je lauter er schwatzte, und je mehr er von Holland und seinem dortigen Aufenthalt erzählte, je lebendiger wurden die Matrosen, und das Lärmen nahm nach und nach so überhand, daß die unweit davon zechenden Offiziere aufmerksam darauf werden mußten.

„Was giebts da, Ihr Leute?“ fragte eine helltönende Stimme.

„Mit Verlaub, Kapitän Albers! — He, Jungens, seht Ihr den Kapitän nicht? — Hut herunter, Du Maulaffe! — Mit Verlaub, Herr Kapitän, wir haben da einen alten Neger in der Mache!“

„Nehmt Euch in Acht! Denkt an den Tagesbefehl!“

„O, es ist nicht so gemeint! Wir thun dem Schwarzen Gutes, mit Genever und Tabak. Er spricht etwas Holländisch; sagt, er sei in Vlissingen und Amsterdam gewesen und kennt dort viele Leute. Wir glaubens nicht, aber es ist spaßig anzuhören, wenn der Kerl so kauderwelsch radebrecht."

Ein lautes Gelächter aus dem Innern des Kreises, wo man das Hinzutreten des Offiziers nicht bemerkt hatte, schien die Ansicht des Matrosen zu bestätigen.

„Da hört Ihrs selbst, Herr!" sagte dieser. „Gewiß hat der Alte wieder recht etwas Dummes gesagt. Das Tollste aber ist, daß, als er zufällig den Namen des Herrn Admirals aussprechen hörte, er mit weit aufgerissenen Augen beteuerte, er habe auch einen de Ruyter gekannt, und sei mit ihm zusammen auf Tagelohn gegangen. Nun, — mit Verlaub, Kapitän! Das ist doch offenbare Verrücktheit!"

„Ich will den Mann selbst sprechen!" entgegnete Kapitän Albers.

„Sehr wohl, Kapitän! — He da! Platz! Wollt Ihr aus dem Wege! — He! Raum für Kapitän Albers! Hier, Herr, ist der Schwarze, von dem wir sprechen. — Holla, Alter, hier ist ein Offizier, der mit Dir sprechen will."

Der Neger warf einen halb scheuen, halb neugierigen Blick auf den Kapitän, dann kreuzte er die Arme und neigte sich tief, still wartend, was jener ihm zu sagen habe.

Kapitän Albers war ein Freund des kommandierenden Admirals. Er kannte das frühere Leben desselben genau und betrachtete den Neger mit forschender Neugier.

„Du bist in Holland gewesen, alter Mann? Wie heißest Du?"

„Jan Compannei!" entgegnete der Alte, sich tief verneigend.

„Bist Du der Jan Compannei, der vor vielen Jahren in Vlissingen auf den Werften der Gebrüder Lampsin beschäftigt war?"

„Ja, Mynheer Kapitän," entgegnete der Alte. „Mir viel arbeiten mit Adrian de Ruyter, mir trinken viel Bier mit alte de Ruyter — — Oh, alte Kopf viel schwach! — Adrian de Ruyter kommen nach Gorée? Oh! Oh!"

„Komm mit mir, Alter! Ich will Dir Deinen alten Spielkameraden zeigen!"

Nicht ohne lebhafte Verwunderung sahen die Seeleute den Kapitän sich mit dem alten Neger entfernen. Als sie außerhalb des weiten Kreises anlangten, gewahrte man zahlreiche Negerhaufen, die teils furchtsame, teils drohende Bewegungen machten und bei dem Anblick des alten Jan Compannei ein lautes Geheul ausstießen. Mit jedem Augenblick vergrößerte sich das Gedränge und von allen Seiten eilten Neger herbei.

„Was bedeutet das?" rief der Kapitän. „Leute, seid auf Eurer Hut!" Und Waffen blinkten sogleich rings umher.

„Nicks Gewehr!" rief Jan Compannei. „Neger nicks thun; Hollandaise viel gut! Mir König! Mir sprechen! Viel brav Kapitän! Neger fürchten, alter König gefangen! Mir sprechen."

Mit diesen Worten ging Jan Compannei den Negern entgegen, die ihn mit einem Jubelgeschrei

empfingen, tanzten und sprangen. Jan Compannei redete sie an; seine Haltung war ernst, seine Rede rasch und überzeugend. Als er geendet hatte, wandten sich die Neger und liefen davon. Der Alte kehrte zu dem Kapitän zurück und begab sich mit ihm nach dem Landungsplatze.

Admiral de Ruyter hatte soeben den Bericht über die Besitzergreifung von Gorée an die General-Staaten entworfen, als der Kapitän Albers zu ihm in die Kajüte trat. „Mit Erlaubnis, Herr Admiral —"

„Willkommen, Albers!" entgegnete de Ruyter lebhaft. „Freut mich, daß Ihr von Eurem Rechte Gebrauch macht, jeden Augenblick unangemeldet bei mir einzutreten. Setzt Euch, bitte! Was bringt Ihr mir?"

„Ich komme, Euch einen Besuch zu melden, Herr Admiral. Ein alter Neger — —"

„Was will er? Fordert er etwas, was man ihm gewähren kann? Oder bringt er gar eine Klage vor? Da Ihr ihn selbst einführt, muß es etwas besonderes sein."

„Nun ja, besonders für ihn; vielleicht auch für Euch. Ihr erinnert Euch wohl noch der Zeit, da Ihr zu Vlissingen — — verzeiht, Herr Admiral — —"

„Ihr meint," entgegnete de Ruyter freundlich, „als ich bei Lampsins das Rad drehte? Habe mich nie meiner Herkunft geschämt, und jedesmal, wenn der Hochmutsteufel mir zu Kopfe will, denke ich geflissentlich daran. Ja, ja, die Leute glaubten immer, es würde nicht viel aus mir werden, besonders an jenem Tage, als ich auf dem Vlissinger Marienturm herumkletterte, weil mich

der vertrackte Schwarze so in Harnisch gebracht hatte. War ein Blitzkerl, dieser Jan Compannei."

„Da habt Ihr Euren alten Jan Compannei!" sagte Kapitän Albers rasch, indem er den alten Neger eintreten ließ und sich dann still entfernte.

Der Neger und der Admiral waren allein mit einander. De Ruyter hatte fest den Blick auf den Alten gerichtet. Eine tiefe Bewegung hatte sich seiner bemächtigt, und seine ganze freudenlose Jugend stieg wie mit einem Zauberschlage vor ihm auf.

„Jan Compannei, wer hätte das gedacht!" rief er nach einer Pause.

„Oh! Weiß meinen Namen! Michael Adrianson viel gut! Oh! Mynheer Admiral, viel gut! Denken arme Neger!"

Der Admiral hatte sich bald gefaßt und unterhielt sich von vergangenen Tagen. Nach einer halben Stunde führte er seinen Gast auf das Verdeck, wo unter dem Sonnenzelt ein Mahl aufgetragen war. Jan Compannei war ganz unbefangen geworden; er ließ sich die dargereichten Leckerbissen wohl schmecken, und wiederholte sein: „Hollandaise viel gut!"

„Ja, Ihr Herren!" wandte sich der Admiral gut gelaunt an die ihn umgebenden Offiziere. „Jan Compannei und ich sind ihren geraden Strich fortgesteuert. Als wir auf den Werften arbeiteten, stand er drei Nummern höher als ich, und jetzt ist er König auf der Westküste von Gorée, während ich nur ein einfacher Flotten-Offizier bin. Seine Majestät erwarten uns zum Besuche in Ihrem Reiche, und ich habe für alle zugesagt. Jetzt aber wünschen Seine Majestät ans-

Land zurückzukehren, und dies soll mit allen seinem Range gebührenden Ehren geschehen."

Jan Compannei hatte noch nicht seine Freude und sein Staunen über die schönen Geschenke ausgedrückt, die de Ruyter ihm hatte reichen lassen, als er abermals Gelegenheit hatte, sich lebhaft zu verwundern. Eine vierruderige Offizier-Schaluppe legte an das Fallreep, und zwei Kadetten leiteten den Negerkönig in dieselbe. Als er sich niederließ, ward auf dem Verdeck die Trommel gerührt, und das sich entfernende Fahrzeug wurde von der Schanze des Admiralschiffes mit sechs Salutschüssen begrüßt.

Am andern Morgen war bereits der Befehl zum Absegeln der niederländischen Flotte erteilt worden, als der Admiral mit seinen Offizieren sich dem Landungsplatze näherte. Die versammelten Neger empfingen ihn mit lautem Freudengeschrei, und von ihnen umtanzt und umjubelt erreichte man einen Platz, wo Jan Compannei in einer großen Laube seinen früheren Spielkameraden erwartete. Er führte die Offiziere zu ihren Sitzen, bot ihnen Palmwein und frische Milch dar und munterte seine Untergebenen auf, die Gäste mit lustigen Tänzen zu unterhalten.

„Mein guter Spielkamerad," sagte der Admiral gutmütig scherzend. „Weit scheint es mir mit Deinem Königtum nicht her zu sein. Jetzt, wo Deine Unterthanen meinen Branntwein trinken, scheinen sie Deine Befehle etwas gering zu achten, und Dein Palast zeugt nicht von besonders großen Einkünften."

„Neger viel arm!" seufzte Jan Compannei.

„Und wie steht es mit Deiner Religion?“ fragte der Admiral ernster. „Du bist in Holland getauft und im Christentum unterrichtet. Betest Du noch zu dem einzig wahren Gott, oder bist Du zu dem Fetisch der schwarzen Heiden zurückgekehrt?“

„Mir Christ!“ sagte Jan. „Mir guter Christ! Mir beten zu Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Aber beten heimlich, sonst — —“

„Höre, Alter!“ sagte de Ruyter. „Ich will Dir einen Vorschlag machen. Du hast unter Christen jahrelang gelebt; Du hast Dich dort wohl befunden; kehre zu ihnen zurück. Ich nehme Dich mit nach Holland; Du wohnst in meinem Hause und ißt von meinem Brote. Dir soll fortan nichts mangeln und Du wirst ein ruhiges Leben führen.“

Einen Augenblick lang schien sich Jan Compannei über dies Anerbieten auf das innigste zu freuen. Er jauchzte laut auf, Thränen stürzten aus seinen Augen, er warf die Arme in die Höhe und tanzte jubelnd zur Laube hinaus, dem Landungsplatze zu. Die Offiziere folgten ihm. Aber bald wurde sein Gang langsamer, er sah vor sich hin, stand einen Augenblick still und sagte dann leise: „Mir kann nicht.“

„Und warum nicht, mein Junge? Was ist im Wege?“ fragte de Ruyter.

Jan Compannei erhob sein Haupt, sah auf die Neger rings umher, sah auf die Palmen über seinem Haupte und auf die Laube, die er soeben verließ, raffte dann eine Hand voll Erde vom Boden auf und drückte sie mit überströmenden Augen an seinen Mund.

„Das ist gut, alter Spielkamerad!“ sagte der Admiral bewegt. „Das genügt! — Leb wohl, sei glücklich! Adieu! Fort, Ihr Herren! Der Wind frischt auf und die Anker stehen auf und nieder! — Adieu, alter Mann!“

Eine Stunde nachher steuerten die Schiffe der holländischen Flotte um die Nordspitze der Insel; am Strande stand Jan Compannei noch immer unbeweglich, als schon längst das letzte Segel hinter den hohen Felsen verschwunden war.



XXX.

Der Kauffahrer.

(24. Dezember 1664.)

Ein Teil der holländischen Handelsflotte, welche aus der Levante heimkehrte, passierte die Höhe von Cadix. Ein Staatenbrigg von zwanzig Kanonen steuerte den Kauffahrern voran, eine Fregatte folgte, zwei leichtere Fahrzeuge waren auf Kundschaft voraufgesegelt, um die Handelsschiffe vor unvermutetem Ueberfall zu schützen.

Es war am heiligen Weihnachts-Abend. Die Luft war balsamisch mild, von Blütendüften durchhaucht, die der Landwind auf die hohe See hinaustrieb, der Himmel lachte tiefblau, und das Meer lag ruhig und still, die Wellen, leicht gekräuselt von der schwachen Brise, die die Segel gleichmäßig gefüllt hatte, hüpften an den Seitenborden der Schiffe vorüber.

Am Bord der verschiedenen Schiffe war das hohe Fest des Friedens und der Freude Gegenstand des Gesprächs, und manche Hand war beschäftigt, irgend eine Ueberraschung für den bevorstehenden Abend zu bereiten. Eine besondere Leckerei, ein seltener Tropfen wurde aufgestöbert und prangte schon lange vor dem Beginn des Festes auf der Back im Roof.

In der ersten Reihe der Flottille segelte um eine Kabellänge voran der Dreimaster „König Salomo“. Er ging über die Maßen tief, kaum mehr als einen Fuß war die Wasserlinie von den Speigaten entfernt, und doch war er stets den andern voraus, denn der „König Salomo“ war ein tüchtiger Segler und mußte oft die Hälfte seiner Leinwand in den Geitauen hängen lassen, um nicht von den andern Schiffen getrennt zu werden.

Die Mannschaft des Schiffes befand sich auf dem sonnenbeschienenen Verdeck und stand schwatzend neben einander.

„Seht mal hinüber nach dem langen Peter,“ flüsterte einer, „wie er auf der Ankerspille sitzt und den Kopf in die Hand stützt. Ich glaube, der Kerl schläft am hellen lichten Tage, und man sollte ihm zum Schimpf einige Maß Wasser ins Gesicht gießen.“

„Sage Euch, er schläft nicht!“ entgegnete ein anderer. „Er denkt nur über mancherlei nach. Heute Abend bei der Back wird er schon sagen, worüber er jetzt spintisiert.“

Der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ließ den Arm sinken, er erhob das gefurchte, wettergebräunte Gesicht und sagte mit eintöniger Stimme: „Der Matrose ist auch ein Mensch, so zu sagen.“

„Ja,“ lachte der Bootsmann, „wenn Du weiter nichts weißt, so brauchtest Du es nicht erst eine Stunde lang zu beschlafen. Das wissen wir schon vom Mutterleibe her. Habt Ihr's alle gehört, Jungens? Der Matrose ist auch ein Mensch, so zu sagen.“

„Wir haben's gehört! Wir haben's gehört!“ riefen alle und sammelten sich um den alten Peter, denn die Worte des Bootsmanns waren ihnen das Signal, sich in Spott und Sticheleien über den Mann zu ergehen, der am Bord des Schiffes die Zielscheibe jeder guten und bösen Laune war. Dieser aber ließ alle losen Reden unbeachtet an sich vorübergehen und sagte nach einiger Zeit:

„Ein Matrose ist auch ein Mensch, sage ich noch einmal, aber es wird ihm nicht gegönnt. Es ist heute das heilige Weihnachtsfest, und jeder Christenmensch, wo er immer sei, sitzt in seiner Kajüte und feiert's in aller Stille. Nur der Matrose auf der See hat nicht Zeit dazu und muß den Tag eben vorbeigehen lassen, wie jeden andern.“

„Das brauchen wir nicht! Das wollen wir nicht!“ riefen die Seeleute durcheinander. „Wir wollen Weihnachten feiern nach Gebühr, das wollen wir!“ Und mit diesen Worten rechneten sie sich gegenseitig vor, was sie thun wollten, um sich einen frohen Abend zu machen.

Peter schüttelte mit dem Kopfe: „Das ist nichts! Schlampampen kann man alle Tage, dazu braucht's nicht Weihnachten zu sein. Gebt mir einen trocknen Zwieback mit einer halben Ration Wasser, und ich will doch Weihnachten feiern. Im Herzen steckt's, und wenn Ihr den ganzen Tisch voll Leckerbissen habt, und es ist da drinnen nicht lebendig, so wird's all mein Lebtag keine Weihnachten für Euch geben. Darin liegt's; das habe ich von meinem Vater, der lange Jahre Prediger im Geldernschen war.

„Laßt Euch nur mit dem nicht ein!" warnte einer den andern. „Ich glaube, das ist ein Sonntagskind, un das sind stets unheimliche Menschen. Es ist nicht geheuer mit ihnen."

Das Geflüster nahm zu; der Ausdruck „Sonntagskind" war den Leuten durch den Sinn gefahren. Sie wichen vor Peter zurück, hefteten scheue Blicke auf ihn und stießen mancherlei Drohworte aus. Die Aufregung wuchs.

„He! Holla!" rief eine helltönende Stimme über Deck hin. „Was ballt Ihr die Faust und brummt in den Bart? Was giebt es da am Fockmast?"

„Der Kapitän! Der Kapitän!" riefen sich die Matrosen einander zu und stellten sich aufrecht; auch Peter hatte seinen Sitz verlassen und drehte verlegen den Hut in der Hand.

Ein kräftiger Mann im Anfange der vierziger Jahre, lebhaft, gewandt und voll des freundlichsten Wohlwollens, sah die Matrosen der Reihe nach an. Das war Mynheer Jan Roeloffs van Horn, Kapitän des Dreimasters „König Salomo".

„Nun denn, was giebts?" fragte der Kapitän wiederholt. „Erfahre ich's bald?"

„Es ist nur, Kapitän," antwortete zögernd der Zunächststehende. „Es ist nur wegen des Peters da!"

„Was giebts wieder mit dem Peter?" fragte der Kapitän und eine leichte Wolke des Unmuts flog über seine Stirn. „Der Mann ist gut und thut jederzeit seine Schuldigkeit! Ihr sollt ihn ein- für allemal ungehudelt lassen. Ich warne Euch zum letzten Male. Versteht Ihr's?"

„Es hudelt ihn niemand, mit Verlaub, Kapitän! Es war nur, weil er sagte, wir sollten Weihnachten inwendig feiern. Das ist Unsinn, Kapitän, und wir verstehen's nicht."

„Glaub Dir's, mein guter Mann, da Du alles gern nach Außen hin zur Schau trägst, wie Dein Speckwanst zur Genüge zeigt. Bei alledem ist heute Weihnachten, und es ist eine christliche Sitte, daß wir einander aufbauen zum Fest. Die Eltern thuns für die Kinder, und da ich nun hier wie Euer Vater zu betrachten bin, obgleich ich nicht einen solchen Haufen ungeratener Jungen haben möchte, so kommt nur mit mir. Es ist zwar noch früh am Tage, aber wir sind auf offener See, John Bull ist in der Nähe, und wir können nicht wissen, was uns zur Nacht bevorsteht."

Kapitän Jan Roeloffs van Horn wandte sich nach der Kajüte, und die übrigen folgten ihm alle, aber nur langsam, und nicht ohne sich Seitenblicke zuzuwerfen, denn der beherzteste Matrose hat immer einige Scheu, wenn er die Treppe hinabsteigen soll, die unter das Quarterdeck führt, und auf dem Kajütsgange hat der Schiffsjunge mehr Courage, als der durchwetterte Seemann des Fockmastes. Peter war der letzte in der Reihe, und als er die Treppe hinabstieg, sagte er vor sich hin: „Der Matrose kann seinen Weihnachtsapfel nicht immer in Ruhe essen."

Als die Seeleute unten anlangten, wußten sie nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten. Kapitän und Steuermann hatten längere Zeit damit zugebracht, der Kajüte ein festliches Ansehen zu geben. Die Fenster waren dicht verhangen, und rings umher bunte Lampen

angezündet. Auf dem großen Tisch stand ein kunstreich aus Holz und Papier zusammengefügter Baum, und dieser war mit kleinen Lichtern besteckt. Die Aeste des Baumes aber beugten sich unter der Last der herrlichen Goldorangen und der großen Smyrnaer Feigen. Rund um den Baum lagen kleine Geschenke, bestehend in Tabak, seltenen Messern, farbigen Mützen und andern Dingen, wie sie der Seemann liebt, und auf jedem Päckchen las man den Namen dessen, der es empfangen sollte. An einer Ecke des Tisches aber hatte der Steuermann die Gläser mit starkem spanischen Wein gefüllt und reichte jedem der Männer das Seinige.

„Nun, Ihr Leute! Ich bringe es Euch zu," sagte der Kapitän, sein Glas leerend. „Möge es uns immerdar wohl ergehen in Fröhligkeit, und jeder seine Schuldigkeit thun, dann bleibt uns auch Zeit, eine Stunde lang Weihnachten zu feiern. Langt nun zu, jedem das Seine! Es ist Euch gerne gegönnt. Steuermann, noch ein Glas Wein den Leuten! Und hört! Vergeßt nicht, die Orangen und Feigen von dem Baum zu naschen!"

Die Leute waren seltsam bewegt von dieser Festlichkeit ihrer Jugend, die ihnen der Kapitän mitten im Meer bereitet; sie standen so unbeholfen da, wie ein Bauernknecht, der zum ersten Mal in die Wanten hinauf soll; sie fühlten unbewußt etwas in ihrem Herzen sich regen von Peters innerlicher Weihnacht, und als der Steuermann die Gläser wieder verteilt hatte, rief der Bootsmann: „Gott erhalte Euch gesund, Kapitän! Das war ein gutes Ding für inwendig und auswendig, wir haben eine Zeit lang daran zu denken.

Stehen wir nicht alle da, wie die halbgrünen Jungens in Vaters Hause, wenn sie noch nicht zu Gottes Tisch gewesen sind? He! Hollah Jungens! Dieses Glas unserm Kapitän und schönen Dank für mich und für uns alle zusammen! Hurra! Und nochmals Hurra! Und zum dritten Mal!"

„Hurra! Hurra! Hurra!" erscholl es von allen Seiten, aber mitten durch den Jubelruf der dankbaren Matrosen rollte langsam und nachhaltig ein leiser Donner über ihre Häupter hin.

„Was war das?" rief der Kapitän.

„Das war, mit Erlaubnis, ein Schuß!" entgegnete der Bootsmann, und war schon auf den Kajütsgang hinaus. „Hollah, noch einer! Schade um unsere Lichter! Frisch, nach oben, Jungens!"

In wenigen Augenblicken war jedermann, sowohl Offiziere als Matrosen, auf dem Verdeck und Peter sagte im Hinaufsteigen für sich: „Wußte es wohl, wir würden den Weihnachtsapfel nicht in Ruhe essen."

Eine Stunde später hatte die ganze Scenerie einen anderen Charakter angenommen. Wolken jagten am Himmel von Nord nach Süd; eine frische Brise wehte, die ein einfaches Reffen der Segel nötig machte, und die See regte sich in jeder Minute mehr auf. Die leichten, abgeordneten Orlogsschiffe waren von ihrem Streifzuge zurückgekehrt und hatten die Nachricht mitbracht, daß eine englische Flottille in der Nähe sei, die auf die Smyrnafahrer lauere. Die Signalschüsse hatten die Kauffahrer aufmerksam machen sollen, und diese achteten nun mit großer Sorgfalt auf die Signale, die

von dem voransegelnden Kriegsschiffe gemacht wurden, um diese sogleich auszuführen.

Die Mannschaft des „König Salomo“ war vor allen anderen thätig und auf dem Posten.

„Wollen sehen, was wir thun können, Jungens! wenn uns ein Engländer seitlängs kommen sollte,“ sagte der Bootmann zu seinen Leuten, als er von seiner Musterung der Takelage nach dem Fockmaste zurückkehrte. „Alles Tau- und Spierenwerk ist wohl in Ordnung, und die sechs Kanonen, die wir haben, liegen fest auf Ihren Raperten. Thut mir leid, daß wir sie nicht einmal zur Probe losbrennen dürfen; hätte gerne gehört, nach welcher Melodie sie singen. Da, ein neues Signal! Was giebts?“

„Zwei englische Fregatten in Sicht!“ verkündete der Steuermann, und bald sah man deutlich, wie die beiden Kriegsschiffe auf die Kaufmanns-Flotille einsegelten, die sie bereits für eine gute Prise ansahen.

Kapitän Jan Roeloffs van Horn sah die Engländer mit einer gemischten Empfindung herannahen, und von dem größten Teile seiner Mannschaft umgeben, sagte er zwischen Schmerz und Spott: „Sie werden bald kommen und die Feigen und Orangen von unserm Weihnachtsbaum stehlen.“

„Sie sollen es nicht!“ rief der Bootsmann leidenschaftlich. „Straf mich Gott, oder hol mich der Teufel! Aber sie sollen's nicht! Nicht war, Jungens? Wir wollen es ihnen wehren. Laßt einmal hören, ob Ihr die Weihnachtslichter wollt gutwillig von den Engländern ausblasen lassen?“

„Nein, nein! Wir wollens nicht!“ war der einstimmige Ruf, und der Kapitän sagte: „Das ist gut, Leute! Wenn Ihr es nicht wollt, wird es auch nicht geschehen! Was fragen wir nach den englischen Kanonen! Wir sind Niederländer, wir! Ich kann mich also auf Euch verlassen, Jungens?“

„In Not und Tod!“ riefen alle.

„Das ist gut! Das ist brav! Nun gehe ich mit leichtem Herzen daran! An Euer Werk, Leute! Ich nehme alles auf mich, noch weiß ich nicht, wie ich's mache, aber den „König Salomo“ und seine Weihnachtslichter sollen diese englischen Rundköpfe nicht haben, darauf verlaßt Euch!“

Die Leute gingen still auseinander und thaten ihr Werk, unbekümmert darum, daß die Lage der Dinge kritischer wurde. Die englischen Schiffe liefen die Holländer mehr und mehr auf und wurden endlich alle, sieben an der Zahl, sichtbar, die Brise ward frischer und der Abstand zwischen den Schiffen stets geringer; die Holländer kamen in eine bedrängtere Lage, da der Feind, schlau genug, ihnen die Flucht auf die See hinaus unmöglich gemacht hatte, und sie so nahe unter Land drängte, daß sie nicht weiter gehen durften, sondern den Feind herankommen lassen mußten.

Während dieser Zeit war Kapitän Roeloffs auf dem Hinterdeck in ernstem Sinnen auf und abgegangen. Er schien endlich einen Entschluß gefaßt zu haben und rief den Steuermann und den Bootsmann zu sich, um sich mit ihnen zu besprechen. Auch der Schiffszimmermann wurde mit in die Beratung gezogen. Die Verhandlung ward so leise geführt, daß der Mann am

Steuer, der nicht weit von den Offizieren stand, trotz seines aufmerksamen Hinhorchens nichts davon verstand, und nur als jene Männer auseinandergingen, vernahm er, wie der Bootsmann sagte: „Nun bin ich gewiß, daß sie nichts kriegen.“

Die Sonne schwebte auf der Scheide des Horizonts, aber das Auge der Seeleute konnte sie nicht mehr schauen. Der Angriff hatte englischerseits bereits begonnen und die weite Fläche umher war in Pulverdampf gehüllt. Nur wenn der Wind die sich ballenden Wolken auseinanderriß, sah man auf Augenblicke einen Teil des Rumpfes oder des Takelwerks einzelner Schiffe, und das regsame Leben, welches auf den Verdecken herrschte. Die holländischen Kriegsschiffe hatten den ihnen von den Engländern gebotenen Kampf angenommen und fochten mit dem Mut der Verzweiflung. Diesem Mut war es gelungen, zwei englische Fahrzeuge dienstunfähig zu machen; sie lagen zwischen den übrigen und den Kauffahrteischiffen und gaben diesen Gelegenheit, in der Richtung nach Cadiz zu entkommen. Nur wenige derselben lagen so weit nach Lee hinüber, daß sie die Höhe nicht erreichen konnten, und trotz aller Anstrengungen in dem Bereich der englischen Kanonen blieben. Unter diesen war der „König Salomo“.

„Sage Euch, es geht nicht ruhig mit uns vorüber und wir stoßen mit einem der Engländer zusammen. Ihr werdet's sehen!“ sagte der Bootsmann und die übrigen pflichteten ihm bei. Nur Peter stand schweigend bei der Kanone, zu der er gewiesen war, drehte die

Lunte in der Hand und blickte fest in die vorüberrauschende See.

„Was giebts da im Wasser?“ fragte der Bootsmann unwirsch. „Willst Fische fangen?“

„Glaube vielmehr, die Fische werden uns fangen!“ sagte Peter langsam. „Das ist ein Vorteil des Seemanns, daß er im Voraus seinen Kirchhof ungestört besehen, und ausmessen kann, wie tief er zu liegen kommt.“

„Das letzte Wort verschlang ein scharfer Schuß, der in dem Takelwerk des großen Mastes große Verwüstungen anrichtete. Zwei andere Kugelnflogen wirkungslos über die Häupter der Leute hin.

„Frisch, Jungens!“ rief der Kapitän. „Gebt es dem englischen Hunde wieder. Er soll sehen, daß auch ein niederländischer Kauffahrer das Herz auf der rechten Stelle hat. Gebt mir die eine Lunte her! Nun! Backbords-Kanonen! Feuer! —“

Die drei Kugeln schlugen in die Schanzkleidung der englischen Fregatte; der Kauffahrer hatte mittlerweile gewendet und machte dasselbe Manöver am Steuerbord. Einen Moment war es still am Bord der Fregatte, als ob ihre Offiziere und Matrosen über den Mut des Kauffahrers erstaunten, dann aber spie sie eine solche Masse von Kugeln auf denselben, daß seine Masten schwankten und die Breitseiten klaffende Wunden zeigten. Die Fregatte hielt mit Feuern inne und strebte, dem Kauffahrer seitlängs zu kommen.

Der Steuermann und der Bootsmann hatten unterdessen die Heckjolle am Spiegel so weit gestrichen, daß sie vor den Kajütsfenstern hing. Der Zimmermann

war hinuntergestiegen, um diese von innen zu öffnen. Der Kapitän ließ den Peilstock in die Pumpen hinab; dieser und die ersten Zolle der Leine waren vom Wasser feucht, das durch die Lecke eindrang. Der Kajütswächter kam mit einigen Säbeln und Hischfängern auf das Verdeck und gab sie auf Verlangen den Matrosen, die begierig darnach griffen. Der alte Peter schwang eine von des Zimmermanns Aexten und sagte: „Ihr wißt doch die Ordre? Wenn die Engländer das Verdeck entern, sollen wir uns nach der Kajüte ziehen, um mit dem Heckhanger zu entwischen. Dacht' es wohl, erst Weihnachtslichter, dann Blut.“

„Die alte Heckjolle wird uns nicht alle tragen,“ bemerkte einer der Matrosen. „Ich mag gar nicht hinein.“

„Ich auch nicht,“ sagte Peter. „Erst aber will ich jedenfalls einem Paar von diesen englischen Hunden den Garaus machen.“

„Ich auch, ich auch!“ riefen mehrere und sahen mit einer Mischung von Schauer und Lust durch die stark hereindämmernde Nacht den Rumpf der englischen Fregatte sich seitlängs des Kauffahrers legen.

Von dem Verdeck derselben erscholl eine laute Stimme: „Mannschaft bereit!“

„Alles bereit!“ war die Antwort, und in demselben Augenblick schwang sich ein rascher Midshipman in das Takelwerk des Kauffahrers, gefolgt von zwanzig Matrosen, um von der Prise Besitz zu nehmen.

„Habt Ihr Grund?“ fragte die laute Stimme von vorhin.

„Ja, Sir!“ war die Antwort und die Fregatte steuerte in die Nacht hinaus.

„Einen Fuß Wasser mehr, in fünf Minuten!“ flüsterte der Bootsmann dem Kapitän zu, der in der Kajütskappe stand und den größten Teil seiner Leute bereits um sich versammelt hatte.

„Was giebt's hier?“ fragte Midshipman. „Ist kein Kapitän da, zum Donner? Wo sind diese holländischen Bestien?“

„Hier!“ rief Peter und schlug mit seiner Axt dem jungen Offizier so heftig vor die Stirn, daß er lautlos auf das Deck niederstürzte. Mit Wutgeschrei stürzten sich die Engländer auf den stillen Peter und bohrten ihm ihre Messer in die Brust.

Die Holländer waren indessen in der Kajüte angelangt, zwölf an der Zahl. Die Engländer hatten es bemerkt und wollten hinab. Der Meister des Quartiers aber sagte: „Nicht doch! Wollen uns erst vorsehen, damit wir nicht in eine Falle gelockt werden. Wir dürfen nicht alles mutwillig aufs Spiel setzen. Denn wir haben hier eine fette Prise, denke ich. Was ist das für Lärmen!“

„Hinten am Heck!“ lautete die Antwort. „Es war, als ob etwas ins Wasser fiel!“

Man eilte hin und sah, wie die Heckjolle sich eben von den Takeln losmachte und vom Schiffe entfernte. Zugleich brauste das Wasser wie ein Strudel um die Hacke des Steuers. Der Zimmermann hatte die halb unter der Wasserlinie liegende Ballastpforte geöffnet und die Flut stürzte jetzt unaufhaltsam hinein.

„Gebt Feuer auf die Hunde!“ schrie der Meister des Quartiers, und die Engländer, die Pistolen bei sich führten, brannten diese los.

„Gefehlt!“ rief Kapitän Jan Roeloffs, während sein Boot in den Nachtnebel hineinschoß. „Seht zu, daß Ihr von der Prise nicht einen zu fetten Bauch kriegt, und wenn Ihr Gelüsten nach einem Gericht Fische tragt, so kann ich Euch sagen, daß es nicht weit ist!“

„Was will der Kerl damit sagen!“ rief der Quartiermeister, von einem unwillkürlichen Schauder geschüttelt. „Seht nach, wie es mit dem Schiffe steht. Es scheint mir, als ob wir immer tiefer sänken. Peilt, Leute, peilt!“

„Sieben Fuß Wasser im Raum!“ war die Antwort.

„Teufel! Boot heraus! Boot und Schaluppe.“

„Wird sich nicht thun lassen!“ entgegnete trocken ein alter Irländer. „Die Planken zunächst dem Kiel sind durchgespalten. Wir müssen dran.“

Eine tiefe, schauerliche Stille folgte diesen Worten; der Prisen- und Quartiermeister stand bleich mit schlotternden Knieen; alle seine Kameraden blickten ratlos auf ihn. Ganz von ferne sah man einen Stern schimmern; es war die Laterne in dem großen Mast ihrer Fregatte.

Da warf ein scharfer Windstoß das Schiff leewärts über; die geplatzten Planken des Backbords rissen vollends auseinander, ein Brausen und Schäumen in dem Raum des Schiffes tönte grauenhaft aus der Tiefe empor. Die Engländer stießen ein tierisches Geheul aus. Noch einen Augenblick, und der Kauffahrer war gesunken.

XXXI.
London und Texel.
(Mai 1665.)

Der Ober-Ceremonienmeister Sr. Majestät Karl Stuart II. führte den Lord Mayor und die Aldermen der City von London in die Staatsgemächer des königlichen Palastes von Windsor.

„Eurem Wunsche ist gewillfahrt worden, edle Herren", sprach Lord White beim Eintritt in den Audienzsaal. „Der König bewilligt die erbetene Audienz. Möge sie zum Glücke für Euch ausschlagen."

„Wenn Königliche Majestät irgend einige Sympathieen für die Wohlfahrt der City empfindet, und wir sind hiervon auf das festeste überzeugt, so wird er uns gewiß mit einem günstigen Bescheide entlassen. Es ist jetzt nicht wohlgethan, die Nordsee und den Kanal zu dem abermaligen Schauplatz eines Krieges zu machen. Kaum ist der Donner früherer Schlachten verhallt und die Männer des Krieges beschwören schon ein neues Ungewitter herauf, um ihren Mut zu zeigen, den niemand bezweifelt. Es wird ein ungeheurer Weheruf durch das Land erschallen, der in das innerste Mark dringt und das Blut in den Adern erstarren macht."

„Man wird sich die Ohren verstopfen müssen, um einen solchen Weheruf nicht zu hören", entgegnete Lord White rasch. „Indessen versucht, würdige Herren, was Eure glühende Beredsamkeit vermag; Ihr wißt ja, das Herz unsers Königs ist nicht von Granit. Ich gehe, um Sr. Majestät Eure Ankunft zu melden."

Der Ober-Ceremonienmeister ging, und der Lord Mayor sagte zu den ihn begleitenden Aldermen: „Diese Höflinge sind ein leichtsinniges, übermütiges Volk, ohne Gefühl für den Ernst der Zeit und ohne Sympathien für den redlichen Bürger. Nur die Ueppigkeit des Hoflebens hat für sie irgend Sinn und Bedeutung, alles andere gilt ihnen nichts. Gott schütze England und seine Söhne."

Der König trat ein mit seinem Gefolge und ging raschen Schrittes dem Lord Mayor entgegen: „Seid gegrüßt, Ihr Herren! Was bringt Ihr mir?"

Der Lord Mayor und seine Begleiter machten dem Könige eine tiefe Verbeugung, dann richtete ersterer sich auf und begann mit lauter Stimme: „Sire! Wir, der Aord Mayor und die Aldermen der City von London erscheinen hier vor Euer Majestät —"

„Ich bitte Euch um des Himmelswillen, Mylord!" unterbrach der König den Redner, „nur jetzt keine überflüssigen Ceremonien. Spart den Eingang, wenn's beliebt; die Zeit eilt, darum thut Ihr es auch. Was wünscht die City?"

„Die City, Sire, und mit ihr alle treuen Unterthanen in den Reichen Euer Majestät, wünschen dringend, daß Sie den Stand der Dinge noch einmal sorgsam erwägen möchten, bevor Sie der Republik Holland den

Krieg erklären. Ist das Schwert einmal gezogen, vermögen wir nicht zu sagen, wann es wieder in die Scheide zurückfährt. Darum kann man nie zu ernstlich erwägen, wenn alles auf dem Spiel steht."

„Was nennt Ihr alles?" fragte der König rasch. „Eure Handelsinteressen, denke ich. Wären Eure Schiffe daheim, die jetzt auf hoher See eine Beute der Holländer werden können, Ihr würdet Euch wenig um den Sturm kümmern, der den Thron von Windsor-Schloß bedroht. Aber freilich, Eure Pfeffersäcke und Claretfässer sind einer ernsten Beachtung wert."

„Sire!" entgegnete der Lord Mayor bescheiden, aber fest. „Die Stärke der Bürger macht die Könige mächtig. Und wenn Ihr, um Euer selbst willen, den Frieden des Landes mit einigen Opfern erkaufen müßtet — —"

Ein Ausruf des Unwillens unterbrach den Sprecher. Das junge ritterliche Gefolge des Königs sah in dem Ansinnen des Königs eine Schmach für den ganzen Adel und gab dies in den unzweideutigsten Ausdrücken zu verstehen. Der König rief: „Ruhig, Mylords! Euer König wird nichts bewilligen, was nur einen vorübergehenden Schatten auf Eure und Englands Ehre zu werfen vermag! — Was habt Ihr mir noch zu sagen, Mylord?"

Aber der Lord Mayor war nicht der Mann, den man so leicht verwirrte. Er stand fest bei seinem Rechte und that alles, um es geltend zu machen. Mit Unerschrockenheit entwarf er dem Könige ein treues Bild von dem Handel und dem Fabrikenzustand des Landes, von der Gefahr die diese bedrohe, von dem Unheil,

das ihre Zerstörung in England hervorrufen könne, und welche furchtbare Verantwortung derjenige auf sich lade, der ein solches Unglück auf das gemeinsame Vaterland herabrufe.

Der König war sichtlich erschüttert; das Schwankende seines Charakters trat unverhüllt hervor. In diesem Augenblick gab er dem Lord Mayor völlig recht, und hätte er die Kriegserklärung rückgängig machen können, in dieser Stunde wäre es geschehen. Die Ueberzeugung, dies nicht zu können und durch einen übereilten Schritt vielleicht das Unglück seines Vaterlandes verschuldet zu haben, brachte sein Blut in Wallung; ein leises Zittern überflog seinen Körper und rasch ging er einige Male im Saale auf und ab.

Da traten die jugendlichen tapferen Begleiter des Königs, die Grafen von Portland und von Marlborough in den Saal und verneigten sich tief vor dem Gebieter: „Wir bitten um Urlaub, Sire, um in diesem Kriege unsere Degen dem Vaterlande zu weihen.“

„Gegrüßt, meine tapferen Vettern!“ entgegnete der König nicht ohne Verwirrung. „Wir erteilen Euch jeden Urlaub, den Ihr verlangen mögt und wünschen Eurem Schwerte einen ruhmvollen Sieg, vorausgesetzt, daß wir in Wahrheit einen Krieg —“

„Euer Majestät geruhen zu scherzen!“ rief der Graf von Portland. „In demselben Augenblicke, wo die Herolde bereits durch die Straßen der Stradt reiten und dem Volk unter Trompetenschall den Ausbruch des Krieges verkündeten, wollt Ihr unsere Zweifel rege machen!“

„Ihr sagtet? . . . .“ warf der König hin.

„Eure Herolde rufen den Krieg aus und die Bürger verkriechen sich hinter Fensterläden und Hausthüren, die sie verrammeln!“ lachte Portland. Ueberdies, wenn Euer Majestät auch diesen Holländern gegenüber die großmütigsten Gesinnungen hegte, so dürfte doch nach dem, was kürzlichst sich ereignete . . . .“

„Was ist geschehen?“ fragte der König rasch.

„Eine Beschimpfung unserer Flagge!“ sagte der Graf von Marlborough mit Unwillen, „und ich werde nicht eine ruhige Stunde haben, bis diese Schmach mit dem Blute Hollands von uns abgewaschen ist. Ein Schiff mit Euer Majestät Flagge ist von diesen Heringskrämern angegriffen; man hat es geentert, die Masten gekappt, die Flagge . . . ich schäme mich, es zu sagen . . . .“

„Was? Was?“ drängte der König mit lebhafter Ungeduld.

„Die Flagge an Bord des Staatsschiffes gebracht, sie auf des Kochs Kombüse, umgeben von Töpfen und Pfannen, aufgehißt und sie mit einem dreifachen Hohngelächter begrüßt!“

„Rache! Rache!“ schrieen die Edelleute des Königs und schlugen gegen die klirrenden Schwerter.

„Das ist zuviel!“ rief der König, „und geht über die Grenzen der Langmut hinaus. Wo ist der Führer meiner Flotten? — Ihr, Lord Mayor und Aldermen der City, habt gehört, was hier berichtet wurde und werdet nicht mehr versuchen, uns jetzt noch zum Frieden stimmen zu wollen! — Geht und meldet meinen guten Bürgern, was geschehen ist und was ich von ihren loyalen Gesinnungen erwarte! — Der erbetene Urlaub

ist Euch bewilligt, Mylords! Ist nach Seiner Herrlichkeit, dem Lord Groß-Admiral gesendet?"

„Hier, mein Herr und König!" sprach der mannhafte Herzog von York, der eben in den Saal trat.

„Mein guter Bruder von York! Reicht mir die Hand! Wir sind beschimpft, wir alle, das ganze Volk von England, und in Eure Hände lege ich die Macht, uns von dieser Schmach wieder zu reinigen."

„Ich danke Euer Majestät und werde den mir gewordenen Auftrag pünktlich erfüllen. Schon morgen bin ich auf hoher See und Gnade Gott allen Feinden unseres Vaterlandes! Dafür, daß sie unsere Flagge auf einen Kochtopf stellten, will ich nicht ruhen, bis sie in den Kochtöpfen Alt-Englands schwitzen."

„Ihr seid guten Humors, Bruder, entgegnete der König, trüb lächelnd. „Alles nehmt Ihr mit Euch: Unsere Wünsche und Hoffnungen."

„Ich hoffe, sie zu verwirklichen!" antwortete der tapfere Herzog. „Gebt Ihr mir Urlaub, hoher Herr!"

„Zieht in Gottes Geleit!" sprach der König und schloß den Bruder tief bewegt in die Arme.

In diesem Moment zog der Herold unter den Fenstern des Schlosses vorüber und verlas unter dem Schmettern der Trompeten und dem Geschrei des Pöbels die Kriegserklärung Englands und den Aufruf, der das gesamte Volk zu den Waffen rief.

Vor der Walfischschenke auf dem Texel saßen unter den hohen Linden einige Seeleute trinkend beisammen.

„Wie war das?" fragte der eine.

„Wie wird's gewesen sein?“ war die Antwort. „Sie zogen die Flagge auf der Kombüse auf und brauchten das englische Flaggentuch dazu, den Rost von dem Fischkessel zu reiben.“

„Ha! ha! ha! Das ist ein lustig Stück! Möchte wohl dabei gewesen sein!“

„Ja!“ rief ein kecker Halbmatrose. „Und besonders möchte ich das Ding angestiftet haben. Mein Lebtag würde ich in ganz Holland für einen großen Mann gehalten, der's Vaterland gerettet.“

„Könnt's nicht sagen!“ entgegnete ein Oberkanonier, der eben herzutrat. „Es hat dem Kapitän Obenhinaus nicht viel Nutzen getragen. Die Hochmögen haben's krumm genommen und der Ratspensionarius hat ihm tüchtig die Leviten gelesen. Das Schiff ist ihm abgenommen und er für unwürdig erklärt worden, dem Vaterlande jemals wieder zu dienen.“

„Nein! nein!“ riefen alle durch einander. „Ein holländischer Offizier! Und darum, weil er den Feind geschlagen?“

„Er hat ihn aber nicht geschlagen, er hat ihn mißhandelt!“ fuhr jener fort. „Ihr sollt dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen, sagt die Schrift, aber nicht dem Wehrlosen die Schmach des Hundes anthun. Der Holländer schlägt sich mit einem starken Gegner und stirbt lieber, als daß er sich unterkriegen läßt, aber einen hilflosen Mann kann er nicht kränken, und wenn er ihn schwanken sieht, giebt er ihm eher einen Schluck aus seiner Flasche, als daß er ihm hinterrücks niederschlägt. Ist's nicht so, Leute? Machen's nicht so alle braven Niederländer?“

„Ja, ja! So machen sie es!“ riefen die Seeleute.

„Wir bauen goldene Brücken und teilen unsere Ration! Wir sind brave Kerls und keine Verräter! Ueber Bord mit dem feigen Hund von Kapitän. Werft ihm seinen Degen ins Gesicht!“ schrieen alle laut durcheinander.

Neue Gäste traten herzu: „Es ist nun alles heraus!“

„Was ist heraus? Was meint Ihr?“

„Wie's werden soll, heißt das. Der Spektakel geht nächstens los. In ganz England und besonders in London haben sie es austrompeten lassen, der Krieg mit Holland ginge nun an; die Pfaffen sagen, es sei ein heiliger und gerechter Krieg!“

„He! he!“ lachte der Wirt zum Walfisch dazwischen, „das sagen ja unsere Pfaffen auch.“

„Weiß wohl, mein Junge! Es ist die Sprache der schwarzen Herren in allen Ländern. Aber, geh hin und hole mir eine Kanne Genever mit Wasser und dann höre weiter.“

„Hier ist alles bei der Hand, Herr Bottelirer. Wäre schlimm, wenn ich Euch nicht gut bedienen wollte. Wir gehören ja zu einem Stande. Nun, was wißt Ihr noch?“

„Es wird toll hergehen“, fuhr jener fort, „und für uns Seevolk wieder eine lustige Zeit anbrechen. Ueber hundert bewaffnete Schiffe sollen in See gehen, die Brander und Transportschiffe nicht gerechnet. Die Admirale Evertson, Kortenar, Stellingwarf und Cornelius van Tromp sollen das Kommando haben.“

„Brave Kerle, aber schade, daß der de Ruyter nicht dabei ist.“

„Den haben sie ja nach Afrika geschickt, um sich da mit den Negern abzugeben. Wenn der nur hier wäre, der machte die Engländer ganz allein klug."

„Ja, der de Ruyter! Hoch de Ruyter! Er lebe!"

„Hoch! Hoch! Hurra!" jauchzten alle.

„Was giebt's da? riefen zwei Neue. „Warum schreit Ihr so?"

„Wir lassen den de Ruyter leben! Was geht's Dich an!"

„Glaubte schon, Ihr schreit so, weil Ihr es wüßtet vom Plakat!"

„Von welchem Plakat?"

„Nun von dem neuen Plakat, welches die Herren General-Staaten erlassen haben. Da haben sie die Gebühren für uns erhöht; versteht mich, die Gebühren für unsere Gliedmaßen und zwar, daß wir für jede hundert Gulden noch fünf und zwanzig außerdem bekommen sollen!"

„Das ist gut! Das ist gut!" jubelten die Matrosen. „Nun sehen wir, daß wir etwas wert sind. Die General-Staaten schmeicheln uns. Frisch, Ihr Leute! Diesen Tropfen auf das Wohl der edelmögenden Herren! Was steht noch in dem Plakat?"

„Item, das von den Herren Offizieren! — Ist das erste Mal, daß die Offiziere so öffentlich ermahnt werden, und es paßt sich auch wohl nicht, weil es wider den Respekt ist! Versteht mich!"

„Gut das! Aber wovon handelt's denn?"

„Daß sie treu und wachsam sein sollen im Dienst zu dieser Zeit der Not; daß sie bei Tage und bei Nacht des Schiffes Bestes wahrzunehmen haben; daß die General-

Staaten alles thun wollen, dem dienstbereiten Offizier in allen billigen Forderungen zu Willen zu sein; daß aber der nachlässige Offizier auf keine Schonung zu rechnen hätte, sondern die ganze Strenge des Gesetzes erfahren solle.“

„Das haben sie von den Offizieren gesagt?“

„Sie haben's! Könnt es lesen, schwarz auf weiß, wenn Ihr hingeht zum Rathause, wo sie's an die Thüren geklebt haben zu jedermanns Wissenschaft.“

Dieser Umstand machte tiefen Eindruck auf die Matrosen und nahm ihre Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch. Sie waren so eifrig im Gespräche, daß sie das Glas und die Pfeife vergaßen und kaum bemerkten, daß der Abend bereits hereindämmerte.

„Ihr müßt nun nach Hause gehen, Jungens!“ rief der Wirt mit lauter Stimme.

„Was ist das? Zeigt Ihr uns die Thür, Kerl?“

„Muß wohl! Uebermorgen soll unsere Flotte in See und morgen ist auf Befehl im ganzen Lande Bet- und Fasttag. Da dürft Ihr keinen Grog trinken, und wenn Euch ein Schenkwirt etwas reichte, so büßte er es mit hartem Gefängnis. Es soll still und ehrbar zugehen in ganz Holland, und Ihr sollt auch einmal daran denken, daß ein Gott im Himmel ist! Versteht Ihr? Nun marsch, nach Eurer Schlafstelle, oder an Bord! Ich mache die Laden zu und schließe die Thüren. Verlauft Euch nicht, wenn Ihr morgen früh den Weg nach der Kirche sucht.“

Die Seeleute wollten noch einiges darein reden, aber plötzlich begann das Geläute der Glocken auf den

Türmen der Stadt; zur gleichen Zeit wurden die Glocken auf den Schiffen angezogen, die auf der Reede lagen, und das Geläut schallte ernst und feierlich auf das Meer hinaus. Die Matrosen zogen die Hüte und gingen schweigend nach den verschiedensten Richtungen hin auseinander.



XXXII.

Die Schlacht auf Doggersbank.

(13. Juni 1665.)

Hollands Flotte hatte den Texel verlassen. Sie zählt hundert kampffähige Schiffe, nicht zu rechnen die Brander und die wohlversehenen Transportschiffe, die sich in der Nachhut befinden. Den größern Fahrzeugen kühn voran eilt ein leicht getakeltes und bewaffnetes Geschwader, das sich nach verschiedenen Richtungen hin ausbreitet, um nach dem Feinde zu spähen, der sich, der Aussage kundschaftender Fischer zufolge, in der Nähe der „Gründen von Doggersbank“ befinden soll. Mitten in dem Kern der Flotte bewegt sich langsam und majestätisch der Dreidecker von 84 Kanonen, an dessen Bord sich der oberste Kommandeur Herr van Wassenaar befindet. Die 500 Mann, welche die Besatzung des Schiffes ausmachen, gehören zu den erlesensten der Flotte; die Offiziere, welche unter dem speziellen Befehl des ersten Admirals stehen, sind die zuverlässigsten und gewandtesten im Dienst. Hinter ihm erscheint ein Sechzig-Kanonenschiff, an dessen Bord der Vizeadmiral Kortenar seine Flagge aufgezogen hat. Der jüngere van Tromp ist mit seinem Kollegen Stellingwarf den

übrigen zur Seite, während Evertson in seiner gewohnten Weise mit Bedacht am Ende der stolzen Reihe sichtbar wird.

Herr van Wassenaar hatte seine Oberoffiziere zu einer letzten Beratung in seine Staats-Kajüte um sich versammelt gehabt und ihnen dann Urlaub erteilt. Sie zerstreuten sich und flogen in ihren Booten nach allen Seiten hin; nur Kortenar blieb einige Augenblicke auf der Schwelle.

„Ihr habt mir noch irgend etwas zu sagen, Herr Admiral?“ fragte der Oberbefehlshaber.

„Nichts!“ entgegnete jener. „Indem ich beim Scheiden den Blick auf Euch richtete, bemächtigte sich eine trübe Ahnung meiner Seele und ich mochte mich in dieser Aufregung nicht öffentlich zeigen. Es ist schon vorüber, aber eine innere Stimme sagt mir, daß wir uns nicht wiedersehen werden.“

„Um Gott, Herr!“ fiel Herr van Wassenaar ihm in die Rede, und zwang sich zur Heiterkeit. „Welche Leichenbittermiene am Tage einer fröhlichen Schlacht, denn daß wir heute schlagen werden, ist gewiß! Ich wittere die Nähe von Doggersbank und der Loodmann wird uns bald ansagen, daß wir auf ihren Gründen sind. Lustig, Herr, lustig!“

Er schüttelte dem Herrn van Kortenar die Hand und beide trennten sich.

Der Ober-Befehlshaber der Flotte hatte sich in seine kleinere Kajüte begeben, wo sein Schreiber mit der Führung des Tagebuchs beschäftigt war. Der Admiral war mit der Arbeit unzufrieden, der Schreiber gab eine ausweichende Antwort.

„Ich habe Euch schon einmal um Eurer Nachlässigkeit willen gestraft, Pieter!“

„Weiß es, Mynheer! Mit Fußtritten, in Gegenwart aller Offiziere.“

„Macht's nicht darnach, daß ich die Lektion wiederhole; sie wird diesmal derber. Ihr kennt mich, denke ich.„

„Hoffe, es soll nicht wieder dazu kommen!“ entgegnete der Schreiber mit einem stechenden Blick und entfernte sich nach einer tiefen Verneigung.

„Ich hasse den Kerl, wie ein böses Gewissen,“ sprach der Admiral vor sich hin, „und mache mir Vorwürfe, ihn wieder mitgenommen zu haben. Man sollte sich nicht von solchen Kreaturen beschwatzen lassen. Er wird jetzt wieder beflissen sein, in der Offiziers-Kajüte eine lange Litanei von meiner Strenge und Ungerechtigkeit zum Besten zu geben.“

Aber der Schreiber hielt sich von der Offiziers-Kajüte weit entfernt. Er war in den tief untersten Raum hinabgestiegen. Mehrere Matrosen, die ihm begegneten, waren nicht wenig erstaunt, was der Schreiber des Admirals hier zu suchen habe; aber infolge des Respektes, den an Bord Jedermann für den Höhergestellten hat, wagte es keiner, ihn zu fragen. So gelangte er zuletzt unten an; er hatte eine Zunderbüchse in der Hand, dazu große Stücke Schwamm und ein Bund mit Schwefelfäden. Eine satanische Freude blitzte aus seinen Augen, als er eine halbe Stunde später auf das Verdeck zurückkehrte.

„Wo steckt ihr denn?“ fragte ihn hier ein Kadett. „Ich suche Euch überall. Ihr sollt mit diesem Briefe

an Bord bei dem Admiral Evertson und dort einige Berechnungen machen. Herr van Wassenar läßt Euch Eile und Genauigkeit anbefehlen. Macht, daß Ihr fortkommt, ehe er wieder auf dem Verdeck erscheint; das Boot harrt Eurer an Backbords Fallreep."

„So?" fragte der Schreiber mit gedehntem Tone. „Nun, gebt her den Brief. Ich werde sogleich abfahren. Wünsche nur, daß Herr van Wassenaar Zeit genug behalte, meine Schreibereien mit Muße durchzusehen." Damit ging er über das Fallreep und sprach im Hinabsteigen für sich: „In einer Stunde alle zum Teufel schicken, die mich jemals mißhandelten, und selbst noch davonkommen, das ist mehr, als ich irgendwie geglaubt! Ich bin ein Glückskind!"

Die englische Flotte, 105 Segel stark, unter den Befehlen des Herzogs von York, wurde vor Doggersbank sichtbar, und setzte sogleich scharf auf die Holländer ein; diese hielten Stand und ließen den Feind nahe an sich herankommen. Beide Reihen lagen sich einander drohend gegenüber. Einzelne Schüsse flogen hin und her; mit lebhafter Begier wurde der Anfang der Schlacht ersehnt.

„Ein Signal hinüber zum Admiral Kortenar!" sagte der Oberadmiral zu seinem Flaggenkapitän. „Er soll mit zehn Schiffen das Centrum angreifen. Vorher war er etwas mißmutig, ich denke, das soll ihn aufheitern."

Das Signal wurde gegeben und sofort beantwortet. Kortenar signalisierte darauf, daß die zunächst liegenden zehn Schiffe ihm folgen und alles thun sollten, was das Admiralschiff thäte, ohne deshalb irgendwie

erst Rückfrage zu halten. Und gleich darauf ließ er seine Segel vollbrassen und segelte straff auf die englische Linie ein.

„Höre, Meister Jakob Quick!“ sagte der Admiral Kortenar zu seinem Ober-Steuermann. „Meine Offiziere sind alle unerfahrene, junge Kerle und ich fürchte, sie haben außerdem nicht besondere Umsicht; darum denke ich zunächst an Dich! Wenn mir heute etwas begegnen sollte — —“

„Davon müßt Ihr ganz und gar nicht sprechen, lieber Herr!“

„Warum nicht? Bist Du ein Kind oder ein befahrener Mann? Ich muß meine Dispositionen treffen und Du wirst mich anhören und mir gehorchen. Wenn mir etwas Menschliches begegnet und die Kugel findet ihren Weg zu meinem Herzen, so folgst Du mir im Kommando.“

„Ich, Herr? Nein, ich nicht!“

„Bist Du bei Sinnen mit Deiner Weigerung? Mein Flaggen-Kapitän ist krank am Lande zurückgeblieben; die jungen Offiziere kennen den Dienst nicht, Du bist ein befahrener Mann. Sie haben meine Willensmeinung schon erfahren und werden Dir gehorchen. Schütze die Ehre unserer Flagge.“

Der Admiral stieg auf die Schanze; der Ober-Steuermann schlug sich mit der Faust vor der Stirn und rief: „Mir solchen Auftrag! Weiß er denn nicht, daß ich keine Kanone brummen hören kann, ohne vom Fieber geschüttelt zu werden! Mit Zittern und Zagen vermochte ich bisher kaum zu gehorchen und soll nun befehlen! Das bringt mich um.“

Die ersten holländischen Schiffe waren jetzt der englischen Linie ziemlich nahe gekommen, und der Angriff nicht länger zu vermeiden: „Hollah!“ rief der Admiral. Jedermann an sein Werk und Acht auf mein Wort! Feuer am Backbord! Hurra! Feuer am Steuerbord! Hurra!“

Sowohl von dem Admiralschiff, als von den übrigen, die ihm folgten, wurde die glatte Lage von beiden Seiten abgefeuert und richtete eine leichte Verwirrung unter den Engländern an, die eines so heftigen Angriffs nicht gewärtig waren.

„Noch einmal! Frisch!“ rief Kortenar. „Feuer am Steuerbord und am Backbord! — Luvt scharf an da am Steuer! — Hurtig bei den Kanonen! — Ha! — Wehe mir!“ Er fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

Eine feindliche Musketenkugel hatte ihren Weg nicht verfehlt. In dem Augenblicke, als der Admiral zusammenstürzte, begann am Bord seines Schiffes die schrecklichste Verwirrung, und die nachfolgenden Schiffe wußten nicht, was sie thun sollten.

Die Engländer erhoben ein lautes Freudengeschrei und begannen nun ihrerseits den Angriff mit unerschrockenem Mute.

„Herr Ober-Steuermann!“ rief einer der jüngern Offiziere, „Ihr seid jetzt unser Ober-Befehlshaber. Auf Euch blicken alle. Was soll geschehen?“

„Ich weiß nicht!“ rief dieser, in Angstschweiß gebadet, und lief selbst zum Steuerruder, indem er schrie: „Abfallen! Abfallen!“ Ein Schrei des Entsetzens tönte über das Verdeck hin.

Herr van Wassenaar hatte sein Auge keinen Augenblick von den voransegelnden Schiffen gewendet. Anfangs erfreute ihn der unerschrockene Mut, mit dem sie vorwärts gingen, und er berechnete schon die Minute, da er ihnen folgen könne, aber als sie ihr Feuer einstellten, als nun das Admiralschiff plötzlich vom Winde abfallen ließ und mit seinem Geschwader schimpflich das Weite suchte, als man den Hohnschrei der Engländer hörte, da verließ ihn die Besonnenheit und glühend vor Zorn rief er: „Der feige Hund flieht! — Kortenar! Schande Dir! — Braßt auf! Rasch heran an den Engländer, oder die ganze Schlacht ist verloren! Vorwärts!“

Die Befehle des Ober-Admirals wurden sogleich befolgt, und majestätisch schwamm das Admiralschiff seine Bahn. Ihm folgten die übrigen in dicht gedrängter Reihe, und rechts und links wurde es von Briggs und Fregatten umgeben, die mit ihm die Ehre des Tages teilen wollten. Da kam die Botschaft von dem Fall des Kortenar.

„Ich wußte es wohl, daß er nicht fliehen würde!“ entgegnete, erleichterten Herzens, der Ober-Befehlshaber. „Schande über seinen Nachfolger! Er soll dem Strick nicht entgehen! — Aufgemerkt, Ihr Herren! Die Geschütze in Ordnung! So wie wir einen Engländer seitwärts haben, brennen wir los!“

Unterdessen hatte sich in dem Admiralschiffe schon längst eine ängstliche Bewegung kund gegeben; die Mannschaften liefen hin und wieder, sie flüsterten mit einander; die Offiziere des Zwischendecks steckten die Köpfe zusammen, die Offiziere des Halbdecks erhielten Nachricht und begaben sich zum Admiral. Eine laute

Stimme rief durch die Luken des Mitteldecks und Alle fielen ein: „Feuer im Schiffe!“

Alle Anstalten wurden getroffen, dem verzehrenden Elemente Einhalt zu thun; aber dies hatte schon zu weit um sich gegriffen und nahm einen immer bedrohlicheren Charakter an. Die Flammen schlugen aus den Kanonenpforten und hielten das Schiff von allen Seiten umschlungen, sie reckten zu den Wanten auf und das Segelwerk samt der Takelage stand in Flammen. Wild und wilder ward der Lärm, die Offiziere waren verstört und wußten nicht, welche Anordnungen sie treffen sollten, die Soldaten und Matrosen fluchten und schrieen, oder stürzten in die Kniee und beteten; die Flammen hatten gierig der einzigen Rettungsmittel sich bemächtigt, auch die Boote standen in Flammen. Von den Schiffen, die zunächst dem Admiralschiff sich befanden, wagte man keine Boote abzusenden; die Glut war bereits zu mächtig, als daß sie ungefährdet hätten an Bord gelangen können, und der Feind zu nahe, er würde die wehrlosen Fahrzeuge sogleich in den Grund gebohrt haben, noch ehe sie den Ort erreicht hätten, wo ihre Hülfe not that.

Der letzte Strahl der Hoffnung war verschwunden. Man hatte sich einen Weg zur Pulverkammer bahnen und diese unter Wasser setzen wollen, aber umsonst; der Rauch hatte so sehr überhand genommen, daß niemand bis dahin vordringen konnte, und die Flamme leckte schon an den eisenbeschlagenen Wänden derselben.

„Holländische Männer!“ rief Herr van Wassenaar. „Unsere Stunde ist gekommen! Es lebe unsere Republik! Wir sterben für das Vaterland! Wollt Ihr fallen wie Memmen, oder wie Männer?“

„Wie Männer!“ riefen sie.

„So fallt! — Lebt alle wohl! Ich danke Euch für Eure Treue! Unsere Namen wird dereinst der späte Enkel noch mit Dankbarkeit nennen. Knieet nieder, damit wir zu Gott beten, daß er uns gnädig aufnehme.“

Der Oberadmiral kniete mitten auf dem Verdeck nieder; ihm folgten seine Offiziere. Und rings um ihnen her knieten die Zwischendecks-Offiziere, die Beamten, die Matrosen, Soldaten und Schiffsjungen. Der Geistliche aber erhob beide Hände wie zum flehenden Gebet und sang unter dem Prasseln der Flammen mit lauter Stimme:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!“

Aber kaum waren diese Töne verhallt, als das schwankende Schiff bis in seine Grundfesten erbebte, eine Flamme riesengroß zum Himmel sich emporstreckte, ein donnernder Knall alles andere Geräusch verschlang, so furchtbar, als ob die Erde bis zu ihrem Mittelpunkt auseinanderrisse, ein tausendfaches Knistern und Prasseln, Zischen und Schäumen, ein mächtiges Aufrauschen der Wellen, ein weit sich ausbreitender, erstickender Dampf, und von dem stolzen Admiralschiffe samt seinen fünfhundert kampffähigen Männern ward nichts mehr gesehen.

Dies zweite Ereignis hatte die Holländer vollends entmutigt. Als das Admiralschiff in die Luft flog, ertönte ein lauter Weheruf längs der ganzen Linie. Die Engländer fielen mit klingenden Spiele ein und begannen einen mörderischen Angriff. Die Holländer wichen überall zurück, keiner hielt in dem dargebotenen Kampfe mehr Stand; wer noch irgend die Wahl hatte,

aus dem furchtbaren Getümmel zu entkommen, wandte sich zur Flucht.

„Hol's der Teufel!“ brummte der Vice-Admiral Evertson, der unbeweglich auf dem Verdeck seines Schiffes stand. „Noch ist der Tanz nicht einmal losgegangen, und wir bekommen nichts ab. Aber laßt alle feigen Memmen laufen; der Engländer, der mir seitlängs kommt, stößt sich den Schädel ein. Was giebts da?“

„Verzeihung, Herr Admiral!“ Das ist eine verzwickte Geschichte mit dem Schreiber Pieter vom Befehlshaberschiff!“ sagte einer der Offiziere.

„Der Duckmäuser! der Kriecher!“ schalt der Admiral. Warum ist der Hund hier an Bord gekommen?“

„Es war wegen eines Rechnungs-Abschlusses, den der Ober-Admiral noch vor der Schlacht in Ordnung bringen wollte. Der Kerl kam schon halb betrunken an Bord und wußte sich hier noch mehr Branntwein zu verschaffen. Er war ausgelassen lustig und ließ verdächtige Redensarten fallen von Rache und Vergeltung, von dem roten Hahn auf dem Bramtopp und sonstige Dummheiten. Als aber der Unglücksfall kam mit dem Admiralschiff, wurde er plötzlich bleich, er zitterte heftig, rief laut: „Ach Gott! Ach Gott!“ und sank in die Kniee. Das ist alles sehr verdächtig!“

„Ich sage es, der Hund ist ein Duckmäuser!“ sprach Jan Evertson. Her mit dem Kerl! Wir wollens ihm gerade auf den Kopf zusagen, daß er ein Mordbrenner ist!“

Der Schreiber Pieter ward nach dem Halbdeck gestoßen und dort fiel er kraftlos, todesbleich, mit Zähn-

klappen zu den Füßen des Admirals. Dieser setzte den Fuß auf seinen Nacken und sagte: „Bekenne, Du Hund, Du hast das Admiralschiff in Brand gesteckt?“

„Gnade! Gnade!“ wimmerte der Verbrecher.

Bekenne! Oder ich trete Dich zu Schanden!

„Ja! Ja! — Ach Gott, die Gewissensangst! — Ach Gott, Herr Admiral!“

„Still, Du Hund! Peitscht ihn mit den brennenden Lunten! Stoßt ihm die glühenden Eisenpoker ins Gesicht! Hollah! Block an die Fockraa! Der Hund soll hängen.“

Das Geschrei der Entrüstung übertönte das Gekreisch des Mordbrenners; er hing nach zehn Minuten.

Unterdessen war die Flucht allgemein geworden und überall hin sah man flüchtige holländische Schiffe. Auch die englische Linie hatte sich aufgelöst und nach allen Richtungen hin begann eine tolle Jagd. Cornelius van Tromp und Stellingwarf hatten von allen Offizieren die meiste Besonnenheit gezeigt; ihren vereinten Bemühungen gelang es, ungefähr sechzig Schiffe zu sammeln, und mit diesen steuerte van Tromp direkt nach Texel zurück, während Stellingwarf hinter dem Spiegel seines Freundes Jan Everson weghielt und diesen zum Rückzuge aufforderte.

„Rückzug? He?“ rief dieser. Ich gehe nicht gern vorwärts, wenn ich nicht muß, aber wo ich einmal bin, da bleibe ich und zurück habe ich in meinem Leben noch keinen Zoll breit gethan. Ich will nicht.“

„Ihr müßt, Evertson!“

„Muß? Wer will mich zwingen, wie ein ehrloser

Hund zu handeln? Sollen sie Spottlieder auf mich singen?"

„Euer ist nicht die Schuld. Die Flucht ist allgemein. Wenn Ihr hier bleibt, müßt Ihr in die Gewalt des Feindes fallen, statt daß Ihr jetzt diese Kräfte noch für einen glücklicheren Tag retten könnt. Bedenket das!

Diese Worte leuchteten dem Admiral ein, und fluchend gab er den Befehl, die Raaen abzubrassen und den übrigen Schiffen zu folgen.

Der Kampfplatz bot einen traurigen Anblick: hier Schiffe, die mit vollen Segeln entflohen, dort andere, die mit vollen Segeln nachsetzten; am Bord der einen dumpfe Grabesstille, am Bord der andern lautes Hohngelächter und jubelnder Siegesgesang. Vereinzelte Schüsse hallten über die Fläche hin, und als die Sonne im Westen untersank, wurde am Bord des Admiralschiffes Sr. Großbritannischen Majestät die glatte Lage abgefeuert, während die Schiffsmusik einen fröhlichen Marsch spielte.

In diesem Augenblick empfing der Herzog von York seine Ober-Offiziere und ritterlichen Freiwilligen in der Staatskajüte, um den errungenen Sieg durch ein glänzendes Bankett zu feiern.

XXXIII.

Volks- und Kriegsgericht.

(Juli 1665.)

Die ersten der von Cornelius van Tromp geretteten Schiffe langten mit starker Havarie auf der Reede des Texels an. Durch sie kam die Nachricht von der schimpflichen Niederlage der Landesflotte zuerst an die heimische Küste und verbreitete sich mit der Schnelligkeit eines Orkans durch die sämtlichen Provinzen. Ein lautes Wehklagen erscholl durch das ganze Land, ein Schrei des Unwillens sprach das Todesurteil über die feigen Verräter aus. Die Edelmögenden Herren traten zusammen und überlegten, was in diesem Falle zu thun sei, um das Ansehn der Gesetze aufrecht zu erhalten und dem gerechten Zorne des Volkes genug zu thun. Es wurde beschlossen, ein förmliches Kriegsgericht zu ernennen, das diese unselige Angelegenheit auf das strengste untersuchen sollte. Das Volk wurde hiervon durch öffentliche Ausrufer und vielfache Plakate in Kenntnis gesetzt und dringend ermahnt, dem Arm des strafenden Gesetzes nicht vorzugreifen.

Aber das einmal erregte Volk ist schwer zu bändigen, und ist erst ein Opfer seiner blinden Wut ge-

fallen, fordert es deren mehrere; Blut will Blut, der Tropfen wird zum Strom.

Auf dem freien Raum der Admiral=Werft zu Amsterdam drängten sich große Haufen von Land= und Seevolk. Abgedankte Soldaten, müßige Hafenarbeiter, meistens Gesindel, liefen bunt durch einander. Hier bildete sich eine dichte Gruppe um einen Bänkelsänger, der auf die Offiziere der Flotte derbe Spottlieder sang, und die Menge begleitete abwechselnd jeden Refrain mit Gelächter und Verwünschungen.

„Nochmals das Lied, Meister, nochmals! Hier ist ein Stüber für Eure trockene Kehle!“ rief einer.

„Erst singen und dann Geld! Gebt Ihr ihm den Stüber gleich, bleibt ihm der Gesang in der Kehle stecken!“ fiel ein anderer ein.

„Erst singen! Erst singen!“ brüllte die Menge.

Und der Bänkelsänger begann:

Der Kompaß ist entzwei!
Von Süden und von Norden,
Ist uns nur Schimpf geworden!
Von Westen und von Osten,
Gereicht uns nicht zum Trosten;
Der Kompaß ist entzwei! —

„Ha! ha! Das ist wahr!“ riefen einige dazwischen. Vorbei, alles zum Teufel!“

Mit den Admiralen ist's vorbei,
In die Luft da fliegt der Kortenar,
In's Wasser plumpt der Wassenaar,
Tromp brasset an den Wind gar scharf
Und nach ihm folgt der Stellingwarf;
Mit den Admiralen ist's vorbei,
Kommt, schlagt die Kerls zu Brei!

„Schlagt sie zu Brei! Schlagt sie zu Brei!“ jubelte die Menge und schwang drohend Knüttel und Messer. „Hast recht, Bänkelsänger! Hurra! Weiter! Weiter!“

Und dieser fuhr fort:

Die Admirale sind Pack!
Sie machen nur dummen Schnack!
Allein der Schande Kreuz und Kron',
Das ist der lange Evertson!
Der ist erst recht uns überlei,
Den schlag'n wir auch zu Brei!

„Ja, das thun wir!“ rief ein langer Schiffszimmermann und hob seine Axt drohend empor. „Kommt, laßt uns sehen, wo wir ihn finden! Habt Ihr's gehört, wir schlagen ihn auch zu Brei! Fort! Fort!“

„Erst den Stüber! Erst den Stüber, den Ihr mir versprochen habt!“ rief der Bänkelsänger.

„Was? Will der Kerl seinen Patriotismus bezahlt haben? Schlagt ihm seinen verstimmten Dudelsack um die Ohren!“

„Bursche!“ rief ein relegierter Student von Leyden, „Du bist ein Rhapsode Deines freien Volkes! Was kümmert Dich schnöder Mammon?“

„Ei was, Soden! Rapssoden oder Torfsoden!“ schrie der Bänkelsänger. „Ich muß mein Geld haben.“

„Unverschämter Hund!“ schalt ein stämmiger Friesländer und riß ihm das Instrument weg, das er mit Füßen zertrat. „Willst freie Leute brandschatzen? Werft ihn in den Kanal!“

„Werft ihn in den Kanal! In den Kanal!“ kreischte der Pöbel und stürzte sich auf den erschrockenen Sänger, den einige Betrunkene, trotz alles Sträubens, auf

ihre Schulter nahmen und mit ihm dem nächsten Kanal zueilten.

Am andern Ende der Werft stand ein ehemaliger Notar, der, um mannigfachen Betruges willen, von dem hohen Gerichtshofe seines Amtes entsetzt worden war, auf einem Haufen hochgetürmten Bauholzes, und sprach auf das untenstehende Volk ein, das ihn mit offenem Maule angaffte.

„Sage Euch, es wird ein schlechtes Ende nehmen, wenn Ihr es noch lange müßig mit anseht!“ schrie er. „Der Ausgang dieser Schlacht hat's Euch deutlich gezeigt. — Was sagt Ihr da, Ihr junger Grünschnabel? Es wäre blos die Feigheit der Offizier gewesen, wodurch wir die Schlacht verloren? — Denkt nicht daran! Abgekartet war alles!“

„Hört den Gelehrten! — Der weiß Bescheid! — Was heißt das, abgekartet? — Erklärt Euch!“ so tönte es aus dem herumstehenden Haufen.

„Abgekartet war es, sage ich Euch! Abgekartet von Hause aus! Was fragen sie nach unserer freien Republik? Sie schlagen sie los um dreißig Silberlinge, wie Judas den Herrn! Gebt nur Acht! Die Franzosen da haben ein Auge auf unser flandrisches Land, und sobald nur irgend eine Gelegenheit da ist, haben wir die Kerle darin, Gott besser's! Und hier unser Pampus, unser Texel. Das wäre so ein fetter Bissen für die Engländer! Darum haben wir uns ja schlagen müssen, damit sie freies Fahrwasser finden. Sollte mich gar nicht wundern, wenn schon in diesem Augenblicke ihre vermaledeite Flagge vor dem Texel wehte! Hol's der Teufel!“

„Unmöglich!“ riefen einige. „Wenn er's sagt?“ erscholl's von der andern Seite und die Aeußerungen der einzelnen verschmolzen sich zu lautem Getöse.

„Bleibt mir doch mit einem solchen Unsinn vom Halse!“ sagte ein ehrsamer Bürgersmann zu seinem Nachbar. „Wenn Ihr Eurem Lande etwas Gutes erzeigen wollt, so nehmt den Kerl da von oben herunter, und alle, die so denken und reden, wie er ebenfalls; werft sie in ein tiefes Loch und laßt sie nie wieder an das Tageslicht sehen; dann habt Ihr ein gutes Werk gethan.“

„Wer ist das da? Was will der?“ riefen mehrere Stimmen.

„Das ist der Meister Rolffs, der Ankerschmied!“ war die Antwort. „Der ist ein gewichtiger Mann; steht in Ansehen und hat Geld die Fülle! Den laßt sprechen!“

„Ja, sprecht, Meister Rolffs! — Steigt Ihr auf die Balkenlage! Redet!“

„Ich sage,“ sprach der Ankerschmied, „daß dies alles Gewäsch ist, und daß ein braver Niederländer nicht darauf hören muß. Es geht uns schon schlimm genug; sorgt, daß es nicht ärger wird. Was leiht Ihr Euer Ohr dem Querulanten und Rechtsverdreher? Er belügt Euch, um nachher im Trüben zu fischen!“

„Ja, das ist auch wahr! Der Kerl ist ein Rechtsverdreher. — Herunter Du da! Werft ihn mit Steinen!“

Der Exnotar fühlte, daß es ihm nach der Kehle zuckte, er faßte einen verzweifelten Entschluß: „So ists recht! Wenn's nicht anders geht, sucht man die

ehrlichen Leute zu verleumden, um seine eigene Verräterei zu verstecken. Du Judas!"

„Was?" schrie Meister Rolffs und schwang sein spanisches Rohr. „Ich ein Verräter? Ein Judas?"

„Ja Du!" rief der Exnotar mit frechem Trotze. „Hast Du nicht immer englisches Volk in Deinem Hause? Hast Du nicht schon lange nur für englische Rechnung gearbeitet, oder willst Du uns weismachen, daß alle Anker, die aus Deiner Werkstatt hervorgegangen sind, nur an den Kranbalken holländischer Schiffe hängen? Hast Du nicht die halbe englische Flotte mit Deinen Ankern versorgt, und können sie nicht jetzt schon vor Texel unser gutes holländisches Schmiedeeisen in guten holländischen Grund gesenkt haben? Du hast das Land verraten!"

„Hört mich, Leute!" sagte der Meister kleinlaut, als er die zornglühenden Gesichter der Umstehenden sah. „Ich bin ein Handelsmann, und meine Ware geht durchs ganze Land."

„Das ist nicht wahr!" rief der Exnotar, „sie geht außerhalb Landes! Seht ihn nur recht an. Wo käme denn das feine Tuch zum Wams her und die großen silbernen Knöpfe daran? Wer giebt uns solchen Wams und solche Knöpfe?"

„Ja, das ist auch wahr!" Wer giebt uns solche Knöpfe? Man kann Guldenstücke daraus prägen. Reißt sie ihm ab!"

„Und seinen Hut!" schrie der Exnotar. „Seinen Hut seht Euch an. Das ist offenbar ein englischer Hut! Herunter damit vom Kopfe, Meister Rolffs, und bittet

alle guten Bürger Eurer Verräterei wegen um Verzeihung.“

„Bitte um Verzeihung!“ brüllte der Haufen. „In die Kniee! In die Kniee!“

Drohend umstand der halbtrunkene Pöbel den geängstigten Bürgersmann, der zitternd in die Kniee gesunken war, keines Wortes mächtig, die Hände faltend und den Todesstreich erwartend, als plötzlich ein greller Trompetenstoß dem Volke in die Ohren schrillte und seine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt lenkte. In dem allgemeinen Aufruhr gelang es dem Ankerschmied zu entwischen.

Ein Marktschreier hatte ein leichtes Gerüst in der Nähe des Tummelplatzes aufgeschlagen und lud durch Trompetenschall zum Besuch seines Schauplatzes ein. Dieser stellte das Verdeck eines Schiffes vor und auf demselben standen einzelne Puppen, mit Uniformen bekleidet, welche die Admirale sein sollten, die in der Schlacht von Doggersbank den Befehl führten. Man hatte den einzelnen Puppen teils die lächerlichsten, teils die entwürdigendsten Stellungen gegeben, und jeder hatte man ein Papier angeheftet, worauf der Name dessen geschrieben stand, den sie vorstellen sollte. Der Marktschreier stieß fortwährend in die Trompete, um noch mehr Volk herbeizulocken, während sein Weib mit einem Zinnteller umherging und schmutzige Kupfermünzen einsammelte.

„Recht, meine Landsleute!“ rief der Marktschreier, als abermals eine Münze auf den Zinnteller fiel. „Bringt Eure Gaben auf dem Altar des Vaterlandes dar; sie sollen gut angewendet werden. Was Ihr zum

zum besten gebt, ist nur da, um Euch Genugthuung zu verschaffen. Hört mich, edle Niederländer! Hier seht Ihr die Verräter alle vor Euch. Hört:

„Der Wassenaar, der Kortenar,
Das ist ein wahres Lumpenpaar;
Und ist der eine zu kort*),
Der andere ragt über ihn fort;
Und thut der andre zu viel im Wassen**),
Ein Strick wird doch für beide passen!
Mit Admiral van Tromp, dem Sohn,
Die Flotte fernerhin verschon',
Viel lieber sonst am hellen Tag,
Sich selber er nur hängen mag.
Der Stellingwarf, der Stellingwarf,
Sich nirgends sehen lassen darf;
Sonst nehm'n wir ihm den Degen weg,
Und thun ihn selber in den Dreck.
Und käme gar der Evertson,
Das ist ein trauriger Patron,
Schmeißt über Bord ihn, holt ihn Kiel,
Was wieder aufkommt, ist nicht viel.
Der Admirale fünfe sein,
Der beste ist ein fettes Schwein!

Während noch rings umher alles laut jauchzte und lachte, richtete sich die Aufmerksamkeit einzelner auf eine von zwölf Ruderern gepeitschte Staatenschaluppe, die gegen die Admiralswerft heranflog. —

„He! Ho! He! Wer kommt da so großschiffsmäßig herangeflogen?" rief einer, der eine breite Schmarre über das ganze Gesicht hatte. Denke doch nicht, daß es einer von den saubern Gesellen ist, die uns den Engländern verraten haben? Sonst, bei dieser

*) Kurz.
**) Wachsen.

Schmarre, die ich von einem Türkenhund von Seeräuber empfing, ich reiße ihm die Uniform von dem Leibe herunter."

„Wie kannst Du nur glauben, daß ein solcher hier her kommen wird?" entgegnete sein Nachbar. „Die halten sich versteckt und werden uns nicht vor Augen kommen. Wird wohl ein anderer sein, der sonst wohin gewesen ist, und sich nun melden will, als heimgekehrt. Könnt's nicht der de Ruyter sein? He?"

„Der könnt's wohl sein," sagte ein dritter. „War lange genug fort und könnte immer wiederkommen! Wenn er's ist, bringen wir ihm ein Hurra!"

„Versteht sich! Versteht sich!" riefen mehrere. „Ja, der de Ruyter! Das ist ein Kerl! Wäre der mit dabei gewesen, hätten uns die Engländer das nicht bieten dürfen!"

„Gewiß nicht, er wäre mit seinem eisernen Bug gegen die feindlichen Schiffe gerannt und hätte sie alle in den Grund gebohrt; ihre Flagge hätte er als Sacktuch gebraucht und dann hätte es lustige Geschichten gegeben obenein."

„Laßt uns dem de Ruyter ein Hurra bringen!" rief ein dritter. „Ein lautes Hurra, das er hören kann, noch ehe er mit der Schaluppe landet! Schreit!"

„Schreit! Schreit!" rief ein Jungmatrose und schwang die Mütze. „Ich springe ins Wasser und schwimme dem Herrn Admiral entgegen."

„Halt! Steht still!" rief der Kerl mit der Schmarre. „Gebt keinen Laut von Euch! Das ist ja der de Ruyter gar nicht."

„Wer ist es denn?“ fragten die Umstehenden verdutzt und reckten sich die Hälse aus.

„Das ist einer von den Fünfen!“ fuhr jener fort. „Das ist Mynheer Jan Evertson! Ha! Ha! Der kommt uns gerade in den Weg! Den wollen wir auch empfangen! Aber wie?“

Jan Evertson stand im Hinterteil seiner Schaluppe hoch aufrecht, die Arme über einander geschlagen, das Auge fest auf den Pöbel gerichtet; sein Gesicht war totenbleich, seine Lippen waren zusammengekniffen. Er sah, wie der Pöbel den Boden aufwühlte und Miene machte, die Steine nach seinem Boot zu schleudern, er hörte die Spottlieder, die sie sangen und die Drohworte, die sie ausstießen, aber keine Regung der Furcht ward bemerkbar, er rief nur leise den am Steuer sitzenden Lieutenant zu: „Anlegen!“

Die Schaluppe schoß mit großer Schnelle längs der Brücke der Werft. Das Wasser des Stromes sprang auf, die Bootsgasten warfen die Ruder hoch und vor den riesigen Gestalten dieser Matrosen wich die Masse unwillkürlich zurück. Auf den freigewordenen Raum schwang sich mit einem kühnen Satz der Admiral.

„Wollt Ihr Platz machen?“ fragte er.

„Nein! Nein!“ schrieen mehrere Stimmen. „Hier ist kein Weg für Euch!“

„Ihr sollt hier nicht gehen; ich leide es nicht!“ rief der Kerl mit der Schmarre und trat dem Admiral entgegen.

Jan Evertson antwortete nicht, aber er faßte den Aufrührer bei der Brust und schleuderte ihn mit einem Wurf in den Strom. Das Volk wich vor dieser un=

erwarteten That zurück, die Matrosen sprangen aus der Schaluppe und umringten ihren Offizier mit gezückten Waffen. Der Lärm verstummte, aber in drohende Gesichter blickte man rings umher.

„Holländer! Ich rede nicht viel!“ sprach der Admiral. Meine Schuldigkeit habe ich gethan am Tage des Unglücks; jetzt gehe ich, um mich dem Kriegsgerichte zu stellen, und wer mir den Weg dazu versperrt, dessen Schädel sei Gott gnädig! Macht Platz da?“

Die Pöbelmasse, eingeschüchtert durch sein entschiedenes Auftreten, wich auseinander. Er ging langsam vorwärts, aber je weiter er kam, je mehr verengte sich der Weg und gleich nach ihm schloß er sich ganz und gar; er fand sich bald von allen seinen Leuten abgeschnitten. Die Stille war längst wieder unterbrochen; die Melodie der Spottlieder ertönte, untermischt mit rohem Lärm, Steine flogen hin und her, Aexte und Knüttel wurden geschwungen, und die Gefahr ward mit jedem Augenblick dringender; Jan Evertson hatte die Augen zu Boden geschlagen, mit kalter Resignation den Streich des Todes erwartend, als der mannhafte Ritter Egmont van dem Bosche mit einigen bewaffneten Reitern heransprengte, und den bedrohten Flotten-Offizier in Sicherheit brachte.

Vierundzwanzig Stunden später hatte das Kriegsgericht die Untersuchung beendet, und fällte das Urteil, dessen Vollstreckung sogleich anbefohlen wurde. Der Weg bis zum Richtplatz war mit Menschen bedeckt;

dieser selbst mit starken Truppen-Abteilungen besetzt. Rings um diese her wogte das Volk in dichten Massen auf und ab.

Es schlug zwölf Uhr. Eine von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Schwadron Reiter setzte sich von dem Gerichtshause in Bewegung, um die Gefangenen auf ihrem letzten Gange zu geleiten. Neben ihnen her gingen die Geistlichen und vorauf schritt der vom Gerichtshofe abgeorderte Richter, der ihnen auf der Todesstätte noch einmal das Urteil vorzulesen hatte. Die Gefangenen traten durch die Pforte des Gefängnisses hinaus in's Freie; die Menge empfing sie mit tausendstimmigen Pfeifen und Zischen. Es waren ihrer sieben. Sie gingen barhäuptig, aller Ehrenzeichen entkleidet, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Ihre Augen hafteten fest am Boden, sie wagten nicht aufzusehen, im Bewußtsein ihrer Schuld; der Todesschweiß stand vor ihrer Stirn, ihre Kniee zitterten, und die Henkersknechte mußten oft die Wankenden unterstützen.

Als sie die Stätte des peinlichen Gerichts erreicht hatten, nahm der höhnende Jubel des Volkes ein Ende und eine dumpfe Stille trat ein. Auf einen Wink des Richters trat einer der Gefangenen vor.

„Jacob Quick!“ begann der Richter. „Jacob Quick! vormaliger Steuermann am Bord des Schiffes des Vice-Admirals Kortenar, der im Dienste des Vaterlandes gefallen ist! Da Du doch Deine jämmerliche Flucht nach dem Tode Deines Herrn ein so trauriges Beispiel gegeben und eine nicht genug zu verachtende Feigheit an den Tag gelegt hast, so sollst Du jetzt durch die Hand des Henkers ehrlos gemacht werden.“

Der Ober-Steuermann schrie laut auf; der Henker, mit einem blutroten Mantel bekleidet, trat vor, verabreichte dem Verurteilten einige Hiebe und hing ihm einen Strick um den Hals; der Richter fuhr fort: „Ehrloser, Verworfener, Ausgestoßener! Mit diesem Strick um den Hals sollst Du das Ende Deiner Spießgesellen ansehen und dann mit demselben zu dem Lande hinausgepeitscht werden, das Dein geächteter Fuß nicht wieder betreten darf.“

Jacob Quick ward von dem Büttel so gestellt, daß er den ganzen Richtplatz übersehen konnte, aber seine Augen blickten starr, sie vermochten nicht zu unterscheiden.

Der Richter winkte abermals und die übrigen sechs Verurteilten traten vor, drei rechts, drei links, wie sie von den Bütteln gestellt wurden. Der Richter sprach: „Ihr, deren Namen nie mehr genannt werden sollen und die fortan aus der Geschichte des Vaterlandes für immer verschwinden; Ihr, die Ihr gestrichen seid aus dem Buche der Lebendigen und gestoßen aus der Gemeinschaft mit jedem Christen; Ihr drei dort zur Linken habt jammervollen Verrat geübt, darum seht, wie Euch geschieht.“

Da erschien der Henker wieder, nahm drei Offiziersdegen, brach sie entzwei und schrie: „Ihr, ehemals Kapitän in der Flotte des Landes, jetzt ehrlos, nehmt hin Euern Lohn!“ Und damit warf er den links Stehenden die Stücke vor die Füße.

„Und nun mit ihnen hinab in den tiefen Kerker, der ihnen bereitet ist,“ sprach der Ritter, „und in welchem sie wohnen sollen bis an das Ende ihrer

Tage, damit nie wieder ein Strahl des Lichts das Angesicht dieser Ehrlosen erquicke."

Ein Wagen rollte auf den Wink des Richters herbei, die Verurteilten wurden hinein geschoben und die Thür fest verschlossen; dann ward derselbe von einer Abteilung Reiter umgeben und fuhr langsam davon.

„Und Ihr da," sprach der Richter zu den drei Letzten. „Euch läßt, in Anbetracht früher bewiesener guter Dienste, ein hoher Gerichtshof den ehrlichen Soldatentod sterben. Seid Ihr bereit?"

„Wir sind es!" sprach einer der Gefangenen.

„Habt Ihr Euch mit dem ewigen Richter dort oben abgefunden, vor dessen Angesicht Ihr nun alsobald erscheinen sollt?"

„Wir sind mit ihm versöhnt!"

„Ehrwürdiger Herr!" sprach der Richter zu dem Geistlichen gewendet. Ihr müßt diese Männer nun verlassen."

Der Geistliche trat nahe zu den Verurteilten und breitete seine Hände über sie aus: „Der Herr segne Euch und nehme Euer Unrecht von Euch! Er erleuchte Euch und gebe Euch die Erkenntnis dessen, was Ihr verbrochen! Er erbarme sich Eurer und beglücke Euch mit seinem ewigen Frieden."

Die drei Verurteilten warfen sich vor ihm in die Knie und küßten seine Hand: „Geht, meine Kinder!" sprach gerührt der greise Diener der Kirche. „Gott ist barmherzig und nimmt Euch gnädig auf."

Auf einen Wink des Richters trat der Geistliche zurück. Die Verurteilten standen auf. Sie blickten ernst um sich her, und waren der Vollstreckung des

Urteils gewärtig. Eine Abteilung Soldaten trat vor und schlug die Musketen an.

Als Jacob Quick den Knall der Gewehre vernahm, fuhr er aus seiner Betäubung empor, er sah die blutigen Leichname am Boden liegen und sank mit einem Angstrufe zusammen. Auf einen Wink des Richters bemächtigten die Büttel sich seiner und entfernten ihn.

„Männer der Republik!“ redete der Richter das gaffende Volk an. Dem beleidigten Gesetze ist sein Recht geschehen! Kehrt jetzt ruhig in Eure Wohnungen zurück und bittet Gott, daß er eine solche Schmach fortan von dem Boden unseres geliebten Vaterlandes entfernt halte.

Und nach allen Seiten hin zerstreute sich die lautlose Menge.



XXXIV.

Der Ober-Admiral.

(August 1665.)

Große Haufen von Müßiggängern, Neugierigen und Pflastertretern hatten sich vor dem Palaste der General-Staaten versammelt; sie wogten vor demselben auf und nieder oder bildeten die verschiedenartigsten Gruppen.

„Da ist er! Da ist er!“ riefen mehrere und deuteten nach dem Fenster eines Erker-Zimmers.

„Ja, das ist er!“ entgegnete ein schiefer Kerl mit widerwärtiger Physiognomie, sich der Gruppe nähernd, „das ist Cornelius van Tromp. Tromp! Der große van Tromp! Der tapfere van Tromp! Der berühmte Sohn eines berühmten Vaters! Der Mann voll Mut und Stärke, von dem wir jetzt allein Heil und Segen zu erwarten haben, und den sie in diesem Augenblicke da drinnen zum Lieutenant-Admiral von Holland und Westfriesland machen. Ein Hurra ihm! Hurra!“

„Weiß aber denn doch auch nicht,“ entgegnete ein ehrsamer Bürgersmann, bedächtig den Finger an die Nase legend. „Ist zwar ein wackerer Herr, der van Tromp — —“

„Das heißt Euch Gott sprechen!“ rief der Schiefe.

„Wollte auch noch sagen, ein braver Herr!“ fuhr jener fort. „Und wenn ihm die hohe Ehre zu Teil wird, so sei sie ihm herzlich gegönnt. Aber unsere Flotte hat noch viele andere Offiziere, die gleich ihm brav und tapfer und derselben Ehre würdig sind. Die werden nach seiner Wahl aufsässig und machen Lärm, wollen nicht unter ihm dienen. Ich kenne das.“

„Ja wohl! Ja wohl!“ sagte sein Nachbar, der Gewürzkrämer. „Es wird ein großes Gezänk geben, und wir sollten doch nur um des Himmels willen allen unnützen Hader fahren lassen, denn niemals haben wir der Einigkeit mehr bedurft, als jetzt, wo wir von den ungeschliffenen Engländern so hart bedrängt werden.“

„Ich weiß einen Schleifstein, worauf man diese Engländer schleifen kann, daß sie glatt und biegsam werden,“ rief der Schiefe. „Der Schleifstein ist van Tromp! Hoch van Tromp! Hoch!“ Er schwenkte seine Mütze um den Kopf und gebärdete sich wie unsinnig, während die übrigen Bürger sich kopfschüttelnd entfernten.

„Was bekommst Du denn für Dein mörderliches Schreien?“ fragte ein abgerissener Bursche, der sich an seinen Arm hing. „He? Zahlen sie gut?“

„Wenn Du klug bist, sollst Du Erlaubnis kriegen zu raten; jetzt aber schreie tüchtig mit, wenn Du jemals Hoffnung auf einen Stüber zu Genever haben willst.“

„Es ist richtig, es ist richtig! rief ihnen ein Dritter entgegen, der die Palast-Treppe herabkam. „Er ist es geworden!“

„Hurra!“

„Ist's geworden. Aber es ist noch ein Haken dabei. Sie haben Furcht, der van Tromp wird zu sehr für den Prinzen von Oranien streben. Ihr wißt, wie es damit steht, der van Tromp ist gut oranisch!“

„Was Du mir neues sagst,“ lachte der Schiefe höhnisch. „Narr! für wen stehe ich denn hier, als für den Herrn von Oranien? Ich schirme seine Rechte.“

„Sei still, Branntweins-Schlauch! Darum eben kommt's Unheil! Van Tromp soll zwar das Kommando führen, aber es soll vor den Leuten nicht so heißen, und darum ernennen sie eine Kommission . . .“

„Was ist das für ein Ding . . . Wie nennt Ihrs?“

„Kommission heißt es, kenne es aber nicht. Drinnen sagen sie kopfschüttelnd, das wäre alles nicht nötig, wenn wir den de Ruyter zu Hause hätten.“

„Possen mit Eurem de Ruyter! Der giebt mir nichts zu verdienen! Ich halte es mit dem von Tromp und dem Oranien! Kommt! Ich gebe ein Maß zum Besten! Wir wollen sie hoch leben lassen!“

Das Gesindel stürmte fort, und nachdem die Wahl des Herrn Cornelius van Tromp zum Ober-Befehlshaber für den nächsten Seezug allgemein bekannt wurde, zerstreuten sich die Neugierigen, die bis dahin ununterbrochen zu den Fenstern des Sitzungs-Saales emporgeschaut hatten.

Hier hatte Andreas van Giert den Platz auf der Rednerbühne eingenommen und durch seinen Vortrag alle Anwesenden hingerissen. „So sind wir denn glücklich an das Ziel gelangt,“ schloß er, und Holland wird die Wunde vernarben sehen, die ihm Feigheit

und Verräterei geschlagen. Der tapfere Cornelius van Tromp, hier unter uns gegenwärtig, wird den Ober-Befehl unserer Flotte übernehmen und die Flagge der vereinigten Provinzen wieder zu Ehren bringen. Durchdrungen von der Eigentümlichkeit seiner Stellung in unserer Marine, die Lage der Herren Staaten diesem Verhältnis gegenüber bedenkend, hat er freundlich eingewilligt, sich zur Verfügung einer Kommission zu stellen, die wir aus unserer Mitte gewählt haben. Cornelius van Tromp! Wiederholt in dieser Versammlung noch einmal offen und laut, daß Ihr Euch jener Kommission und ihren Anordnungen unterwerft.

„Dies thue ich, so mir Gott helfe!" sprach van Tromp langsam.

„So gebt, anstatt eines Gelöbnisses, jenen Männern die Hand, die sich freiwillig dem schwierigen Dienst unterzogen haben, und uns beweisen, daß sie die Ehre des Vaterlandes höher achten, als Gesundheit und häusliche Ruhe! Beliebt es Euch, näher zu treten, Edelmögende Herren!"

Die Mitglieder der Kommission erhoben sich. Die beiden ersten waren gereifte Männer von unbescholtenen Sitten, bekannt als glühende Vaterlands-Freunde und der hohen Achtung würdig, die sie genossen. Zur Rechten trat Jan de Witt, Rat-Pensionar von Holland und Westfriesland, zur Linken Johannes Boreel, Bürgermeister von Middelburg, beide wohlerfahren im edlen Waffenhandwerk und im Seedienst. Als nun aber der dritte erschien, der ehrwürdige Rutger Huigens, Deputierter von Gelderland, mit dem schneeweißen Barte, das Haupt gebeugt von der Last, die 78 sorgenvolle Jahre

auf dasselbe gehäuft, da brach die Versammlung in einen lauten Beifallsruf aus, sie erhob sich von ihren Sitzen und begrüßte ihn mit ungeheuchelter Begeisterung.

„Dank, edle Herren und Brüder! Dank!“ entgegnete Rutger Huigens. „Wir wollen suchen, uns dieses Vertrauens wert zu machen. Kommt, Herr van Tromp! Ihr gehört zu uns. Vereint wollen wir vier unsere Flagge rein waschen von dem Schimpf, der ihr geworden ist! Ich gehe Euch voran; mit Recht voran, denn ich bin es, der am wenigsten zu wagen hat. Die Hand voll Tage, die mir bleibt, ist nicht der Rede wert, während Euch noch ein volles, reiches Leben beschieden ist. Fallt Ihr, so fällt zu gleicher Zeit ein großer Teil von Hollands Hoffnungen; falle ich, nun, so war es ein matter, lebensmüder Greis, und eine lange Reihe von Söhnen, Enkeln und Urenkeln leben in Gelderland, bereit, die Stelle auszufüllen, die ich verlassen habe. Nur einen Vorzug räume ich Euch nicht ein; das ist die Liebe zu unserm gemeinsamen Vaterlande. Das liebe ich feurig, wie ein Jüngling die hohe Braut, das liebe ich, wie die Mutter ihr krankes Kind! Kommt, Niederländer! Wir wollen dies Kindlein gesunden machen; bald, und gefällt es Gott, für immer. Gebt Urlaub Herren und Brüder! Wir werden bald einen glücklichen Erfolg zu melden haben. Euren Arm, van Tromp! Ihr seid eine zuverlässige Stütze! Gern vertraue ich ihr! Wir gehen nach dem Texel!“

Die Mitglieder der Kommission hatten sich mit dem Admiral entfernt, und die Herren Staaten waren noch mit ernsten Beratungen beschäftigt, als der jüngere van Geldern atemlos in den Saal stürzte:

„Er ist da, Edelmögende Herren! Er ist da!“

„Wer?“ fragte der Vorsitzende.

„Michael de Ruyter! Vor Delfsyl, in der Mündung der Ems hat er Anker geworfen!“

Dieses Wort brachte eine lebhafte Bewegung unter den Anwesenden hervor. Diese Nachricht, die jetzt vielleicht geeignet war, den General-Staaten neue Schwierigkeiten zu bereiten, hätte, zwei Stunden früher, alle Verlegenheiten mit einem Male beseitigt.

Es begann eine lange und verwickelte Beratung; den Mitgliedern der Kommission wurde eine Depesche nachgesendet, und um ihr Gutachten gebeten. Die hohen Verdienste de Ruyters erschienen bei seiner Rückkehr doppelt glänzend; die Geschicklichkeit van Tromp's erregte neue Zweifel, und Unberufene mehrten durch unverbürgte Nachrichten den Verdacht, als ob die Familie van Tromp die Intriguen im Interesse des Prinzen von Oranien fortdauern lasse. Immer mehr Stimmen wurden für den Seiler-Jungen von Vlissingen laut, und einige sprachen es ungescheut aus, seine Rückkehr verändere die Lage der Dinge, und er müsse zum Ober-Admiral und alleinigen Befehlshaber ernannt werden. Als die Herren Staaten sich beim Einbruch der Nacht trennten, um sich des andern Tages früh wieder zu versammeln, sah man nur in ernste, sorgenvolle Gesichter.

Auf der Reede von Delfsyl, an dem Strande, in den Straßen der Stadt herrschte eine ununterbrochene, freudige Bewegung. Da stand kein Haus, worin nicht die Botschaft erschollen war: „Der Michael ist wieder

da!“ und selbst in der abgelegensten Hütte weckten diese Worte ein jubelndes Echo.

„Nun laßt die Engländer kommen! Laßt sie kommen!“ rief ein alter Fischer und schwang das Ruder um den Kopf. „Der wird sie schon zähmen, und wenn er noch einen Mann mehr dazu braucht, so kann er mich haben, mitsamt meinen siebzig Jahren! Soll mir Gott helfen!“

„Recht, Vater Albers!“ riefen ein paar junge Kerle. „Ihr seid unser Mann. Er muß gleich an's Land kommen, da wollen wir ihm die Sache vortragen. Aber geht doch mit uns, Ihr sollt sehen, was sich unsere Mädchen ausgedacht haben, und auch Euer Wort dazu geben.“

Die Männer entfernten sich, und schritten dem Platze zu, wo die Offiziere der Flotte, die auf der Reede ankerte, gewöhnlich zu landen pflegten. Auf dem Wege dahin schlossen sich immer mehr, Bürger und Landleute, Weiber und Kinder, dem Zuge an, und als sie die Brücke, wo die Boote anlegten, erreicht hatten, sah man rings umher ein wogendes Gedränge.

„Nun, Vater Albers! Sieht's nicht lustig aus?“ fragte einer der jüngeren Männer den alten Fischer. „Habt Ihr all Euer Lebtag solches Netzwerk gesehen?“

„Wohl solche Netze,“ entgegnete mit beifälligem Lächeln der Alte, „aber nimmer solches Fischwerk, als sich jetzt darin gefangen hat. Das ist mir doch ein gar zu toller Einfall, und mich soll verlangen, was der Herr Admiral dazu sagen wird.“

„Das Netz, Vater Albers, ist unbezahlbar,“ sprach

der vorige junge Mann. „Es enthält eine Beute, die ihresgleichen weit und breit vergeblich sucht.“

„Hast wohl auch Dein Teil darin?“ fragte der Alte mit schlauem Lächeln. „Du, nimm Dich in Acht, daß Dir nicht einer der Herren Schiffslieutenants den leckeren Bissen wegstibitzt! Aber laß uns doch die Herrlichkeit näher besehen.“

Ehe indessen die Männer ihren Vorsatz ausführen konnten, wurden sie von der Menge, die dem Ufer zueilte, zurückgedrängt. Sie folgten dem gewaltigen Zuge und sahen die Admirals-Schaluppe, die sich dem Ufer näherte und mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde.

Mit einem fröhlichen, heitern Gesicht betrat Michael de Ruyter die Landungsbrücke und grüßte nach allen Seiten. „Erhalte uns Gott gesund, Ihr Herren,“ sagte er zu seinen Begleitern gewendet, „damit wir die Liebe vergelten können, die man uns erweist. Aber, wen haben wir hier? Was wollt Ihr, alter Herr? Behaltet Euern Hut auf dem Kopfe, wenn's beliebt; die Sonne brennt heiß.“

„Erlaubt, Herr Admiral, mir ist's bequemer so. Ich heiße Johannes Bergk und bin der Vorstand der Fischergilde von Delfsyl. Haben sich da die Mädchen aus der Stadt und aus den umliegenden Strandwohnungen zusammen gethan — junge, neckische Dinger, Herr Admiral! — und haben mit einander beraten, wie sie Euch möchten eine Ehre erweisen, und ich bitte, Ihr wollt es ihnen nicht übel deuten, denn sie haben es gut gemeint.“

„Kinder,“ entgegnete de Ruyter bewegt, „seit ich den Fuß auf holländischen Boden setzte, habt Ihr mir

fortdauernd Ehre erwiesen. Laßt es genug sein. Ihr wißt nicht, wie es einem ehrlichen Manne das Herz beengt, wenn er sich so über alles Maß hinaus belohnt sieht. Wißt Ihr doch nicht, ob ich imstande bin, was Ihr von mir verlangt, nur zur Hälfte zu erfüllen."

„Damit hat es gute Wege!" antwortete zuversichtlich der Vorstand. „Von Eurer Fähigkeit, uns zu helfen, ist das ganze Land überzeugt, und Ihr wollt doch nicht, daß die Bewohner von Delfsyl anderer Meinung sein sollen, als die Gesamtheit der Provinzen. Ich bitte Euch, Herr Admiral! Nehmt diesen Weg. Es ist eine schmale Straße, seht Ihr, und das Ende ist auch ohne Fernrohr abzusehen; hoffen, daß Euch auf dem kurzen Wege keinerlei Fährlichkeit begegnen soll."

Auf einen Wink des Vorstandes wichen die Umstehenden zurück, und Michael de Ruyter stand am Eingange eines seltsamen Spaliers. Zwei Reihen von Pfählen bezeichneten den Weg. Auf den Spitzen derselben sah man kleine Reusen, Angelruten, Harpunen und allerlei anderes Fischergerät künstlich zusammengestellt; zwischen dem Pfahlwerk waren große Netze ausgespannt und straff angeholt, sodaß es aussah, wie ein sorgsam geflochtenes Gitter. Das Netzwerk selbst aber war mit Laubgewinden behangen, mit Tannenbüschen besteckt und mit farbigen Blumen verziert. Als der Admiral den ersten Schritt gethan, teilte sich ihm zur Rechten und zur Linken die Netzwand; blühende Mädchengesichter schauten hervor, und Blumen fielen zu den Füßen des Helden nieder.

„Ei, ei, Meister Vorstand!" begann der Admiral

lächelnd, zu seinem Begleiter gewendet, „was bringt Ihr da für leckere Fischchen zu Markte? Habt Ihr nicht Furcht, ich möchte sie beim Kopfe nehmen und tüchtig abküssen?"

„Wenn das wäre," entgegnete jener, „so würde das Mädchen von allen geehrt und beneidet werden, der Ihr die Stirn küßtet, da Ihr als Familienhaupt, als Bürger und Seemann dem ganzen Lande als ein Muster vorleuchtet. Das spreche ich im Namen aller aus der innigsten Ueberzeugung."

Der Admiral errötete bei dem ungeschminkten Lobe, das ihm hier gespendet wurde, er ging, seinem Begleiter die Hand drückend, einige Schritte vor und immer neue Mädchengesichter wurden zwischen den Spalten der Netze sichtbar, immer neue Sträuße flogen zu seinen Füßen nieder, und die Knaben und Mädchen begannen einen Choral. Als sich nun aber die Stimmen der unschuldigen Kinder erhoben, in einfacher Weise Heil und Segen dem Manne wünschend, auf den das Vaterland hoffte, als die Alten rings umher weinten und schluchzten und die Hände empor hoben zum Segen und Dank, als die Kleinen fortfuhren zu singen:

O Gott und lieber Vater mein,
Erhöre Du die Kinder Dein;
Den Hort und Retter in Gefahr,
Allgnädiglich vor Leid bewahr',
Und sende ihm zwei Engelein,
Die immer schützend um ihn sein!

da vermochte de Ruyter seine Empfindungen nicht länger zurückzuhalten und die hellen Thränen stürzten aus seinen Augen. „Warum habt Ihr mir das gethan?" fragte er seinen Begleiter. „Was kann's Euch frommen,

mich so vor allem Volke als ein altes Weib hinzustellen, das nichts anders kann, als flennen? Und doch schäme ich mich dieser Thränen nicht, denn sie kommen von Herzen und werden auch wieder zu Herzen gehen! Segne Euch Gott alle und schütze diesen Strand vor Not und Gefahr."

Da huben die Kinder wieder zu singen an, und dem Admiral wurde gar wehmutsvoll ums Herz; eine tiefe Sehnsucht zog ihm die Brust zusammen und dehnte sie wieder aus, denn er gedachte seiner eigenen Kinder, die er zurückgelassen, und der Gattin, die seiner harrte zu Amsterdam mit treuem Herzen. Einen Augenblick blieb es still, denn alle ahnten es, welche Gefühle sich des hohen Gastes bemächtigt hatten, und ehrten diese. Er selbst aber nahm sich zusammen und blickte um sich her, worauf er entdeckte, daß die Straße zu Ende sei und eine dichte Netzwand ihn am Weitergehen hindere.

„Nun, mein lieber Meister Vorstand," rief de Ruyter lustig. „Da habt Ihr mich richtig mit Eurem Netze gefangen, und ich werde wohl ein tüchtiges Fanggeld bezahlen müssen, damit ich wieder loskomme. Nennt mir's nur gleich, damit ich sehe, ob es nicht meine Kräfte übersteigt."

„Ein Kriegsheld, der alles fesselt und gefangen hält, was ihm hemmend in den Weg tritt, darf nicht daran denken, selbst gefangen zu werden," entgegnete der würdige Vorstand. „Dies verschlossene Netz bedeutet vielmehr, daß wir schlichten Fischersleute einen wichtigen Fang gethan zu haben vermeinen, den wir zu Eurer Verfügung stellen; wir geben Euch anheim, ob Ihr ihm die Freiheit geben wollt oder nicht." Mit diesen Worten

legte der Fischermeister das Ende einer Schnur in die Hand des Admirals.

„Sei Gott dafür," sprach de Ruyter, zwischen Scherz und Ernst geteilt, „daß mit meinem Willen irgend ein Geschöpf Gottes seiner Freiheit beraubt würde, und besonders am heutigen Tage. Ich nehme Euer Geschenk an, lieben Leute, das heißt, ich öffne die Kerkerthür und lasse laufen, was laufen will." Er zog die Schnur, und alsobald flog das künstlich verflochtene Netz zu beiden Seiten auseinander. Aber starr vor Staunen und freudigem Schreck stand Michael de Ruyter, denn vor sich sah er sein schönes, herrliches Weib, die stolze Anna von Geldern, mit einem Freudenschrei ihm die Arme entgegen breitend, während seine Kinder jubelnd auf ihn zustürzten und sich fest an ihn schmiegten. Schluchzend barg der Admiral sein Gesicht an der Brust des treuen Weibes, dann beugte er sich herab zu seinen Kindern und liebkoste sie stumm; er hatte keine Worte für sein Glück, aber ein ganzer Himmel voll Wonne und Seligkeit lachte aus seinen Augen. Eine tiefe Stille herrschte rings umher, denn niemand wagte es, die Feier des Wiedersehns zu stören. Als nun aber ein Bote erschien und dem Aeltesten der Gilde zuflüsterte, es wären Gesandte da von den Hochmögenden Herren zu Amsterdam, die mit dem Admiral zu sprechen wünschten, da gab der Vorstand ein Zeichen, und die Kinder begannen abermals in rührender Weise:

Ihr Engelein im Sternenkleide,
So breitet aus die Flüglein beide,
Und hüllt uns ganz in Sonnenschein,
Als ob wir schon im Himmel sein.

Das Singen der Unschuldigen fand ein lautes Echo in der Brust des Glücklichen, und fröhlich das wiedergefundene Weib liebkosend, sprach de Ruyter rasch: „Kommt, Frau Anna, kommt und blickt ernsthaft. Ich glaube, wir haben den guten Leuten hier ein Schauspiel gegeben, das sich besser auf dem Theater, als hier vor ehrbaren Leuten geziemt. Aber das sage ich Euch, Ihr Strandleute, der Fang, den Ihr mit Eurem Netze gethan und mir verehrt habt, hat mich sehr glücklich gemacht und ich werde es Euch all mein Lebtag nicht vergessen."

„Gott erhalte Euch gesund, Herr, zum Wohl der Provinzen," entgegnete der Alte. „Keiner würde es wohl gewagt haben, die Freude des Wiedersehens Euch zu stören, aber es sind Boten da von Amsterdam, die eine hochwichtige Nachricht für Euch bringen; sie sind auf dem Wege hierher und unser Gouverneur geleitet sie."

„Ich bin bereit, alles zu hören, was des Landes Dienst erheischt, und werde den Herren entgegen gehen. Ich denke, Frau Anna, Ihr habt eine Wohnung hier genommen und werdet mir Herberge nicht versagen. Geht vorauf dahin, ich folge Euch, sobald ich die Botschaft der Edelmögenden Herren empfangen habe."

„Mir ahnt nichts Gutes, de Ruyter!" sagte Anna mit trübem Blicke. „Es sind neue, bedrohliche Rüstungen ausgeschrieben, und eine zahlreiche Flotte liegt vor dem Texel. Ich fürchte, sie werden Euch wieder fortschicken, nachdem ich Euch kaum wiedergesehen habe."

„Und wenn es wäre," entgegnete der Admiral ernst, „wenn Holland dieses Kopfes und dieses Armes bedürfte, um die Schmach zu sühnen, die ihm wider-

fahren ist, so bin ich gewiß, Anna von Geldern wäre die Letzte, die mich zurückhielte."

„Trauriges Los, eines Helden Weib zu sein!" sprach Frau Anna. „Wenn der Mann unserer Liebe von Gefahren umringt ist, und sich mit Todes-Verachtung der Vernichtung entgegenstürzt, sollen wir jubeln, weil wir seines Ruhmes Genossinnen sind. Und wenn er, Jahre lang abwesend, nach kurzen Stunden des Wiedersehens, abermals sich zum Aufbruch rüstet, sollen wir ihn freudig entlassen und unser Los segnen, das uns einen solchen Herrn beschert hat? Lebt wohl, Michael, und hört jene Boten an, die mich mit Kummer und Trübsal bedrohen."

Sie entfernte sich langsam mit den Kindern, öfter sich umblickend, während de Ruyter dem Gouverneur von Delfsyl, Oberst Schay, entgegen ging, dem zur Seite sich der Abgesandte der Edelmögenden Herren, Andreas van Giert, befand. Die Männer begrüßten sich, und der Admiral fragte unverzüglich, was der Wunsch der Herren Staaten sei?

„Zunächst, mein vielwerter Freund," nahm Herr Andreas van Giert das Wort, „habe ich mich des freudigen Auftrags der Herren Staaten zu entledigen, die mich hierher sandten, Euch noch einmal willkommen zu heißen, und Euch wiederholt den lebhaftesten Dank für Alles auszusprechen, was Ihr für uns auf der unwirtbaren Küste von Afrika Ruhmwürdiges vollbracht habt. Zum Andern aber übersendet Euch durch mich das hohe Kollegium von Amsterdam das unter dem großen Siegel ausgefertigte Patent, welches Euch zum Lieutenant-Admiral von Holland und Westfriesland ernennt, so

wie die Vollmacht, die Euch das Ober-Kommando der Flotte verleiht, welche sich jetzt so eben auf der Reede von Texel zu sammeln beginnt.“

„Ihr bringt mir so viele und große Gaben,“ entgegnete de Ruyter ernst, „daß ich zögere, dieselben anzunehmen, da ich nicht weiß, ob ich sie verdiene, und ob ich nicht früher erworbene Rechte kränke. Dann aber auch — — gerade heraus, Herr van Giert, ich komme von einem langen, beschwerlichen Seezuge so eben erst heim, mein Haus entbehrt des Herrn, die Kinder des Vaters; gesteht, seid Ihr beauftragt, mich diesem Hafen der Ruhe schon jetzt wieder zu entreißen?“

„Nicht verheimlichen will ich es Euch,“ antwortete der Deputierte, „daß Holland, kaum des Dankes quitt für das, was Ihr ihm gespendet, schon wieder ein neues Opfer von Euch erheischt, indem es Euch den Oberbefehl jener Flotte anvertraut, die dazu bestimmt ist, die Schmach zu rächen, die verräterische Hunde demselben zufügten. Wäret Ihr ein Mann gewöhnlichen Schlages, so würde ich Anstand nehmen, Euch ein solches Angebot zu machen, denn ich müßte billiges Bedenken tragen, ob Ihr mich auch erhören würdet. Aber Ihr seid ein erlesener Sohn unserer gesegneten Republik, und wie wir ersehen aus ehrwürdigen Büchern, daß die Heroen des Altertums, denen Ihr Vorbild sein könntet, wenn sie jetzt lebten . . . .“

„Ich bitte Euch, Andreas van Giert, unterbrach ihn de Ruyter rasch, „verschont mich mit solcherlei Redensarten. Ich will nichts mit Euren heidnischen Römern und Griechen zu thun haben, und noch weniger will ich mich vor allem Volk ins Gesicht loben lassen. Gut

christlich und niederländisch, wie ich gesinnt bin, sage ich Euch dies: Was sein muß, weil es die Notwendigkeit fordert, das soll geschehen, allein nichts drüber. Vor allem aber zu dieser Stunde nichts von einem Geschäft irgend einer Art. Gegen Abend erwarte ich Euch bei mir, und Ihr sollt ungeschminkte Antwort haben. Lebt wohl, werte Herren, ich gehe zu meinem Weibe!"

„Und ich geleite Euch dahin, da sie in meinem Hause Herberge genommen hat," fiel Oberst Schay ein, und bot dem Admiral den Arm. Rasch entfernten sich beide Männer, aber de Ruyter ward immer nachdenklicher und als ihm auf der Schwelle ihres Gemaches Anna von Geldern mit fröhlichem Gruße entgegen trat, sagte er, ihre Hand fassend: „Wenn Ihr mich noch eine Weile behalten wollt, müßt Ihr mich schon nach dem Texel begleiten, denn zu einer Fahrt nach Amsterdam, um meinen eigenen Herd wiederzusehen, werden sie mir keine Zeit lassen. Dafür seid Ihr auch das Weib eines Lieutenant-Admirals von Holland und Westfriesland, und . . ."

„O," unterbrach Frau Anna den gezwungen scherzenden Gatten, „was liegt mir an äußeren Ehren? Möchtet Ihr doch lieber ein unscheinbarer Kauffahrer geblieben sein, wir würden glücklicher leben."

„Nun seht mir solche Verblendung!" lachte de Ruyter. „Wollt Ihr mir meine Jugend-Träume zu schanden machen? Sah ich's nicht schon auf den Werften zu Vlissingen, — wenn auch nur im Traum — daß ich noch einmal Federhut und Degen tragen würde? Aber, daß ich hier länger mit Euch schwatze! Schnell, Frau Anna, ich bin ein wählerischer Gast! Was habt

Ihr für Speisen angerichtet und welche Weine habt Ihr im Keller? — Wo sind die Kinder? Ihr sollt mir nicht so leichten Kaufes davon kommen!“ Er umfaßte sie und trat mit ihr vollends in das Zimmer, wo die Kinder ihm entgegen jubelten.

Gegen Abend führte der Oberst den Deputierten der Staaten bei seinem vielverehrten Gaste ein. Die Männer blieben lange zur ernsten Beratung zusammen. Gleich darauf wurde ein Bote nach dem Texel abgefertigt, und ehe die Nacht hereinbrach, war die trübe Ahnung Frau Annas bereits zur Gewißheit geworden.

Inmitten der Flotte, welche sich auf der Reede das Texels gesammelt hatte, lag das Schiff „Liebe,“ an dessen Bord sich die drei Bevollmächtigten befanden. Der Beschluß der Staaten von Holland war bereits bekannt geworden, und wenn die Kommissarien auch dem gefaßten Beschlusse nichts Erhebliches entgegen zu setzen wußten, erkannten sie doch, an Ort und Stelle angelangt, die Schwierigkeit, welche die friedliche Ausführung desselben haben würde.

„Wir haben's mit einem van Tromp zu thun, werte Herren,“ sagte Jan Boreel bedächtig, einem der ehrgeizigsten Männer von ganz Niederland; nehmt das wohl in Obacht.“

„Und dem Freunde des Hauses Oranien,“ bemerkte Jan de Witt, „einem Manne, der großen Anhang hat. Wenn wir ihn vor den Kopf stoßen, schaffen wir uns einen Gegner, der uns die größten Schwierigkeiten in den Weg legen kann.“

„Wohl wahr," meinte der greise Rutger Huigens, „aber mögen die Schwächen van Tromp's sein, welche sie wollen, vor Allem ist er Niederländer, der sein Vaterland mit voller Seele liebt; der brave Sohn eines braven Vaters, den ganz Holland verehrt und dessen Namen er nicht irgendwie Schmach anthun wird."

„Ich hege die beste Meinung von Cornelius van Tromp," sagte der Rats-Pensionar, „aber wenn er sich gegen den Beschluß der General-Staaten auflehnt, kann ich es ihm kaum verdenken. Es ist eine starke Zumutung, freiwillig die Macht aus den Händen zu geben und da zu gehorchen, wo man unumschränkt befahl."

„Keiner würdigt mehr, als ich, die Verdienste de Ruyter's," fuhr Jan Boreel fort. „Keiner hat ihn neidloser bewundert, als ich, und der Tag seiner Landung nach einem ruhmvollen Siege war stets für mich ein Freudenfest, denn es war ein Tag des Segens und des Glückes. Aber wenn er dieses Mal nur noch so lange draußen geblieben wäre, bis wir die hohe See erreicht hätten, es würde mich sehr erfreuen."

„Um Gott, liebe Herren," fiel rasch der greise Deputierte von Gelderland ein, „das klingt ja, als ob wir mit nichts als Mietlingen zu thun hätten, und kein niederländischer Ehrenmann am Bord dieser Flotte atmet. Raubt mir doch nicht den frohen Mut, womit ich dies Geschäft begonnen habe; ich brauche ihn bei meinen achtundsiebenzig Jahren notwendiger, als Ihr denkt."

Ein Kanonenschuß unterbrach das fernere Gespräch der Kommissarien. Gleich darauf trat ein Offizier ein

und meldete das Ansegeln eines Geschwaders, mit welchem der Admiral de Ruyter von Delfsyl heransteuere.

„Nun ist der Augenblick gekommen!“ sprach der Bürgermeister von Middelburg vor sich hin. „Habe wenig Vertrauen zu einem glücklichen Ausgange.“

Der Rats-Pensionar wollte auf die Aeußerung seines Kollegen einiges erwiedern, als die Thür der Kajüte stürmisch aufgerissen ward, und der Admiral Cornelius van Tromp in großer Aufregung eintrat:

„Gott zum Gruß, Ihr Herren! Wetter! Mich freut's, Euch alle Drei beisammen zu finden, da ist mein Geschäft mit wenigen Worten abgemacht.“

„Was beliebt, Herr Admiral?“ fragte mit Würde Rutger Huigens.

„Euer Admiral bin ich gewesen. Jeder Vertrag verliert seine Gültigkeit, wenn er von einem Teile verletzt wird. Wetter! Dies ist Eurerseits geschehen und ich bin meiner Verpflichtung gegen diese Flotte überhoben. Ich lege das Kommando nieder.“

„Ihr werdet nicht! — Ihr dürft nicht!“ entgegneten die Kommissarien.

„Von dürfen ist die Rede nicht, sondern von wollen, und ich will, darauf verlaßt Euch. Wetter! Glaubt Ihr Herren, daß man mich ungestraft beleidigen kann? Ich bin Edelmann und Offizier! War es nicht schon ein großes Opfer, was ich brachte, als ich mich erklärte, unter Eurer Vormundschaft das Kommando zu übernehmen? Wetter! Wann brauchten die Tromp's einen Vormund?“

„Ihr vergeßt Euch, Herr Admiral! Ihr steht hier vor Euren Vorgesetzten.“

„Vorgesetzten? Wetter! Seid Ihr Seeleute, die den Dienst verstehen? Ein Vorgesetzter muß befehlen können. Könnt Ihr's? — Da! Die See liegt vor Euch! Versucht's! Es wird eine abenteuerliche Fahrt werden."

Die beiden jüngeren Kommissarien stießen einen Schrei des Unwillens aus, und erhoben sich von ihren Sitzen. Der Deputierte von Gelderland hielt sie zurück und trat dicht vor den Admiral hin. Die hohe Gestalt des würdigen Greises, sein edles Angesicht, sein blitzendes Auge imponierte den Admiral so sehr, daß er schwieg und eine helle Röte über sein Antlitz flog.

„Wäre nicht der Augenblick so ernst," sprach der Deputierte mit fester Stimme, „und müßten wir nicht in dieser Zeit unsere Person außer Acht lassen, Ihr solltet mir Genugthuung geben für diese Schmach. Aber das Wohl des Vaterlandes geht über Alles, ihm müssen sich unsere einzelnen Interessen unterordnen. Die Mehrheit ist der Meinung, daß wir de Ruyter den Sieg verdanken werden, und hat ihm das Ober-Kommando zugewiesen. Ihr könnt Euren Protest einlegen, aber dem Beschlusse müßt Ihr gehorchen, wie wir Alle." —

„Es ist gut!" antwortete Cornelius van Tromp vor sich hin murmelnd und die Lippen fest zusammen pressend.

„Wollt daran denken," fuhr der Deputierte fort, „daß ich der vertraute Freund Eures Vaters war, und Euch aus der Taufe hob. Die ersten Schritte Eurer Jugend habe ich geleitet, mein Rat, mein Beistand hat Euch nie gefehlt. Bei dem Rechte, das ich mir durch

dies Alles erwarb, und das Ihr selbst anerkannt habt, beschwöre ich Euch, keinen übereilten Schritt zu thun."

„Habt Ihr noch etwas zu sagen," entgegnete van Tromp bitter, „so sagt es bald, denn binnen einer Stunde streiche ich meine Flagge und gehe an's Land."

Schon seit einiger Zeit hatte man den Kanonendonner vernommen, womit das Geschwader de Ruyter's die Hauptflotte begrüßte, jetzt trat dieser selbst plötzlich in die Kajüte und stellte sich den überraschten Kommissarien vor. Cornelius van Tromp entfärbte sich; er wich einen Schritt zurück und wollte mit einer stolzen Verbeugung hinausgehen, aber de Ruyter vertrat ihm den Weg, und freundschaftlich ihm die Hand bietend, sagte er: „Was ist das? Ich komme, um Euch meine Ankunft selbst zu melden, und Ihr wollt mich nicht anhören? Ei! Habt Ihr's so eilig, daß Ihr einem alten Waffengenossen Eures Vaters nicht einige Augenblicke schenken könnt? Ich bitte Euch, Cornelius, bleibt!"

„Ihr habt ja zu befehlen!" entgegnete van Tromp mit bitterm Lächeln.

„O nicht doch! das ist nicht die Saite, die Ihr anschlagen müßt, sonst giebt das Instrument im Leben keinen reinen Ton, und ich dächte doch, die de Ruyters und die van Tromps wären Mann's genug dazu, um eine echte niederländische Harmonie hervorzubringen."

„Ich habe nichts gegen Euch persönlich, Herr de Ruyter!" antwortete Jener.

„Dazu habe ich Euch auch keine Veranlassung gegeben, Cornelius, und wenn Ihr Euch recht besinnt, ist wohl noch etwas vorhanden, was Euch freundlich und zutraulich gegen mich macht. Wir fechten das schon

mit einander aus, und ohne Waffen, hoffe ich. Gott zum Gruß, werte Herren!" — wendete sich jetzt de Ruyter an die drei Kommissarien, welche herzugetreten waren — „deutet's mir nur nicht übel, daß ich Euch nicht gleich bei meinem Eintritt mit geziemenden Worten begrüßte. Aber ich traf auf diesen Flüchtling und wollte ihn mir nicht entwischen lassen."

„Möchte es Euch gelingen, ihn für immer fest zu halten!" antwortete Rutger Huigens.

„Wer weiß, liebe Herren! Vielleicht gelingt es mir! Ich bitte, gönnt uns Zeit, Rede und Gegenrede zu führen. Ich denke, wir werden uns mit einander verständigen."

„Schwerlich!" murmelte van Tromp vor sich hin.

„Wir lassen Euch allein!" entgegnete der Ratspensionarius, Herr de Witt. „Möchte es Euch gelingen. Unterdessen versammeln wir die Herren Kommandeure, um ihnen Herrn de Ruyter vorzustellen. Kommt, meine Freunde, kommt!"

Die drei Deputierten verließen die Kajüte und beide Admirale blieben allein, van Tromp mit dem Bewußtsein männlicher Kraft und dem ungebändigten Stolze, de Ruyter mit der hohen gedankenreichen Stirn, um welche sich so viele Kränze des Ruhmes schlangen, und mit dem offensten Gemüt, das unbewußt alle Herzen für sich gewinnt.

Eine Stunde und länger war verstrichen. Am Bord des Kommissariats-Schiffes waren die betreffenden Signale gemacht worden, und sämtliche Schiffs-Kommandeure der Flotte hatten sich auf dem Halbdeck versammelt. Man flüsterte unter einander, man bildete

Gruppen und pflog heimliche Gespräche; jedermann wollte unbefangen erscheinen und niemand war es, denn alle wußten gar wohl, um was es sich handle, und welche Folgen der eine oder der andere Ausgang des Gesprächs haben könne, das jetzt in der Kajüte abgehalten wurde.

„Es dauert lange," flüsterte Boreel dem Ratspensionarius zu, „sehr lange!"

„Sie waren vorhin heftig zusammen," entgegnete dieser, „und gingen lebhaft auf und ab; ich fürchtete schon, sie würden in der Hast auseinander gehen. Aber nun ist es seit geraumer Zeit ganz still."

„Van Tromp wird sich besinnen!" sprach Boreel. „Aber horch! Was ist das? Es kommt die Kajütstreppe herauf. Nun ist es so weit."

Ein Kadett eilte herauf und rief: „Herr Admiral van Tromp, meine Herren!" und wenige Augenblicke nach ihm erschien der Admiral. Er grüßte nach allen Seiten hin und sagte mit gewinnendem Tone: Herr de Ruyter läßt sich entschuldigen. Gleich wird er hier sein und Euch begrüßen; geduldet Euch gütigst, werte Herren!"

Van Tromp wandte sich zu Rutger Huigens und sagte, seine Hand mit Wärme ergreifend: „Guter Vater! der de Ruyter hat mich gelehrt, einen schlimmen Feind besiegen, meinen Hochmut! Er liegt für immer darnieder!"

„Gott erhalte uns den Sieg!" antwortete bewegt der greise Deputierte.

„Kapitän Poel!" rief van Tromp, und der Geforderte trat vor. „Herr de Ruyter wird seine Flagge

am Bord Eures Schiffes aufziehen, und Ihr seid gebeten, alles zu seiner und der Herren Kommissarien Aufnahme in Bereitschaft zu setzen."

Der Kapitän verbeugte sich und trat zurück. Der wachthabende Offizier gab ein Zeichen, die Trommel ward gerührt, und de Ruyter erschien auf dem Verdeck. Van Tromp eilte ihm entgegen, ergriff seine Hand und führte ihn in den Kreis der Offiziere. „Hier, Ihr Herren, ist unser Oberbefehlshaber. Ich habe mir die Ehre erbeten, ihn Euch vorstellen zu dürfen, und ihm in Eurer Gegenwart unbedingte Folgsamkeit zu geloben. Der Ruhm der holländischen Seeleute steigt, wenn sie solchem Führer gehorchen. Ein Hurra ihm!"

„Hurra!" ertönte es von allen Seiten und pflanzte sich immer weiter von Schiff zu Schiff.

Cornelius van Tromp trat zu de Ruyter und sagte: „Nach Eurem Befehl wird der „Oeftland" in den Stand gesetzt, Euch und die Herren Kommissarien aufzunehmen; wann ist es Euch genehm, dahin abzugehen?"

Der Admiral sah seinen jungen Genossen an und ein verklärendes Lächeln verschönte sein Antlitz; eine Thräne perlte in seinen Augen. „Cornelius, das werde ich Euch nie vergessen!" Er breitete die Arme aus und beide hielten sich eng umschlossen.

„Nun siegen wir!" rief Jan de Witt lebhaft, und unaufgefordert erscholl ein neues Hurra über die weite Reede hin, überall von Deck zu Mast.



XXXV.

Alles konträr.

(1665.)

Eine Flotte war bereit in See zu gehen, wie sie nur selten in solcher Vollkommenheit gesehen ward, tüchtig, die offene See zu halten und es mit einem bedeutend überlegenen Feinde aufzunehmen. Die General-Staaten sowohl, als die Führer der Flotte hatten zu einem gemeinsamen Zwecke sich brüderlich die Hand gereicht, und alles versprach einen glücklichen Erfolg. Auch war der Anfang den Wünschen des Landes hold, und laut jubelten Arm und Reich, als man van Tromps Unterwerfung vernahm; sie galt dem Volke für ein glückbringendes Zeichen, für das Unterpfand eines baldigen, entscheidenden Sieges.

Die Gesamt-Masse der Flotte bestand aus 93 Schiffen, die mit 4338 Kanonen bewaffnet und mit 16,560 Matrosen und Soldaten bemannt war. Diese Flotte wurde in vier Geschwader geteilt. Das erste kommandierte Herr de Ruyter. Es bestand aus 22 Schiffen; seinen Admirals-Wimpel ließ er von dem großen Mast des Siebenzig-Kanonenschiffs „Delftland" wehen. Das zweite Geschwader von 24 Schiffen kom-

mandierte Admiral Evertson, und sein Wimpel wehte von dem Fockmast der Fregatte „Hof von Seeland" von 58 Kanonen. Van Tromp, der Befehlshaber des dritten, aus 23 Schiffen bestehenden Geschwaders, ließ seinen Wimpel von dem Kreuztopp des Siebenzig-Kanonenschiffs „Liebe" wehen. Das vierte Geschwader kommandierte der Admiral Tierk Hiddes de Vries. Es bestand aus 24 Schiffen, und das Zeichen seiner Admiralswürde war auf dem Bugspriet des mit siebenundfunfzig Kanonen ausgerüsteten Schiffes „die Städte" aufgesteckt. Jeder der kommandierenden Admirale hatte außerdem unter seinem besonderen Befehl einen Vice-Admiral und einen Schout by Nacht. Diese Flotte ward von zwölf Brandern nebst einigen dreißig Galioten und Jachten begleitet, die den Dienst der Transportschiffe im ausgedehntesten Maße versahen.

Als die Flotte, von dem Texel ab, durch das sogenannte Niewe-Diep in See ging, ward am 2. September im ganzen Lande ein allgemeiner Bet- und Fasttag ausgeschrieben. Die Bewohner Hollands sollten sich vor Gott demütigen, und um Segen für ihre Flotte flehen.

Aber kaum ist die Flotte aus dem Gesichtskreis der Küsten-Bewohner geschwunden, als auch schon Unordnungen einreißen, und die anempfohlene Einigkeit sich zu lösen beginnt. Man versucht es, das Volk gegen die Maßregeln der Regierung aufzuregen, und besonders ist es die Geistlichkeit, welche den Mißvergnügten ihre Stimme leiht. Der Einfluß Englands, sowie die Bemühungen der Freunde Oraniens, sind hierbei unverkennbar, und Jacobus Sceperus, Prediger zu Gouda,

Franziscus Ridder, Diakonus zu Rotterdam, und Thaddeus Landmanus, Geistlicher zum Haag, predigen von öffentlicher Kanzel herab Aufruhr gegen die Regierung. Diese gebraucht Repressalien; die genannten Prediger werden von der Kanzel entfernt und die gesamte Geistlichkeit des Landes erhält den Befehl, sich in keinerlei Korrespondenz mit auswärtigen Mächten, oder mit einzelnen Personen, die eine politische Stellung bekleiden, einzulassen, auch unter keinerlei Vorwand die Politik zum Gegenstand ihrer Kanzel-Vorträge zu machen. Aber nur wenig nützt diese Maßregel, und der einmal entzündete Funken glimmt unter der Asche fort. Die Väter der Kirche sind in das Interesse des Hauses Oranien gezogen worden, und ungescheut treten sie zur Partei desselben über. Es wird ausgesprengt, daß auf der Flotte derselbe Geist herrsche, daß namentlich das Geschwader des Cornelius van Tromp von diesem Geiste beseelt sei, und daß unter anderm die Matrosen am Bord des Admiralschiffes „Liebe“ sich geweigert hätten, an die Ankerwinde zu treten, wenn es ihnen nicht im Namen des Prinzen von Oranien befohlen würde. Zwar seien die Rädelsführer vor ein Kriegsgericht gestellt und sofort gehenkt, aber der Blitz habe einmal gezündet und kein Regen werde den Brand löschen. Auch hätte man den einzelnen Kapitänen Anweisungen des seltsamsten Inhalts gegeben, und ihnen befohlen, sie bei dem geringsten Anlasse, der vermuten ließe, daß eine unbefugte Hand sich derselben bemächtigen könne, in das Meer zu versenken, man habe die Schriften deshalb mit schweren Bleigewichten belastet. Diese und ähnliche Geschichten werden geflissentlich verbreitet und um so

fester geglaubt, je ungereimter sie waren. Während die Provinzen auf diese Weise in steter Aufregung erhalten werden, kreuzt die Flotte in der Nordsee, vergeblich auf ein Zusammentreffen mit der englischen Flotte hoffend. Ihre Kundschafter, die sie aussenden, die Spione, deren sie sich bedienen, werden selbst getäuscht, oder sind absichtliche Betrüger; wohin die Holländer auch kommen, sind die Engländer längst gewesen, und als man sie nach der Küste von Schottland sendet, können sie auch dort nicht den Schimmer eines englischen Wimpels entdecken.

Diese haben sich unterdessen nach der Mündung des Kanals begeben, und der holländisch-ostindischen Flotte aufgelauert, die um diese Zeit mit einer kostbaren Ladung von Batavia in Helvoetsluis erwartet wird. Das Glück ist ihnen hold, sämtliche Ostindienfahrer rennen in das ausgespannte Netz. Da indessen die Witterung nicht gestatten will, sie in einen englischen Hafen zu treiben, auch die Furcht vor holländischen Kreuzern in dieser Gegend rege wird, treibt Kapitän Thomas Tidman die Indienfahrer mit 22 Schiffen der Küste von Norwegen zu. Hier endlich ermannen sich die Holländer, sie bieten den sie verfolgenden Engländern Kampf, schlagen diese zurück, und laufen in den Hafen von Bergen ein, wo sie sich unter dänischen Schutz stellen. Die holländische Kriegsflotte hat von diesem Vorfall Kenntnis erhalten, und steuert in Eile auf Bergen zu, allein Kapitän Tidman, zeitig davon unterrichtet, entflieht und die Holländer kommen abermals zu spät, versuchen es abermals vergebens, die Spur der Flüchtigen aufzufinden.

Die Indienfahrer bleiben allein in Bergen zurück, und hier, wo sie sich unter den Schutz einer befreundeten Macht gestellt hatten, wartet ihrer eine neue Schwierigkeit. Der Befehlshaber der dänischen Truppen in Norwegen, General Claus von Alefeld, und Casper von Gilignon, Gouverneur von Stadt und Schloß Bergen, haben den Stand der Dinge, so wie den ihrer Person reiflich erwogen und beginnen darnach ihre Maßregeln zu treffen. Der Befehlshaber der holländisch-ostindischen Handelsflotte, Mynheer Peter de Bitten, wird von den genannten Herren mit großer Förmlichkeit zu einer Konferenz feierlichst eingeladen, und als er sich verwundert auf das Schloß begiebt, eröffnen ihm die Beiden, daß, wenn die holländischen Gäste des bisher genossenen Schutzes noch fernerhin teilhaftig werden wollten, sie auch daran denken müßten, den damit verbundenen Aufwand zu vergelten, die Behörden zu entschädigen, die Anstrengungen der Truppen zu belohnen; die Rede gipfelt darin, daß die Holländer sich zu einer Zahlung von hunderttausend Thalern verpflichten sollen. Mynheer de Bitten beruft sich darauf, daß man ihm bei seiner Ankunft in Bergen freiwillig jeden Schutz großmütig angeboten hätte, daß er dies rühmend nach Holland gemeldet habe, und zur Eingehung einer solchen Verpflichtung, wie man von ihm verlange, nicht bevollmächtigt sei. Während nun die Unterhandlungen fortdauern, und Alefeld und Gilignon eifriger als je auf der geforderten Entschädigung beharren, erscheint von seiten der General-Staaten Oberst Lieutenant Joseph van Gent, um den norwegischen Behörden den Dank Hollands für den uneigennützigen Beistand zu bringen,

welchen sie der ostindischen Handelsflotte gewährt. Die Unterhandlungen werden immer verwickelter und erreichen erst ihr Ende als die Holländer sich dazu verstehen, eine namhafte Summe für die Instandsetzung der Festungswerke Bergens zu entrichten, worauf beschlossen wird, daß die Schiffe hier gesichert liegen blieben sollen, bis die Umstände das Weiterfahren nach Holland gestatten. Ein Geschwader der Staatenflotte, unter den Befehlen des Admirals de Vries, welches bis dahin vor Bergen gekreuzt hatte, verläßt am 8. September die dortige Reede und geht in See, um sich mit der Hauptflotte zu vereinigen, die noch immer beschäftigt ist, die englische Seemacht aufzufinden und ihr die Schlacht anzubieten.

Aber dies Vorhaben gelingt nur teilweise, und als das Geschader endlich bei dem Kern der Flotte anlangt, bleibt ihm nur übrig, das Ungemach zu teilen, womit diese reichlich belastet ist. Die Engländer wissen ihre Gegner auf jede Weise endlosen Plackereien preiszugeben. Bei diesen Gelegenheiten kommt es zwischen einzelnen Schiffen zu Gefechten, worin bald die eine Partei, bald die andere Partei Sieger bleibt; aber der englische Admiral, Lord Sandwich, ist viel zu klug, um es zu einer entscheidenden Hauptschlacht kommen zu lassen; alle Gewandtheit de Ruyters und seiner Waffen-Gefährten vermögen es nicht, eine solche Katastrophe herbeizuführen. Dazu kommt, daß die Holländer, auf Anstiften ihrer Gegner, durch anscheinend ihnen zufällig in den Weg kommende Kauffahrer von Bremen, Hamburg und anderen Orten, oft irregeführt werden; gar mancher Kreuzzug wird auf diese Weise ins Blaue

unternommen, die Kräfte der Flotte zersplittert, und diese immer untüchtiger gemacht, etwas bedeutendes zu unternehmen, während die Engländer, von ihren Spionen trefflich bedient, Beute auf Beute machen.

Alle diese Nachrichten gelangen, durch die Fama vergrößert, in Holland an. Sie fallen wie Funken in ein Pulverfaß und regen das Volk furchtbnr auf. Die Gährung steigt von Tag zu Tag, und je nach den Gesinnungen der einzelnen wird eine verschiedene Veranlassung als Ursache des Unglücks bezeichnet. Die allgemeine Anklage zieht sich endlich auf die Bevollmächtigten zusammen, die sich, mit der obersten Gewalt bekleidet, am Bord der Flotte befinden. Diese Männer hätten alle Schuld zu tragen; namentlich sei es der Rat-Pensionarius Jan de Witt gewesen, der in seinem ungemessenen Stolze und seiner Herrschsucht jede freie Bewegung der Flottenführer gehemmt habe. Die Bevollmächtigten der Staaten legen hiergegen energischen Protest ein, und vorzugsweise ist es Michael de Ruyter, der unerschrocken die Verteidigung seines Freundes unternimmt, auch fest darauf besteht, daß die Flotte jetzt nicht zurückkehren dürfe, sondern sich vielmehr vereinigen müsse, um die Scharte auszuwetzen.

Der erstere Zweck wird erreicht. Die Flotte ist wieder neunzig Segel stark, und man geht mit allem Ernste daran, die englische Flotte aufzusuchen, wobei man sich, der Aussage von Fischern vertrauend, allmählich der Mündung der Themse nähert. Zugleich empfangen die Holländer aber auch die Nachricht, daß in London die Pest ausgebrochen ist, und bereits 7000 Menschen an derselben gestorben sind; eine Nachricht,

die einen panischen Schrecken unter den holländischen Seeleuten verbreitet. Am 17. Oktober langen sie endlich bis auf eine Meile vor der Mündung der Themse an, und erblicken dreizehn königliche Schiffe in ihrem Luv, welche in den Strom einlavieren, worauf beschlossen wird, gegen den Fluß aufzukreuzen und diesen mit dem größten Teil der Schiffe zu blockieren.

Da bricht ein neues Unglück über die Holländer herein; ein schreckliches Unglück, das den Mut der Führer und der Matrosen lähmt. Schon seit längerer Zeit haben, durch Strapazen und Entbehrungen hervorgerufen, viele Krankheiten an Bord geherrscht; seit man sich der englischen Küste näherte, hat sich die Zahl der Kranken gesteigert und an dem oben bezeichneten 17. Oktober hatten sich am Bord des „Delftland“ allein einige zwanzig Mann gelegt. Ein vom Fieber befallener gerät auf den Gedanken, die am Lande herrschende Pest habe auch ihre Schiffe erreicht, er sei das erste Opfer und die Uebrigen müßten ihm folgen. Wie ein Blitz verbreitet sich diese Aeußerung von Hängematte zu Hängematte, von Raum zu Mast, von Bord zu Bord; ein Ausruf des Entsetzens, der Todesangst wird vernommen, und einmütig verlangen sämtliche Besatzungen, nach Holland zurückgeführt zu werden. Umsonst bleiben gütliches Zureden, umsonst Drohungen und Verheißungen; in den Köpfen der Matrosen und Soldaten lebt nur ein Gedanke: Die Pest! Dies ist das drohende Gespenst, welches sie überall hin verfolgt, und dem sie entfliehen wollen, sei es auch mit der Waffe des Aufruhrs in der Hand.

Die Bevollmächtigten und alle Kommandeure der Flotte versammeln sich zum hohen Kriegsrat. Das Endresultat der viele Stunden dauernden ernsten Beratung ist, daß man nicht gegen das Schicksal kämpfen könne, und sich der Gewalt der Umstände fügen müsse. — Am 1. November kehrt die Flotte nach Hause zurück.

Das waren die Resultate eines zehnwöchentlichen Seezuges, der dem Lande so außerordentliche Opfer gekostet hatte. Und doch fühlte man, mehr wie je, die Notwendigkeit, den Kampf nicht aufzugeben. Ungeheuere Rüstungen wurden für das nächste Frühjahr angeordnet, deren Kosten sich auf die für die damalige Zeit unerhörte Summe von nahe an zwölf Millionen Gulden beliefen.

XXXVI.

Die deutschen Gäste.

(16. Mai 1666.)

Zahlreiche Gruppen hatten sich am Strande gesammelt, um die Flotte zu schauen, die sich auf der Reede vom Texel sammelte, und zur Abfahrt bereit hielt. Die Schiffe erglänzten im lichten Farbenschmuck und die Wimpel züngelten in blauer Luft. Die Geschütze leuchteten auf im hellen Sonnenschein, blendend weiße Zelte breiteten sich über die Verdecke aus, und die Maste waren bis zum höchsten Topp mit bunten Flaggen bedeckt. Abwechselnd erscholl auf der Gallerie des einen oder des andern der Admiralschiffe eine lustige Musik und zahlreiche Boote flogen ununterbrochen zwischen dem Lande und der Flotte hin und zurück.

„Ja, ja!“ brummte ein alter Fischersmann vor sich hin, das ist alles recht gut, und mag auch für des Landes Ehre nötig sein, aber für des Landes Wohlfahrt taugt es nicht, wie im vorigen Jahre, kann Holland betteln gehn.“

„Was brummst Du, Alter!“ rief ein Invalide, der zu ihm heranhinkte. „Willst betteln gehn? Damit

hat's gute Wege, denn alle Welt weiß, daß Du den Segen in Kisten und Kasten hast."

„Der Engländer wird alles kapern," antwortete der Fischer. „Haben die Edelmögenden Herren — der Teufel hole sie dafür! — nicht befohlen, daß man kein Fahrzeug auf den großen und auf den kleinen Fischfang ausschicken soll, weil alles Seevolk zum Flotten-Dienst gebraucht wird? Nun denn! Wo soll der Segen herkommen?"

„Ja!" rief der Invalide. „Und zur Kauffahrtei sollen sie auch keine Schiffe aussenden, und die Grönlandsfahrer bleiben auch still im Hafen liegen! Juchhei! Nun sind wir da, wo wir sein wollen! Das Wuchern und Krämern hört endlich auf, und es kommt auch einmal an unser einen! Wer nun nicht invalide wäre. Juchhei! Ein Flotten-Reich zur See, das nach und nach alle Dänen und Schweden und Engländer und was da draußen sonst noch herumkreuzt, in den Grund schießt, und dann die niederländische Flagge auf allen Meeren! Juchhei, noch einmal! Das soll ein Leben werden!"

„Wüßte nicht sonderlich viel daraus zu machen!" sprach der Fischer mürrisch; es ist und bleibt eitel Bettelei, wenn nicht Handel und Wandel frei ist. Und bei alledem halten sie noch große Gastereien und prunken mit unserem Gelde vor ausländischen Fürsten und Herrn! Pfui! Ist eine Schande!"

„Ja, eine Schande ist's, daß sie Dir nicht den Mund stopfen," rief der Invalide erbost. Du jämmerlicher Krämer! Wäre ich nur nicht so zusammengeflickt und hätte Dich irgendwo an Bord . . ."

„Wollt Ihr Frieden halten!“ unterbrach die beiden ein ehrsamer Gewerksmann. „Ihr hadert, und Stadt und Land ist voll Freuden, weil der König von Frankreich sich bereit erklärt hat, England ebenfalls mit Krieg zu überziehen! Seine Flotte soll mit unserer gemeinsam fechten, und der Herzog von Beaufort soll sie kommandieren. Nun, da sind wir doppelt stark und werden Ordnung und Frieden bald wieder herstellen.“

„Wischiwaschi!“ rief der Invalide. „Das ist Wortkram! Versprechen thun die Franzosen immer, aber ’s ist eitel Wind! Brauchen die Kerle nicht! Könnens allein ausfechten! Was meint Ihr zu einem Königreiche zur See, und de Ruyter der König! He?“

„Geht, das ist nichts!“ sagte der Handwerker. „Nährt Euch redlich, und wills der Feind nicht leiden, stopft ihm mit dem heißen Brei das Maul! Aber nun seid still! Seht Ihr nicht das Zusammenlaufen dort in der Bucht? Sie kommen! Da! Nun fängt auch die Musik an! — Und jetzt! Das war der erste Kanonenschuß! Ist das ein Leben! Ja, so lasse ich mir das Schiffswesen gefallen.“

Alle drängten der bezeichneten Bucht zu, das Schauspiel zu sehen, das sich jetzt angesichts der Menge ausbreitete. Ein langer Zug von Fahrzeugen bewegte sich von dem Lande nach der Flotte. In dem ersten befand sich ein Musikkorps, in Scharlach mit Silber gekleidet, und die Trompeten schmetterten fröhlich darein. Dann folgte ein Boot mit Flotten-Offizieren, die den hohen Gästen zur Aufwartung entgegen gesandt waren. Hierauf eine große Staatsschaluppe mit den Deputierten der Edelmögenden Herren, die heute im Namen

des Landes die Honneurs machen sollten. Nach ihnen aber kam eine reich vergoldete Barke mit den Gästen. Diese Barke, mit Purpurdecken und seidenen Flaggen geschmückt, ward von zwölf jungen Edelleuten gerudert und das Steuer derselben führte der Admiral Cornelius van Tromp. Im Hauptteil saßen in der Mitte Herr Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg; ihm zur Rechten der Herzog von Anhalt und zur Linken der Herzog von Holstein; diesen gegenüber die Prinzen von Oranien und von Nassau. Nach dieser Barke kam in verschiedenen Booten das Gefolge, darunter man die Grafen Solms, Dohna, Horn und viele andere Herren des brandenburgischen und niederländischen Adels bemerkte.

Während die Boote langsam dahinfuhren, wurden sie vom Ufer aus mit ununterbrochenem Jubel begleitet, und wie laut auch das Schmettern der Trompeten und Pauken war, der Lärm am Strande übertönte sie doch. Die Aufmerksamkeit der fremden Gäste hatte sich gleich anfangs mit großer Teilnahme einzelnen Schiffen zugewendet, wenn sie hinter dem Ufer plötzlich hervortraten, aber ein allgemeiner Ruf des Staunens erscholl, als jetzt die Boote über die Bucht hinauslegten und die gesamte holländische Flotte vor ihnen lag im vollen Kriegsschmuck und heitern Festesglanz zu gleicher Zeit. Der Admiral verneigte sich:

„Mit Eurer Erlaubnis, Durchlauchtigster Kurfürst und Durchlauchtige Fürsten und Herren, wird Euch die Flotte der vereinigten Provinzen jetzt den ersten Willkommensgruß darbringen.“

Das sagend, verließ Herr Cornelius van Tromp seinen Platz und schwang ein weißes Tuch. Mit Blitzesschnelle sah man am Bord der Schiffe, die das erste Geschwader bildeten, die Matrosen in die Wanten hinaufeilen und die Raaen füllen; zugleich gab das Befehlshaberschiff die glatte Lage, und die übrigen folgten ihm nach.

Der Kurfürst hatte sich erhoben und mit wachsendem Interesse dem Schauspiele zugesehen. Als der letzte Schuß verhallt war, lüftete er zum Gegengruße den Hut und fragte rückgewendet: „Wessen Geschwader ist dies, Herr Admiral?"

Cornelius van Tromp erhob sich: „Ich bin mit dem Kommando desselben beauftragt, Durchlauchtigster Herr!"

„Ein schöner Auftrag!" entgegnete der Kurfürst lebhaft. „Seid bedankt, Herr Admiral." Dann sich setzend, sagte er zum Herzoge von Anhalt: „Euer Liebden muß gestehen, daß wir uns im Binnenlande einen andern Begriff von diesen Seeküsten machen. Hier habt Ihr die Ueberzeugung von einer Weltherrschaft auf einmal in Händen."

„Jeder nach seiner Weise, Kurfürstliche Gnaden," entgegnete der Anhalter. „Ihr seid dafür im Binnenlande mächtig; dort seid Ihr siegreich wie keiner und könnt alles andere gern entbehren."

„Meint Ihr?" fragte der Kurfürst. „Ich nicht. „Vielmehr glaube ich fest, daß auch deutsche Fürsten ihre Herrschaft erst wahrhaft ausdehnen, wenn ihre Schiffe auf der See herrschen, wie ihre Heere auf dem Lande."

„Kurfürstliche Gnaden haben damit einen gesegneten Anfang gemacht,“ entgegnete der Anhalter. „Die kurbrandenburgische Flagge weht bereits siegreich an der Küste von Afrika, und es liegt nur an Euch, ihr auch im fernen Indien die gebührende Achtung zu verschaffen.“

„Nicht an mir allein,“ entgegnete der Kurfürst und verfiel in tiefes Nachsinnen, worauf der Prinz von Nassau sich zu seinem Vetter Oranien neigte und ihm zuflüsterte: „Das ist wieder das alte Lied von einer brandenburgisch-deutschen Flotte. Der Benjamin Raule macht ihn ganz verwirrt. Deutsche Flotten! Pah!“

Dies Flüstern bemerkte der Herzog von Holstein, und den Finger mit scherzhaftem Drohen erhebend, sagte er: „Das solltet Ihr nicht sagen! Seht, ich könnte Euch — —“ Er war im Begriff, eine lange Rede zu halten, aber seine Bequemlichkeit war größer, als sein Eifer und er setzte nur hinzu: „Es ist noch nicht aller Tage Abend!“

Der Kurfürst hatte es vernommen und fragte rasch den Holsteiner: „Was sagte Euer Liebden?“

Der Prinz von Nassau kam dem Herzoge zuvor und sagte mit leisem Spott: „Der Herzog wollte uns eine Rede halten über die künftige brandenburgisch-deutsche Flotte.“

„Ja, er wollte!“ entgegnete erregt der Kurfürst. „Zwischen wollen und thun ist eine weite Kluft. Wenn wir wirklich wollten! An Euch, Ihr Herren da an der Nordsee liegt es ganz allein. Ihr habt den Schlüssel zur Eider, zur Elbe, zur Weser, zur Ems; Ihr habt — —, doch was rede ich! Ihr wollt nicht sehen, sonst müßtet Ihr gewahren, daß Ihr, von

Strömen und Meeren umgeben, dazu ausersehen seid, sie zu beherrschen."

Abermals hallte Kanonendonner über die Fläche hin; der Kurfürst unterbrach sich und fragte: „Wo sind wir?"

Der Admiral verbeugte sich: „Mit Verlaub, Kurfürstliche Gnaden; dies hier ist das Centrum der Flotte. Dort links liegt das Geschwader des Admirals Johannes Meppel, und dort jenseits der Linie ankert das Reserve-Geschwader, welches dem Admiral Evertson anvertraut ist. Hier aber im Centrum befehligt der glorreiche Admiral Michael de Ruyter, und das da vor uns ist das Schiff „Die sieben vereinigten Provinzen", das jetzt sogleich durch Eure und dieser durchlauchtigen Herren hohe Gegenwart besonders geehrt werden soll."

Das Schiff „Die sieben vereinigten Provinzen" war das stolzeste der ganzen Flotte. Es hatte drei Decke und neunzig Kanonen, der reichste Farbenschmuck zierte es, und das Schnitzwerk am Spiegel und am Bug war glänzend übergoldet. Drei Laternen mit goldenem Dache ragten hoch über die Galerie hinaus und eine gleiche sah man in jedem Mastkorbe. Als das Boot mit den fürstlichen Gästen sich näherte, erschien der Oberadmiral auf dem Dache der Hütte, umgeben von sämtlichen Kommandeuren der Flotte, und stimmte ein lautes Hurra an. Zugleich begannen die Kanonen zu donnern, die Musikkorps spielten, und die Matrosen, welche Mann an Mann auf den Raaen standen, jubelten ohne Ende. Herr de Ruyter aber stieg jetzt das Fallreep hinunter auf den Prahm, der zum Anlegen der Boote bestimmt war, und reichte dem

Kurfürsten die Hand, um ihm beim Aussteigen behilflich zu sein. Dieser sprang mit einem Satze heraus und sagte mit gnädigem Lächeln: „Da fasse ich die Hand, welche das Schicksal aller feindlichen Flotten regiert!“ Aber de Ruyter entgegnete schnell besonnen: „Und Ew. Kurfürstliche Durchlaucht halten diese Hand gefangen!“

Die Antwort gefiel dem Kurfürsten, und froh gelaunt stiegen die Herren das Verdeck hinan, wo die Seesoldaten in doppelter Reihe bis zur Kajüte aufgestellt waren und die Herren mit allen militärischen Ehren empfingen. Hierauf geleitete der Admiral die hohen Herren in besondere Kajüten, damit sie sich von der Fahrt erholen möchten, bis das Frühmahl hergerichtet worden sei.

Die Festtafel, an welcher außer den fürstlichen Gästen nur die Deputierten der Herren Staaten und die kommandierenden Admirale speisten, war auf dem Halbdeck hergerichtet worden und strahlte von kostbaren goldenen und silbernen Gefäßen. Die Gäste wurden fröhlich und guter Dinge. Schon mancherlei Gesundheiten waren ausgebracht und mancher Reihentrunk gehalten worden, da erhob sich de Ruyter, und zu dem Kurfürsten gewendet sprach er sich verneigend: „Mit Euer Durchlauchtigkeit Genehmhaltung wollte ich hier zwei junge Kapitäne einführen, welche in Deutschland geboren, sich dem Seedienst widmen und unserer Flagge angehören; das ist Kapitän Weinland aus Köln und jener dort Kapitän Bargfeld aus Stettin. Sie befehligen die beiden leichten Fregatten, welche Ew. Durchlauchten hier an unserm Backbord erblicken, und bitten um die Ehre, Kurfürstliche Gnaden wollten gütigst einem

Scheingefechte zusehen, welches sie soeben auszuführen im Begriff sind."

„Das will ich gern, sehr gern!" entgegnete der Kurfürst. „Und deutsche Herren sind es? Aus Köln und Stettin! Ihr sollt bedankt sein, de Ruyter, daß Ihr die Deutschen zu so edlem Handwerk anlernt!"

„Oh, Herr Kurfürst!" antwortete de Ruyter, „ich thue das sehr gern, denn die Deutschen haben viel Geschick zur See und lernen vor allen andern rasch; sie sind ganz dazu angethan, ein rechtes Seevolk zu werden, denn ob ich es gleich nicht Wort haben sollte, erträgt ein Deutscher mehr Strapazen als drei Holländer."

„Hat Euer Liebden das gehört?" wandte sich der Kurfürst zu dem Herzoge von Holstein und sagte dann zu den beiden Kapitänen: „Nun, meine Herren Landsleute von der Ostsee und vom Rhein, nach den Lobsprüchen, die Euch der Herr Admiral erteilt, bin ich gespannt auf das, was Ihr uns zeigen wollt. Ihr werdet hier am Bord aufmerksame Zuschauer haben."

Er nickte ihnen freundlich zu und die Kapitäne entfernten sich rasch. Die Fregatten lichteten die Anker, und beide umsegelten, eine vom Backbord, das Admiralschiff, machten die Honneurs und legten dann auf halbe Schußweite hinaus, worauf das Gefecht begann.

Der Kurfürst wandte kein Auge von den beiden Fahrzeugen, die das ganze Schlachten-Mannöver durchmachten, sich bald verfolgten, bald enterten, bald einen Wettkampf im Segeln bestanden und zuletzt, als sie Deck an Deck lagen, die glatte Lage abfeuerten, und unter hundertstimmigem Hurrageschrei von der Spitze

des großen Mastes die kurbrandenburgische Flagge wehen ließen, die mit lautem Trompetenschall begrüßt wurde.

„Das war ein herrlich Spiel, Herr Admiral, wofür wir Euch nochmals unsern Dank sagen," sprach der Kurfürst, indem er sich an de Ruyter wandte: „Hätte ich so viele Schiffe in See, als ich darin zu haben wünschte, ich ließ nicht nach, bis ich Euch diese beiden Offiziere abwendig gemacht hätte. Aber es ist spät geworden, darum wird es Zeit, wenn wir noch einiges von der Flotte in Augenschein nehmen wollen. Ich hebe also, mit Eurer Erlaubnis, die Mahlzeit auf."

„Der Kurfürst bestieg die bereit gelegte Schaluppe, und unterwarf die Flotte einer genauen Musterung. Herr de Ruyter begleitete ihn allenthalben hin, und ließ von verschiedenen Schiffen, welche dem hohen Gaste besonders auffielen, diejenigen Manöver ausführen, wodurch sich die einzelnen besonders auszeichneten. Als nach 3 Stunden der Kurfürst wieder zum Fallreep der „sieben vereinigten Provinzen" bestieg, und mit de Ruyter in dessen Kajüte hinabstieg, rief er seinen Begleitern zu, die sich vor derselben aufstellten: „Ich meine, Ihr Herren, es wird lange währen, ehe wir ein solches Schauspiel mit unsern Schiffen auf der Reede von Swinemünde oder Pillau ausführen können."

De Ruyter und sein hoher Gast hatten sich lange mit einander unterhalten, und schon dunkelte der Abend mächtig herein, als der Kurfürst aufstand und bewegt die Hand des Admirals ergriff:

„Das ist es! Ihr habt es laut wiederholt, was ich so oft gesagt und stets vergebens gesagt habe. Die

deutschen Fürsten sind mit Blindheit geschlagen, und wollen nicht sehen, was zu ihrem Heile dient. Aber ich lebe der festen Ueberzeugung, daß eine Zeit kommen wird, wo sich das verwirklicht, was ich jetzt vergebens allein auszuführen trachte. Wenn Deutschland das ganz werden soll, was es sein kann, so müssen deutsche Kolonien jenseits des Meeres blühen, und deutsche Kriegsschiffe müssen die deutschen Kauffahrer vor jeder Fährlichkeit schirmen können. Aber, bis wir dahin gelangen, wird noch eine lange Zeit ungenützt verfließen."

„Und das ist ein unersetzlicher Verlust," entgegnete de Ruyter. „Die deutschen Fürsten handeln darin unverantwortlich saumselig, wenn ich's sagen darf ..."

„Soviel Ihr wollt, de Ruyter!"

„Kurfürstliche Durchlaucht aber sollten sie unabläßig antreiben," fuhr der Admiral fort, „damit sie bald an der Elbe und Weser, wie an der Oder und am Pregel stattliche Kriegshäfen und Werften hätten, wie wir zu Vlissingen. In den deutschen Wäldern wachsen Bäume genug für Kiele und Masten, und in den deutschen Bergen ist hinreichendes Eisen, um Anker und Ringbolzen daraus zu schmieden."

„Genug! Genug, Herr Admiral!" rief der Kurfürst rasch. „Laßt uns dies Gespräch abbrechen. Es ist Abend geworden, und Zeit, daß wir nach dem Lande zurückkehren. Ich gehe Euch voran! Bewahrt es in Eurem Herzen, was wir mit einander gesprochen."

Als der Kurfürst auf das Verdeck zurückkehrte hatte sich die Scene verändert. Die Dämmerung war mächtig hereingebrochen, und See und Küste verschwammen in Eins, aber ein helles Licht strahlte in buntem

Farbenschimmer von dem glatten Wasserspiegel wieder, denn die Zelte waren auf sämtlichen Verdecken zusammengerollt, und die Maste von oben bis unten mit farbigen Lampen geschmückt. Ein reiches Mahl ward aufgetragen, und schlanke Negerknaben, phantastisch herausgeputzt, bedienten die Gäste. Für den Kurfürsten und seine prinzlichen Begleiter hatte man vor dem großen Maste eine stattliche Tribüne hergerichtet, und als der Admiral die hohen Gäste zu diesem Ehrenplatze geleitete, sagte er lächelnd: „Eure Durchlauchtigkeiten haben unserer Flotte und den Männern, die darauf dienen, große Aufmerksamkeit geschenkt und ihr Streben mit Eurem hohen Beifall belohnt. Möge es Euch denn nun auch gefallen, mit gnädigem Auge auf unsere Kurzweil herabzublicken."

Als die hohen Gäste ihre Plätze eingenommen hatten, ertönte eine lustige Musik und kräftige Stimmen sangen eine lebhafte Weise, die bald von Bord zu Bord sich verpflanzte, und von allen Kehlen auf der Flotte gesungen wurde; besonders gut klang es, als die Sänger auf dem Admiralschiffe schwiegen, dann die auf dem zweiten, dem dritten und so fort, und der Gesang nun allmählich fernab verhallte, wie ein leichter Abendhauch, der über die letzte matt plätschernde Welle hinstreift.

Darauf erschienen Tänzer, die führten Tänze aus und Kraftsprünge. Aber alles war lustiger Art, und nichts dabei, was so halsbrechend war, daß es Furcht, oder so gemein, daß es hätte Widerwillen einflößen können, sondern alles wurde mit vielem Anstande ausgeführt, so daß es fast zu verwundern war, wie derbes

Seevolk dergleichen manierliches Benehmen gelernt hatte. —

Während nun solchergestalt sich alle trefflich unterhielten, sah man unter dem Volke auf dem Vorderdeck eine auffallende Bewegung. Mehrere Matrosen hatten sich um einen ihrer Kameraden gesammelt, und schienen ihm etwas ausreden zu wollen, was ihnen indeß nicht zu gelingen schien. Da trat der Meister Konstabler von der vordern Schanze herzu, und fragte: „Was giebt's da mit Pieter Johannsen?"

„Mit Verlaub, Konstabler, er will wieder auf dem Kopfe stehen, sagt er."

„Thu das nicht, Pieter Johannsen! Du weißt, Mynheer Hochbootsmann hat es verboten, und wenn Du es dennoch thust, setzt es Hiebe."

„Daraus mache ich mir nichts!" rief der Matrose. „Ich muß den fremden Herren da zeigen, was ich kann. Weiß ich doch, daß keiner in des Landes Flotte ist, der es mir nachmacht. Was frage ich nach einem Dutzend Hiebe!"

„Kerl! Fürchtest Du denn nicht, den Hals zu brechen, oder für Zeitlebens ein Krüppel zu werden?"

„Mit dem Krüppel hat's nicht Not, denn mißglückt's, so bin ich auf der Stelle geliefert und schere mich nicht darum. Glückt mir's aber 'mal wieder, dann sollt Ihr sehen, wie sie die Augen aufreißen und wie es von allen Seiten Trinkgelder regnet."

Damit rannte der Matrose nach dem Halbdeck, drängte sich durch die Tänzer und die umherstehenden Offiziere, griff mit der Hand in die Wanten des Besanmastes, schwang sich empor wie ein Eichkätzchen und

flog die Webeleinen hinan. Der Kurfürst, dessen Auge überall war, hatte nicht sobald den Matrosen bemerkt, als er den Admiral nach diesem Beginnen fragte.

„Das ist ein kecker Bursche," antwortete de Ruyter, „der trotz aller Warnungen schon oft Gott versucht hat, und aller Verbote ungeachtet, uns wahrscheinlich ein Schauspiel zu geben gedenkt, wobei sich die Haare zu Berge sträuben. Mit Verlaub, Herr Kurfürst! — Hollah Pieter Johannsen, kommt sogleich zu Deck!"

Aber Pieter war schon viel zu hoch, um den Admiral noch zu hören. Alle Blicke folgten dem Wagehals, der jetzt dahin gelangt war, wo alles laufende und stehende Tauwerk ein Ende hat. Nun kletterte er an der glatten Bramstenge in die Höhe, legte die Hände auf den obersten Knopf derselben, that einen Sprung in's Blaue hinein und saß auf der Spitze der Stenge, die oben so leicht war, daß sie sich unter der schweren Last ein Merkliches neigte. Die fremden Gäste wagten nicht zu atmen, und der Kurfürst saß mit zusammengekniffenen Lippen da, der Martose aber ließ sich nicht irre machen; er warf seinen Hut hoch in die Luft, zog die Jacke aus, die er fallen ließ, machte dann abermals einen kühnen Satz, und stand jetzt mit dem Kopfe auf der Spitze der Stenge, die beiden Füße gerade gen Himmel gekehrt. Das hielt er zwei Sekunden lang aus, dann überschlug er sich, ergriff die Stenge mit beiden Händen, fuhr an derselben herab, und langte im Mastkorb an, wo er den Toppgasten ohnmächtig in die Arme sank.

Dies Schauspiel hatte die Gäste allzusehr aufgeregt; sie kehrten sich schweigend ab, und de Ruyter

ließ dem kecken Matrosen versichern, daß ihm die angelobte Strafe morgen nicht entgehen werde.

„Nun, Ihr Herren!" rief der Kurfürst nach einer Weile. „Es ist spät geworden und wir dürfen unsern gastfreien Wirten nicht länger beschwerlich fallen. Laßt unsere Boote in Bereitschaft setzen."

Dieser Aufforderung folgte ein allgemeiner Tumult. Während desselben rief der Kurfürst den Grafen Dohna zu sich, und befahl ihm insgeheim, welche Geschenke er für die Mannschaft der Flotte überhaupt und für die Matrosen des Admiralschiffes insbesondere zurücklassen solle.

„Und was verabreiche ich dem Matrosen, der soeben sein halsbrechendes Kunststück ausführte?" fragte der Graf.

„Dergleichen Marktschreierei ist mir zuwider," sagte der Kurfürst ernst, „Ihr mögt dem Wagehals mit dem nächsten Danziger Holzschlepper ein paar gerade Stämme aus unsern brandenburgischen Forsten senden, damit er sich fleißig in seiner brotlosen Kunst üben kann."

Trompeten und Pauken verkündeten die Abfahrt der hohen Gäste. Als das Boot mit den Fürsten abstieß, erschien der Admiral mit allen seinen Offizieren auf der Gallerie; das Admiralschiff strahlte in rotem Feuer und feierlich hallte Schuß auf Schuß von den Batterien der Back und der Schanze. Die Matrosen standen auf den Raaen und die Marine-Soldaten schulterten das Gewehr.

Eine Stunde später waren sämtliche Lampen erloschen; nur in den Mastkörben brannten die Wachtlaternen und tiefe Stille herrschte rings umher.



XXXVII.

Die Junitage der Flotte.

(1666.)

Die Flotte, welche noch vor kurzem ein heiteres, harmloses Fest gefeiert hatte, gewann allmählich ein ernstes, kriegerisches Ansehen. Sie zählte mehr als hundert kampffähige Schiffe, die unter dem Oberbefehl de Ruyters und den Admiralen van Tromp, Meppel und Evertson stand. Eine große Anzahl von Brandern, sowie viele Galioten und Jachten, die zu Transportschiffen dienten, waren ebenfalls auf der Reede versammelt. Diese würdige Streitmacht hatte sich einen würdigen Gegner ausersehen. Eine englische Flotte von gleicher Stärke war aus der Themse in See gegangen. Erstkommandierender derselben war der tapfere Monk, als Admiral der roten Flagge. Unter ihm befehligten Sir Georg Auscue als Admiral der weißen und Sir Thomas Allen als Admiral der blauen Flagge. Beide Parteien sehnten den Tag herbei, da es ihnen vergönnt sein möchte, sich im Kampfe zu begegnen.

Am zweiten Juni hatten die Bevollmächtigten der Herren Staaten von Holland den Admiral de Ruyter mit den besten Wünschen entlassen, und dieser war

sogleich an Bord geeilt. Am folgenden Morgen wollte man die Anker lichten; auf allen Schiffen herrschte bis tief in die Nacht hinein die lebhafteste Bewegung, und eine Stunde nach Sonnenaufgang war die ganze Flotte bereits unter ihren Segeln; sie hielt sogleich in der Richtung nach der englischen Küste ab, mit Begier den Augenblick erwartend, da sie mit ihrem Gegner zusammentreffen würde.

Einige Tage lang blieben die Wünsche und Erwartungen der Holländer unerfüllt, aber als man bei fast völliger Windstille, am Abend des 9. Juni auf der Höhe von Dünkirchen vor Anker ging, erblickte man in einer Entfernung von zwei Meilen die englische Flotte, vor der Flut treibend, mit dem Admiralschiffe Monk's an der Spitze.

Der neue Morgen brach an, ein heiterer, wolkenfreier Tag. Eine kaum merkliche Brise wehte vom Lande her, und verlor sich, je mehr sie auf die offene See hinaus kam. In der Stellung beider Flotten hatte sich nichts verändert. Auf dem Schiffe „die sieben vereinigten Provinzen“ ward das Tagewerk in aller Ruhe begonnen; die Stunde des Deckwaschens war vorüber, und die Matrosen arbeiteten nach gewohnter Weise. Der wachthabende Offizier meldete das Ansegeln eines jener Logger, wie sie an der flandrischen Küste zu Hause sind, und bald lag dieser dem Admiralschiff zur Seite. Es waren französische Edelleute, welche um die Erlaubnis baten, dem Admiral aufwarten zu dürfen, und von diesem auf das Halbdeck beschieden wurden. Drei jugendlich schöne Männer, mit der zierlichen Tracht ihres Landes bekleidet, näherten

sich dem Admiral. Ein Vierter, mit einem Wams von schwarzem niederländischen Tuche angethan, das Sammtbarett auf die dunklen Locken gedrückt hielt sich etwas zurück. Er sah den Admiral forschend an, und ein Zug von Teilnahme flog über sein ausdrucksvolles Gesicht. —

Der Admiral ging seinen Gästen einige Schritte entgegen: „Seid mir willkommen, werte Herren! Was verschafft mir so unerwartet, mitten auf hoher See, die Ehre Eures Besuches?“

„Ihr wollt verzeihen,“ nahm der Aelteste von ihnen das Wort, „daß wir uns so sehr gegen alles Herkommen bei Euch einführen. Aber das Unglück wollte, daß wir zu spät im Texel anlangten. Als wir nachmittags eintrafen, hattet Ihr morgens die Anker gelichtet, und wir mußten es fast dem Zufall überlassen, Euch aufzufinden. Er hat uns glücklich geführt.“

„Ihr seid nochmals willkommen, meine Herren. Ich danke Euch für den Eifer, womit Ihr mich aufsuchtet, und wenn Ihr mir den Grund Eures Kommens anvertrauen wollt — —“

„Erlaubt vielmehr, Herr Admiral, daß wir Euch erst persönlich mit uns bekannt machen. In Ermangelung eines Edelmannes, der uns beide kennt, muß ich mein eigener Ceremonienmeister sein. Ich bin Armand de Grammont, Graf von Guise, Sohn des Marschalls von Frankreich, Herzogs von Grammont und Statthalters von Bearne, der es sich zur Ehre anrechnet, dem berühmtesten Seehelden unserer Zeit seine Hochachtung zu bezeugen.“

„Herr von Grammont,“ sagte de Ruyter. „Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen. Euer Vater ist ein Edelmannn von vielen Verdiensten und hohen Gaben, und sein Sohn wird ihm gewiß ähnlich sein.“

Der Sohn des Marschalls verneigte sich und fuhr fort: „Dieser Herr ist mein Schwager, Louis Grimaldi, Fürst von Monaco, den eine Lobrede aus meinem Munde verdächtigen würde, da ich sein Verwandter bin, ob er sie gleich im vollen Maße verdient, da er ein Spiegel der Ritterschaft ist. Hier aber führe ich unsern Waffengenossen, Herrn Marquis de la Ferté auf, der durch sein eigenes, wie durch das Verdienst seiner Familie, mit Recht der allgemeinsten Achtung genießt.“

„Freut mich, so vollkommene junge Männer bei mir zusehen,“ entgegnete de Ruyter mit einem Anfluge von Ironie. „Der französische Edelmann hat sich immer durch ein echt ritterliches Benehmen ausgezeichnet.

Die Edelleute verbeugten sich und Herr von Grammont fuhr fort: „Der Ruhm der holländischen Flotte zog uns von je an; Euer Name, Eure Thaten, Herr de Ruyter, erfüllten uns mit Begeisterung, und wir konnten uns nichts schöneres denken, als unter Eurer ruhmwürdigen Leitung unsere ersten Lorbeeren zur See zu verdienen. Wir kamen deshalb bei dem Könige mit der Bitte um Urlaub ein, den er in Erwägung unserer Absicht, gern gewährte; durch die Vermittlung unseres Gesandten im Haag haben wir die Bewilligung der Herren Staaten erhalten, unter Hollands Flagge gegen England zu fechten, und indem wir Euch diese Briefe von Sr. Königlichen Majestät von Frankreich,

von unserm Gesandten im Haag, Grafen d'Estrée, und von dem Sekretariat der Herren Staaten überreichen, bitten wir um die Gunst, unter Eurer persönlichen Aufsicht kämpfen und siegen zu dürfen."

Der Admiral hatte die ihm überreichten Briefe flüchtig durchgesehen und sagte: „Ihr seid auf der niederländischen Flotte willkommen, werte Herren! Was meine Erfahrung vermag, wird sie Euch gern gewähren. An Gelegenheit dazu soll es nicht fehlen, denn dort, Ihr Herren, dort liegen die englischen Feuerschlünde, mit denen uns ein günstiges Geschick vielleicht schon morgen nach Sonnenaufgang zusammenführt. Was die Herberge und die Kost betrifft, so müßt Ihr mit uns fürlieb nehmen; wir sind einfache holländische Bürgersleute, die nicht viele Umstände machen. Gebt mir die Hand zum Zeichen des guten Einverständnisses."

Die Edelleute boten dem Admiral die Hand mit dem Beteuern, daß sie mit ihrem Empfange zufrieden wären, und wollten sich verabschieden, als de Ruyter fragte: „Und wer ist jener Mann dort im schwarzen Wams? Vielleicht einer Eurer Genossen, den Ihr mir vorzustellen vergessen?"

„Herr Admiral," entgegnete der Graf von Guise mit aufgeworfenen Lippen, „dieser Herr ist kein Franzose und uns völlig unbekannt. Wir haben die Reise vom Texel hierher zusammen gemacht, und wenn ich mich in dem Augenblick unseres Anbordkommens beklagen wollte, so — —"

„Erspart es Euch, mich bei dem Herrn Admiral einzuführen, Herr Graf!" fiel rasch der junge Mann mit dem Sammetbarett ein. „Ich werde es auf gut

holländisch selbst thun. Verzeiht mir, Herr de Ruyter, daß ich erst jetzt vor Euch hintrete; ich wollte jene hochgeborenen Herren nicht stören. Hier ein Brief der Hochmögenden Herren, der mein Erscheinen auf Eurem Schiffe rechtfertigt."

„Wer seid Ihr?" fragte der Admiral, den Brief nehmend.

„Willem van der Velde!" entgegnete jener. „Ein echter Holländer von Geburt und Maler von Profession. Die See war von jeher mein Element, wenn ich sie auch nicht kämpfend befahren, sondern nur gemalt habe."

„Und Ihr wolltet?"

„In Eurer Schule lernen und Stoff finden zu Bildern, die hoffentlich meinen Namen mit dem Eurigen auf die Nachwelt bringen."

„Bravo! Bravo!" rief der Marquis.

„Der gute Junge hat Witz!" sagte der Graf.

„Gewiß? In der That?" fragte der Fürst.

„Zweifelt Ihr noch daran, Princeps?" fragte van der Velde lachend. „Ich dächte, Ihr hättet unterwegs die Ueberzeugung des Gegenteils gewonnen."

Der Fürst kniff die Lippen zusammen, der Graf zuckte mit den Achseln und der Marquis wendete sich seitwärts, um nicht allen ins Gesicht zu lachen. Der Admiral legte die empfangene Briefe zusammen: „Gern gewähre ich Euch den Aufenthalt auf meinem Schiffe und wünsche, daß er für Euch von Nutzen sein möge. Ich bin zwar nur einfacher Mann, ohne große Kenntnis und Weltbildung, aber Eure Kunst ist mir gar lieb, und die Männer, die sie mit Verstand ausüben, sind mir vor allem wert. Nur das von vorhin, das Kom-

plimentieren unterlaßt. Ich höre es nicht gerne. — Ihr Herren, seid allesamt nochmals willkommen. Ich will Euch sogleich einen meiner Offiziere senden, der für Eure Bequemlichkeit sorgen soll; wir werden uns etwas enge behelfen müssen. In einer Stunde erwarte ich Euch an meiner Tafel, und morgen, Ihr Herren Franzosen, morgen wollen wir dem Herrn dort Stoff zu Marinebildern vollauf bieten."

Er zog den Hut und entfernte sich. Gleich darauf kam ein Offizier, der sich den Edelleuten vorstellte und sie mit sich fortführte; zu dem Maler aber kam einer der Steuerleute des Admiralschiffes, der diesen in seiner Kammer unterbrachte. Bald herrschte wieder die gewohnte Ruhe am Bord.

Am nächsten Morgen — es war der 11. Juni — zeigte sich bald nach Sonnenaufgang die Flotte völlig schlagfertig. Der Himmel war durchsichtig blau, und einzelne weiße Wölkchen schwammen darin auf und ab. Der Wind wehte so, daß beide Flotten sich entgegensegeln konnten; sie lagen genau in derselben Richtung wie gestern.

Der Admiral befand sich noch mit dem Segelmeister und dem Befehlshaber der Seesoldaten in seiner Kajüte. Die Offiziere standen auf ihren Posten, die Kanoniere bei den Kanonen, die Topp- und Decksgasten bei den laufenden Tauen.

Herr Abraham Lely, Hochbootsmann der „sieben vereinigten Provinzen," hatte vom Mitteldeck bis zum Bugspriet noch einmal alles sorgfältig inspiziert; er stieß die ihn begleitenden Maaten brummend bei Seite und

ging zur vordern Schanze hinauf: „Heda! Kanoniere von der Back!"

„Hollah!" antworteten diese und richteten sich auf.

„Hollah ruft Ihr? Hallunken! Ist das ein Ausruf, womit man einem Offizier entgegen kommt? Nehmt Euch in Acht, daß Euch mein spanisches Rohr nicht auf dem Rücken herumhollaht! Gnade Euch Gott, wenn hier nicht alles in Ordnung ist!" Er begann eine sorgfältige Untersuchung. Allein alles mußte zu seiner Zufriedenheit ausfallen, denn er sagte nichts, und brummte nur zuweilen über den respektwidrigen Empfang vor sich hin. Da rief eine Stimme vom Vordermast: „Herr Abraham Lely!"

Der Hochbootsmann richtete sich auf und fragte, die Hand am Hut: „Mynheer?"

„Beliebt's Euch, nach dem Halbdeck zu kommen?"

„Allstunds, Mynheer! Danke!"

Der Kadett entfernte sich und der Hochbootsmann beeilte sich, ihm zu folgen. Vor der Leiter wandte er sich noch einmal um und sagte zu den Kanonieren: „Nehmt Euch mein Betragen zum Exempel. Eine falsche Splißung kann ich übersehen, aber einen Fehler in der Subordination nicht. Merkt's Euch."

Herr Abraham Lely schritt nach dem Halbdeck und die Kanoniere gingen wieder zu ihren Kanonen.

„Hol ihn der Teufel!" sagte der erste.

„Und der Satan dazu!" der zweite.

„Er ist eine Geißel für's ganze Schiff!" der dritte.

„Wenn ich ihm 'mal ein Bein stellen kann!" der vierte.

„Du! Nimm Dich in Acht! Ehe wir es uns versehen, steht er hier wieder zwischen uns," sprach der erste wieder, „und dann hättest Du es gern besser gehabt." —

„Auf dem Halbdeck ist's schon lebendig," fuhr der zweite fort, der auf seine Kanone gestiegen war. „Nun wird's wohl bald losgehn! der Admiral ist oben, jetzt kommen auch die Fremden von gestern und komplimentieren sich mit ihm."

„Was sind's für welche, diese Fremden?"

„Weiß nicht! Franzosen glaube ich. Sie wollen mit uns fechten."

„So? Schönes Volk diese Franzosen! Versprechen uns erst eine ganze Flotte und schicken uns nun drei Kerle, lang und dünne, wie ein Marlpfrim! Pah! Werden den Engländern auch nicht viel thun. Sind Maulsoldaten, wie ich denke!"

„Und der Schwarze, der da herumläuft; der nirgends hingehört, und sich doch überall zudrängt! Sie machen ihm ordentlich Platz und lassen ihn thun, was er will. Gottes Donner! Ist's etwa ein verkleideter Hanswurst von der Kirmes?"

„Glaub's kaum! Muß doch irgend etwas vorstellen, denn der Admiral hat ihm die Hand gegeben vorhin, und der Flaggen-Kapitän hat den Hut gerückt. Ich werde nicht klug daraus!"

„Erst war er schon im Mastkorb, und sah hinüber nach den Engländern. Nachher hat ihn der Hochbootsmann durch die Batterien führen und alles erklären müssen, sage ich Euch!"

„Was? Der Abraham Lely?"

„Wie ich Euch sage! Er sah sauertöpfisch genug aus, und darum wollte er auch so respektvoll von uns behandelt sein. Gott stehe uns bei! Jetzt kommt der Schwarze hierher."

„Was? Wo ist er?"

„Da habt Ihr ihn!"

„Guten Morgen, Leute!" rief Willem van der Velde und stand mit einem Sprunge mitten unter den Kanonieren auf der vordern Schanze. „Es wird einen heißen Tag geben heute."

Die Seeleute wußten nicht recht, wie sie mit dem Fremden daran waren; sie sahen sich einander an und schwiegen.

Der Maler achtete nicht darauf: „Hört, Leute! Ich habe Lust, Euch abzumalen! Ich brauche nicht blos Schiffe, ich brauche auch Gesichter, und Ihr habt gerade solche Galgen-Physiognomieen, wie sie mir im Kopfe herumspuken. Steht still, Jungens! Es setzt einen Gulden für den Kopf!" Er zog seine Pergamenttafeln hervor, und begann mit großer Emsigkeit zu zeichnen, wenig auf die Dinge achtend, die sich um ihn her ereigneten.

Die englische Flotte hatte ihre Segel gehißt und braßte sie halb an den Wind; die Holländer thaten ein Gleiches und beide Flotten näherten sich mit über-überraschender Schnelle.

„Gute Segler sind dabei," sagte de Ruyter, die Engländer musternd. „Lassen mir nicht Zeit, meine Kommandeure noch einmal um mich zu versammeln. Hollah! Laßt ein weißes Signal von dem großen

Topp wehen! Sie werden mich verstehen und den Feind haben sie vor sich."

Die französischen Herren traten zu dem Admiral. Jede Spur von Geziertheit, die ihnen gestern noch anklebte, war verschwunden, sie blickten sehr ernst und erbaten sich genauere Befehle.

„Ihr Herren!" entgegnete der Admiral. „Ich kann nicht jedem einzelnen besondere Befehle erteilen; der Seemann muß mit eigenen Augen sehen. Jetzt ist wenig mehr für Euch zu thun, als nichts. Aber später, wenn wir entern, dann gilt es. Vielleicht beliebts Euch auch, einen Brander zu besteigen, und ihn in die feindliche Linie zu führen. Für den Fall wird man Euch zeigen, wo die Dingerchen sind, und sie zu Eurer Verfügung stellen."

Die letzten Worte waren nicht ohne einen Anflug von Ironie gesprochen. Herr von Grammont hatte sie in gleicher Weise aufgefaßt und entgegnete: „Wir werden sie zu finden wissen!" Der Admiral aber wandte sich zu seinem Flaggen-Kapitän und sagte leise zu ihm: „Bunte Federn auf dem Hut, weiße Handschuhe und zierliche Galanterie-Degen, wenn es zur Schlacht geht; das sind meine Leute nicht."

Eine heftige Kanonade, die plötzlich begann, unterbrach den Admiral. Cornelius Evertsons Geschwader war vorangesegelt, und mit dem Admiral Sir Thomas allen zusammengetroffen. Der Kampf wurde mit großer Erbitterung begonnen.

„Ha!" rief de Ruyter, „dieser treibts anders, wie sein Bruder Jan. Der ließ den Feind an sich kommen und schoß ihn dann in Grund und Boden, aber dieser

geht ihm stracks entgegen! Wenn nun der Johannes Meppel ... Blaues Signal von der Kreuzstange! Wollen sehen, ob er es beachtet."

„Scheint mir nicht", entgegnete der Flaggen-Kapitän nach einer Pause.

„So muß Botschaft zu ihm an Bord! Eine Schaluppe bereit! Schnell!"

„Saint Denis!" rief Herr von Grammont, der die Bewegungen der Flotten genau beachtet hatte. „Wenn jetzt unser linker Flügel die Engländer umsegelt, und Ihr das Centrum zugleich angreift, ist das Glück des Tages entschieden."

„Ihr habt recht!" sagte de Ruyter lebhaft. „Aber schnell muß es geschehen, schnell! Wen sende ich?"

„Mich, Herr Admiral! Mich!" rief der junge Franzose, „ich bürge Euch für die Ausführung Eurer Befehle!" Und ohne weitere Ordre abzuwarten, sprang er vom Fallreep in eine Schaluppe, die schnell mit ihm davon ruderte.

„Braßt voll!" befahl de Ruyter. „Wackerer Bursche, dieser Franzose. Ich habe ihm Unrecht gethan. Ist das Ascue, der uns da entgegensegelt? Bringt ihm unsern guten Morgen! Feuer auf der vordern Schanze!"

„Feuer!" wiederholten die Kanoniere und die schweren Geschütze protzten ab. Der Maler sprang auf: „Alle Donner! Das hat man davon, wenn man sich mit solchen Fratzen-Gesichtern einläßt! Jetzt sitze ich mitten drin! Nun, Jungens, nehmt Euch tüchtig zusammen, damit ich sehen kann, wie Ihr so einen Engländer entert; Ihr sollt mir alle mit auf die Leinwand kommen." Er nickte ihnen zu, und stieg dann

die Wanten des Fockmastes hinauf, um den Schlachten-Plan zu überschauen.

„Schwarzer Herr, wohin? wohin?“ fragte der Vortopp-Kapitän den Maler, der sich gemächlich durch das Soldatenloch drückte.

„Nicht weiter, als ich schon bin,“ antwortete dieser. „Ich denke, von hier aus können wir der Schlacht bequem zuschauen! Oho! Ihr habt schon Gesellschaft? Guten Morgen, Princeps!“

Der junge Fürst von Monaco grüßte obenhin und spähte sorgsam dem Boote nach, womit sein Schwager abgefahren war.

„Das könnt Ihr hier bequemer sehen!“ rief der Maler und hielt dem Fürsten eine Pergament-Tafel hin. „Da habt Ihr das Boot und den Grafen dazu. Wird sich zu seiner Zeit in dem Admiralitäts-Saal von Amsterdam leidlich genug ausnehmen. Fürstliche Gnaden, wo bringe ich Euch in dem Bilde mit Erfolg an?“

Der Fürst deutete mit der Hand auf das englische Admiral-Schiff „Prince royal“, das eben dem Schiffe de Ruyter's sich näherte und diesem den Kampf anbot.

„Also da! Gut! Ihr seid wohl so freundlich, eine bequeme Stelle auszusuchen? Ich meine eine Stelle, auf welcher ich Euch von hier aus bequem sehen kann. Ich werde allen möglichen Fleiß auf Dero werte Person verwenden.“

Louis Grimaldi hörte nicht auf die ferneren Aeußerungen des Malers, er wandte sich stolz von ihm ab und nachdem er noch einen forschenden Blick über den ganzen Gefechtsraum geworfen, eilte er auf das Verdeck zurück, während das englische Admiral-Schiff, unter

fortgesetztem Feuern, wie ein unheildrohendes Gewitter heranschoß.

Der Segelmeister trat zu de Ruyter und meldete, daß die Schaluppe des Herrn von Grammont glücklich den linken Flügel erreicht habe, daß aber das befohlene Manöver nicht würde ausgeführt werden können, da in diesem Augenblicke der Wind völlig aufhöre.

„Das ist nicht unsere Schuld!“ antwortete de Ruyter, „und ruht in Gottes Hand. Achtet auf das Werk hier vor uns. Frisch, Jungens, brennt ihm auf den Pelz! — Tretet bei Seite, Herr Lieutenant! Ist das da auf der Gallerie nicht der Admiral Georg Ascue? — Wir müssen doch Seiner Herrlichkeit die schuldige Achtung erweisen.“ De Ruyter griff an den Hut, und grüßte verbindlich nach dem englischen Schiffe hinüber; der Gruß ward mit Förmlichkeit erwidert, während die Kanonen donnerten und Eisen auf Eisen in das feste Plankenwerk schleuderten.

Die Matrosen hielten die Enterhaken bereit, und beide Schiffe näherten sich auf eine bedrohliche Weise. Der Fürst von Monaco stand mit einem Dutzend schlagfertiger Matrosen auf der vorderen Schanze und wartete den günstigen Moment zum Entern ab.

„Teufel!“ rief van der Velde, der mit übereinandergeschlagenen Armen im Mastkorbe stand, und dem Schauspiel mit wachsendem Interesse zusah. „Hätte diesem Italiener nicht eine solche Courage zugetraut! Jetzt wird es bald soweit sein! Jungens,“ — rief er den um ihn stehenden Toppgasten zu — „nehmt Euch in Acht! Gleich setzt es einen tüchtigen Stoß, wenn die Schiffe zusammenrennen!“

Vom Kiel bis zum Mast erbebten die Schiffe, als sie jetzt zusammenstießen und wieder von einander abprallten.

„Halloh!" rief der Maler erregt. „Mein holder Princeps wird nicht zum Entern kommen, wenn ich nicht" — er riß einem der See-Soldaten, der nach einer andern Seite hingaffte, das Gewehr aus der Hand, feuerte, und gleich darauf sank am Bord des englischen Schiffes ein Matrose, der auf den Fürsten zielte, zusammen. Zugleich wagte dieser den kühnen Sprung und stürzte sich auf die Engländer; drei Holländer, die ihm folgten, sprangen zu kurz und fielen zwischen den Schiffen in die See, durch eine ungeschickte Bewegung des Steuers gierten beide Admiralschiffe auseinander, der wieder erwachte Wind setzte sich in das Segelwerk und trieb beide Schiffe seitwärts. Der Fürst war gefangen.

„Donnerwetter!" schrie der Maler. „Lebt wohl, Princeps! Wir werden uns wohl so bald nicht wiedersehen. Das Blei habe ich Euch erspart, aber das Eisen um das Handgelenk bleibt Euch gewiß, wenn Ascue nicht Kavalier ist. Nimm Dein Gewehr, Kerl! Und Ihr da, Landsmann, leiht mir Euren Rücken; das muß ich mir gleich merken!"

Während der Maler eifrig zeichnete und die beiden Admiralschiffe auseinander hielten, brauste die Schlacht immer weiter. Das Geschwader des Admirals Meppel hatte den Wind wieder eingefangen, aber nun war die englische Schlachtlinie bereits zu weit auseinandergerückt und ein Umsegeln derselben nicht mehr möglich. Cornelius van Tromp donnerte auf das Geschwader Monks

ein, während Ascue und de Ruyter sich gegenüber feststandhielten, und Admiral Evertson nun schon seit zwei Stunden mit dem Geschwader des Sir Thomas allein gefochten hatte.

Admiral Cornelius Evertson und sein treuer Flaggenkapitän waren Freunde von zarter Jugend auf. Sie hatten gemeinsamen Schulunterricht genossen und dienten dann von dem Deck des Kauffahrers bis zur Schanze des Admiralschiffes, ohne getrennt zu werden. An dem Morgen des Schlachttages hatte Evertson bereits einen Streifschuß durch eine englische Büchsenkugel empfangen und trug den Arm in einer Binde. Der Befehl zu einem neuen Angriff auf das Geschwader der Engländer wurde gegeben, und die holländischen Fahrzeuge braßten schärfer auf, als der Flaggenkapitän sich seinem Jugendfreunde näherte und ihm flüsternd sagte: „Geh da weg, Cornelius!“

„Warum?“

„Mir ahnt nichts Gutes! Mir wird auf einmal so bange! Komm! Komm!“

„Zum Henker mit Deiner Ahnung! Was sollen die Leute von unserm Flüstern denken?“

„Mir gleich! Ich bin um Dich besorgt. Die Engländer haben Dich aufs Korn genommen. — Sieh, die Brigg da hinter unserm Spiegel!“

„Wir wollen sie umsegeln! Mach mir den Spaß, Matthias!“

„Sobald Du herunter bist! Nicht eher!“

„Du beleidigst mich!“ sagte der Admiral leise, und einige Schritte seitwärts eilend rief er mit lauter

Stimme: „Kapitän Matthias van Zoom! Umsegelt die Brigg da, wenns gefällt!"

„Allstunds, Herr!" entgegnete der Kapitän erschüttert und wollte sich entfernen, als der Admiral zusammenzuckend mit der Hand nach dem Herzen fuhr und dem herzueilenden Freunde in die Arme sank.

Der Schlachtendonner mehrte sich und hallte ununterbrochen durch die Luft. Der Pulverdampf hatte die Schiffe so dicht eingehüllt, daß der weitere Kampf unmöglich wurde, und die Geschütze nach und nach schweigen mußte, weil keiner sah, ob man dem Feinde oder dem Freunde seine Kugeln sende. Zugleich frischte der Wind stärker auf und in dem Maße, wie er die Pulverwand auflöste, riß er auch die Schiffe auseinander. Die Sonne war im Sinken; die Kämpfer ermüdet, und gleichzeitig sah jede Partei, wie sich der Gegner zurückzog, in Erwartung dessen, was der nächste Morgen bringen würde.

Der zweite Schlachttag war längst angebrochen und der Kampf auf allen Seiten der englischen und holländischen Linie angenommen worden. De Ruyter hatte beim Anbruch des Tages jedem Schiffe durch seine Signalflaggen besondere Befehle erteilen lassen, wodurch er eine Uebereinstimmung des Angriffs und der Verteidigung zuwege zu bringen hoffte, aber bald wurden die sämtlichen Schiffe von einander abgeschnitten, und jeder Kapitän war an Bord seines Fahrzeuges sein eigener Feldherr.

Mit dem ersten Schimmer des Tages hatte der Admiral Cornelius van Tromp sein Geschwader an sich

gezogen, das während der Nacht bedeutend abwärts getrieben war, und weit außerhalb der Schlachtlinie lag. Es bildete eine lange Linie und segelte im Bogen gerade auf die englische Flanke ein. Der Admiral hielt sich am rechten Flügel, an dem linken befand sich sein Vize-Admiral Abraham van der Hülst.

„Guten Morgen, Ihr Herrn,“ rief der lustige Vize-Admiral, seine Offiziere nach einem Scharmützel begrüßend, welches sein Fahrzeug mit einer englischen Fregatte bestanden. „Den haben wir von uns abgeschüttelt! Ruft mir der meister Bottelier!“

Dieser kam herbei und fragte nach den Befehlen des Admirals.

„Gebt ein Faß Eures besten Genevers heraus, und schenkt allen braven Jungen ein! Sie haben sich schon einen Extratrunk verdient. Aber rasch, ehe uns der Engländer wieder über den Hals kommt!“

Der Admiral sah selbst hin, damit jedem sein Teil werde. Am großen Mast gewahrte er einen stämmigen Friesen, der mit seinem gefüllten Becher sich schnell bückte, ihn austrank und dann unbefangen einem zweiten Schenken hinhielt, als habe er noch nichts empfangen. Der Admiral schlug dem Burschen auf die Schulter und rief lachend: „Heda Kononier! Du bist auf falschem Wege! Eins und zwei ....“

„Macht drei, Herr Admiral!“ erwiederte der Friese.

„Kannst Du so gut rechnen?“ lachte van der Hülst. „Du Junge, gieb ihm die ganze Kruke hin! Wollen sehen, wie er damit Haus hält. Wenn wir mit den Engländern zusammenkommen, denke daran, daß Du drei mal mehr empfingst, als Deine Kameraden.“

„Drei mal drei macht neun!“ entgegnete der Friese, „und so viele Engländer nehme ich auf mich, darauf verlaßt Euch!“

„Das soll ein Wort sein!“ entgegnete der Admiral im Weitergehen. Als er auf der Mittelschanze anlangte, rief er: „Jungens, habt Ihr Euer Teil bekommen?“

„Ja!“ antworten alle, die Becher hochhebend.

„Nun denn, frisch daran! Feuer am Backbord!“

„Feuer!“ jubelten die Kerle am Backbord, indem sie den Branntwein tranken und die Hüte schwenkten.

„Und Feuer am Steuerbord!“ rief der Admiral.

„Feuer!“ jauchzten die Steuerbords-Matrosen, und tranken das Wohl ihres Führers. Das ganze Schiffsvolk stimmte ein.

„Dank Euch, Kinder! Dank Euch! Achtung nun auf Euer Werk und laßt mir keinen Engländer an Bord dieses Schiffes kommen.“

Indessen hatte der Kampf weiter hinaus stärker begonnen, und es schien, als ob das holländische Centrum, welches von de Ruyter befehligt wurde, hart bedrängt sei. Eins der holländischen Schiffe flog in die Luft und die brennenden Trümmer fielen auf die benachbarten Schiffe nieder, die darüber in nicht geringe Verwirrung gerieten, und sogleich erteilte van Tromp seinem Geschwader den Befehl, zum Entsatz des Oberbefehlshabers herbeizueilen.

Aber dies Geschwader war seit den kleinen Scharmützeln, die es bestanden, einigermaßen zerstreut! Der Admiral segelte mit den vorhandenen Schiffen dem Bedrängten zu Hilfe und erteilte seinem Vice-Admiral

den Befehl die einzelnen Segler an sich zu ziehen, und ihm dann zu folgen.

Um diesen Befehl ausführen zu können, war einige Zeit erforderlich. Mehrere lagen weitab nach Lee und mußten nun aufkreuzen. Die Sonne stand hoch im Mittag, und man benutzte diese müßige Zeit, um die Leute sich erfrischen zu lassen. Mitten durch den Donner der Kanonen ertönte das Läuten der Glocken, welche die Schiffsmannschaften zum Essen rief. Auch die Offiziere begaben sich unter Deck, um sich durch eine Erfrischung zum ferneren Tagewerk zu stärken. In der Lieutenants-Kajüte war bald der Tisch mit Flaschen besetzt, und die Männer tranken auf eine fröhliche Schlacht und ihren ruhmvollen Ausgang. Als sie die Gläser zusammenstießen, sprang das Glas des Lieutenant Martinsen entzwei.

„Das bedeutet etwas!“ rief dieser, von einer trüben Ahnung befallen, und wandte sich ab. Aber sein Vetter, ein junger, fröhlicher Bursche, der drei Jahre nach ihm in den Dienst getreten war und seinem Mutwillen keine Schranken zu setzen wußte, lachte laut auf und sagte: „Glück bedeutet's, namenloses Glück, und die Martinsens werden an diesem gesegneten Tage zu Ehren kommen. Gieb Acht, alles um uns her geht in die Luft, und wir haben die Ehre, die Trümmer des Sieges nach Vlissingen oder nach dem Texel zu bringen. Laß mich sehen, wer uns zuerst Platz machen muß.“

Die übrigen Offiziere wollten seinem Uebermut wehren, aber er entsprang ihnen, eilte in die Kammer des Proviantmeisters und kehrte bald zu seinen Kame-

raden zurück: „Da habe ich unsere Namen in meinem Hut! Die Lotterie beginnt. Habt Acht, Ihr Herren!“ Er griff hinein und holte aufs Geratewohl einen der Zettel heraus, aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er erbleichend verstummte.

Sein Vetter war herzugetreten, um den Uebermütigen von seinem Beginnen abzuhalten, Jetzt nahm er ihm den Zettel aus der Hand und las: „Lieutenant Martinsen der Aeltere!“

„Ich wußte es wohl!“ sagte er, und ging zur Kajüte hinaus.

„Ihr sollt dies Teufelsspiel nicht länger treiben!“ rief der erste Lieutenant. „Weg mit den Losen! Weg mit dem Hute!“

Aber der jüngere Martinsen zog den Hut zurück und rief: „Was? Soll mein armer Vetter von uns allen allein daran glauben? Das wäre eine schlechte Kameradschaft! Einer von uns muß mit ihm, und gebt nur Acht, das werde ich sein!“

Er griff wieder in den Hut, blickte auf den gezogenen Zettel und schrie mit einem Tone des Entsetzens: „Abraham van der Hülst!“

„Hier!“ antwortete der Admiral, der soeben in die Kajüte trat. „Nun, Ihr Herren, was giebts? Warum so bleich? So erschrocken? Ich komme hierher, Euch froh zu sehen, und mitten aus dem fröhlichen Jubel mit Euch in den Kampf zu gehen, und Ihr ... Was hat es hier gegeben? Lieutenant Martinsen, warum rieft Ihr meinen Namen, und weshalb tragt Ihr den Hut unter dem Arm?“

„Das ist ein frevelhaftes Spiel, was ich getrieben,“ rief der junge Offizier und entfernte sich mit wankenden Schritten.

„Werde ich erfahren, was hier vorgegangen ist?“ fragte der Admiral die Zurückgebliebenen.

„Herr Admiral!“ antwortete der erste Lieutenant, wenn Ihr befehlt, müssen wir gehorchen!“ Und er erzählte, was geschehen.

„Und dieser Zettel mit meinem Namen war das zweite Los, Ihr Herren?“

„Ja, Herr Admiral!“

„Nun, so wollen wir trachten, die Prophezeiungen des Teufels zu schanden zu machen und Ihr mögt nach vollbrachtem Siege Eure abergläubischen Kameraden tüchtig hänseln. Eilt jetzt zu Deck! Wir nähern uns dem Feind; die Stunde des Kampfes ist da!“

Er entfernte sich und die Offiziere begaben sich, gedrückten Mutes, jeder an seinen Posten.

Die Engländer hatten den ihnen gebotenen Kampf angenommen, und drei Stunden währte bereits die Schlacht. Schiff wechselte mit Schiff, Mannschaft mit Mannschaft, aber noch wollte sich der Sieg zu keinem neigen. Da trat ein Offizier zu dem Admiral van der Hülst und meldete ihm, daß das Geschwader de Ruyters von dem Admiral der weißen Flagge, Georg Ascue, hart bedrängt werde, und sich von diesem Teil des Kampfplatzes zurückgezogen habe.

„Wir fechten es auch allein aus!“ entgegnete Abraham van der Hülst. „Nur stets frohen Mut und feuert ohne Unterlaß auf diese Engländer, so lange noch

ein eiserner Blaffernagel im Schiffe ist. Was giebts da für ein Gedränge auf der vordern Schanze?"

„Ein Offizier ist gestürzt, Herr Admiral! Holla, Bootsmannsmaat! Wer war's, der soeben stürzte?"

„Lieutenant Martinsen, der ältere!" entgegnete dieser rapportmäßig.

„Er ist tot!" meldete ein zweiter. „Die Kugel hat ihm die Stirn zerschmettert. Sein Vetter, der ihm zur Seite focht, schrie laut auf und sank neben dem Verwundeten hin. Sie haben ihn unter Deck geschafft."

„So trifft nun mich die Reihe!" entgegnete der Admiral scherzend und erteilte den Befehl, alles zum Entern des englischen Dreideckers in Bereitschaft zu halten, der sich jetzt seinem Luv auf eine bedrohliche Weise näherte.

Der Dreidecker nahm den Kampf an; bald lagen beide Schiffe Bord an Bord, und die Seeleute schwangen sich, die Waffen in der Hand, auf die Reiling, um das feindliche Verdeck zu erreichen. Springend enterten sie es, und der Kampf begann Mann an Mann, blutig und erbittert über die Maßen. Da sprang ein junger Engländer aus dem Kreuzwant seines Schiffes auf das Hüttendach der Holländer, und dem Admiral den Kampf bietend, rief er aus: „Ihr habt meinen Vater getötet, ich töte Euch!"

Die Holländer warfen sich dazwischen, um den Admiral zu schützen, dieser wandte sich zu den Seinen: „Zurück! Habe ich ihm den Vater erschlagen, biete ich ihm Genugthuung!" Aber in demselben Augenblick fühlte er den Degen des Engländers in seiner Brust.

„Die Prophezeiung hat sich erfüllt!“ sagte der Admiral mit schwacher Stimme. „Ich bin der zweite.“

Erschreckt, keines Wortes mächtig, standen die Männer umher. Der sich erhebende Wind hatte die beiden Schiffe auseinander gerissen; des Blutbades müde lösten die Matrosen die Taue der Enterhaken vollends und trieben heimwärts.

Der Offizier der Seesoldaten hatte die Flagge herbeigeholt und deckte sie über den gefallenen Admiral. In diesem Augenblick berührte der obere Rand der Sonne den westlichen Horizont und ein allgemeiner Rückzug fand von beiden Seiten statt; die Kämpfer waren nicht besiegt, aber ermüdet.

Der neue Morgen brach an. Der erste Schimmer des Tages fiel auf den Wasserspiegel und ließ die Umrisse der Flotten erkennen, die sich ziemlich weit von einander befanden. Ein kleines Galliot unter holländischer Flagge näherte sich dem Admiralsschiffe „Die sieben vereinigten Provinzen“ und brachte einen Offizier an Bord, der sich angelegentlich nach dem Marquis de la Ferté erkundigte und zu diesem geführt zu werden wünschte.

Willem van der Velde war bereits mit seinen Pergamenttafeln bei der Hand und führte ein Gespräch mit dem Hochbootsmann Abraham Lely.

„Sage Euch, es sollte mir leid thun um den Italiener, wenn ich ihn nicht wiedersähe; er käme dann nur unvollkommen auf die Nachwelt. Ich habe mir seine Nase nicht genau gemerkt und weiß die Stickerei seines Wamses nur unvollkommen anzugeben.“

„Das ist nichts, Mynheer!“ entgegnete der Hochbootsmann mit ziemlichem Respekt, da ihm der Rechnungsführer des Schiffes versichert hatte, ein solcher Maler sei im Range gerade so viel, als ein Offizier des Halbdecks.

„Was?“ lachte der Maler. „Wams und Nase wären nichts? Das Kabelgat mögt Ihr in- und auswendig kennen, Herr Hochbootsmann, aber vom Malerhandwerk versteht Ihr nichts. Da seht diese Tafel; darauf steht Ihr ganz und gar, samt Eurem Bart und Eurem Zopf. Nun denn, jetzt nehme ich dies Stückchen Gummi und wische Euch die Nase weg; wie seht Ihr nun aus? He?“

„Pfui Teufel!“ rief der Hochbootsmann und steckte neuen Kautabak in den Mund.

„Ich will diesen Defekt gleich wieder gut machen,“ sprach der Maler zeichnend, „so lange ich noch das Original vor mir habe, sintemal es mit dem Zeichnen aus dem Gedächtnis eine mißliche Sache ist. Herr Abraham Lely, wie wollt Ihr auf dem Bilde dargestellt sein? Es kommt ganz auf Euch an.“

„Malt mich, wie Ihr meint, daß mir am wohlsten ist!“ entgegnete phlegmatisch der Meister des Kabelgats.

„So male ich Euch mit dem Munde auf dem Spundloch eines Geneverfasses!“ lachte van der Velde und kletterte wieder zu Mast, während der Hochbootsmann dieser respektwidrigen Bemerkung halber außer sich geriet und sich erst wieder beruhigte, nachdem er zweien seiner Maaten und drei angehenden Toppmännern mittels eines Tauendes begreiflich gemacht hatte, daß

Willigkeit, Nüchternheit und Gebet die Haupttugenden eines Seemanns im Dienst der Flotte wären.

Es war der 13. Juni und der erste Pfingsttag. Unter einem Führer, so fromm und gottergeben wie de Ruyter, durfte ein solcher Tag selbst unter den Kanonen des Feindes nicht unbemerkt vorübergehen.

Feierliches Geläute erscholl auf dem Verdecke des Admiralschiffes. Aus dem Raume, von den Batterien, vom Bugspriet und aus den Toppen kamen die Matrosen und Soldaten herbei, sich um den großen Mast drängend, während sich diesem gegenüber die Offiziere in einem Halbkreise um ihren Admiral scharten. Der Prediger erschien, und als er die Hände zum Gebet faltete, ertönte der Gesang:

Zeuch ein zu Deinen Thoren,
Geist Gottes, wohn in mir!
Du hast mich, Gott, geboren,
Und darum fleh' ich hier:
Entsündige meinen Sinn,
Daß ich mit reinem Geiste,
Dich ehr' und alles leiste,
Was ich Dir schuldig bin.

Mit glühenden Worten sprach der Geistliche zu den kampfgebräunten Männern. „Der Kampf für das Vaterland ist auch ein Kampf für den Glauben!“ rief er. „Wir können nur mit Erfolg streiten, wenn wir nicht sündigen wider ihn und an diesem heiligen Feste uns demütigen und unser Herz reinigen. Verhilf uns dazu, Herr Gott!“

Und aufs neue begann der Gesang:

Gieb Freudigkeit und Stärke
Zum Kampf im Glauben; gieb,

Um Satans Reich und Werke
Zu hindern, Mut und Trieb!
Hilf streiten ritterlich,
Laß jeden überwinden,
Daß keiner je den Sünden
Zum Dienst ergebe sich.

Der Geistliche betete feurig, innig; er rief Heil und Segen auf die Waffen des Vaterlandes herab. Er flehte um Kraft und Mut, wenn es Gottes hoher Wille sei, daß man unterliege, und erbat dem Sieger ein demütiges Herz. Da begannen plötzlich auf dem rechten Flügel, wo van Tromp lag, die Kanonen zu donnern, und das Geschwader Sir Georg Ascues segelte majestätisch auf das Centrum der Niederländer heran. „Knieet nieder, meine Freunde, knieet nieder!“ rief der Geistliche mit mächtiger Stimme, „und empfanget durch mich den Segen des Herrn, ohne dessen Willen kein Haar von Eurem Haupte fällt. Der Herr segne Euch und behüte Euch! Er erhebe sein Angesicht auf Euch und sei Euch gnädig, er neige sich zu Euch und gebe Euch seinen Frieden! Amen!“

„Amen!“ wiederholte de Ruyter, „Amen!“ sprachen die Offiziere ihm nach; „Amen!“ betete gläubig das gesamte Volk.

Und lauter donnerten die Geschütze, näher brauste der Feind heran. Der Geistliche entfernte sich. Ein Wink des Admirals, die Pfeifen der Bootsmanns-Maaten erschallten, die Männer stoben auseinander und schlagfertig standen alle bei den Geschützen.

Da trat der Marquis de la Ferté an den Admiral heran: „Verzeiht mir, daß ich Euch in diesem


W. HAPPE. X A. MAGDEB.

wichtigen Augenblicke störe. Mein Vetter Armand von Grammont.....

„Wo ist er?" fiel de Ruyter lebhaft ein. „Seit er vorgestern mit der Schaluppe von uns schied, hat man nichts von ihm vernommen. Wie steht's mit ihm?"

„Er empfiehlt sich Euch, Herr Admiral, für immer!"

„Wie, Herr Marquis?"

„Er ist gestern auf dem Verdecke eines englischen Schiffes nach einem hartnäckigen Kampfe gefallen. Heute früh kam diese Botschaft an mich."

„Das thut mir leid! Herzlich leid!" entgegnete de Ruyter lebhaft. „Euer junger Freund erwarb sich meine Achtung in einem Augenblick. Die Stunde drängt, und läßt mich nicht viele Worte machen; aber ich würdige den Verlust, wie er es verdient! Wir wollen seinen Fall rächen! Bleibt an meiner Seite, Herr Marquis! — Segelmeister! Laßt vollbrassen und haltet gerade auf den „Prince royal" ab. Die weiße Flagge Georg Ascue's weht so stolz vom Hauptmast, wir wollen suchen, sie herunter zu bringen."

Die „sieben vereinigten Provinzen" segelten kühn auf den „Prince royal" ein; eine gleiche Macht lag sich gegenüber, von demselben Mute beseelt, Die beiden Admirale standen auf der Gallerie, sie begrüßten sich, dann zogen sie die Schwerter, und laut und immer lauter donnerten die Geschütze. Die bedeutendste Havarie machte sich nach und nach am Bord beider Schffe bemerkbar, aber keines ließ von dem andern ab. Die Erbitterung wuchs mit jeder Viertelstunde.

„Geh mir da von dem Segel fort, Herr Maler," sagte der Kapitän des Vortopps mit geringer Ehr-

erbietung. „Wir müssen's anschlagen, weil des Engländers Kugeln das andere geholt haben. Nun, gefällt's Euch?"

„Gleich, mein Junge!" entgegnete van der Velde und raffte seine Gerätschaften zusammen, die er zwischen den Falten des Segeltuches eingeklemmt hat. „Der Mastkorb eines Dreideckers während einer Schlacht ist ein verdammt unbequemes Atelier! Br! Gott schütze uns! Was war das für ein Schlag?"

Der Vortopp-Kapitän hielt den schwankenden Maler fest und sagte gleichgültig: „Eine Kugel schlug gegen den Fockmast; noch ein paar solche Schüsse, so stürzt er über Bord und wir mit ihm! Holla, Bursche! Dies Segel auf die Raa!"

Van der Velde hatte seine Pergamenttafeln in die Tasche geschoben und schaute nach dem »Prince royal« hinüber, dessen Mannschaft die Enterbeile in Bereitschaft hielt: „Oho! Princeps Monaco! Habe ich Eure Würdigkeit endlich wieder? Wahrhaftig, der Engländer ist ein großmütiger Feind, daß er Euch gestattet, von seinem Mastkorbe aus diesem Schauspiele zuzusehen."

Der Fürst seinerseits machte dem Maler ein Zeichen, und deutete mit der Hand nach dem Admiralschiffe der Holländer hinüber; der Maler schwatzte fröhlich weiter, als ob der Fürst ihn verstehen könne: „Ihr möchtet gerne zu uns herüber? Kann's Euch nicht verdenken! Nun, bald liegen wir Bord an Bord, und dann werden wir sehen, ob Ihr ebenso herzhaft springen könnt, als vorgestern. Wißt Ihr mir nichts zu sagen, Princeps? Die Geschütze schweigen, es ist totenstill gegen vorhin!"

„Sie entern! Sie entern!“ rief der Vortopp-Kapitän und fuhr längs der Pardune auf das Verdeck herab! die übrigen Toppgasten folgten ihm nach.

In diesem Augenblicke stießen die Schiffe so heftig zusammen, daß der Maler fast aus dem Mastkorb gefallen wäre; ein dumpfes Geräusch ertönte, die Enterbrücken fielen herüber von Bord zu Bord, der Kampf begann, Mann gegen Mann.

„Das Bild ändert sich!“ rief der Maler und griff mit der Hand in das Tauwerk, seinen Blick auf den Kampf richtend, der sich auf beiden Verdecken entspann. „Ha! Was ist das? Princeps! Wie zum Teufel ist er so schnell aus dem Mastkorb gekommen und steuert nun durch alles Volk nach der Stelle zu, wo er gestern hinüber sprang? Da muß ich dabei sein.

Der junge Fürst war waffenlos durch die Kämpfenden geschlichen; jetzt schwang er sich auf die vordere Schanze, betrat den äußeren Rand und setzte zum kühnen Sprunge an. Der Maler stand ihm gegenüber und streckte die Arme aus, als wollte er ihn auffangen. Da gierten die Schiffe zusammen, der Fürst sprang, aber er schwankte und wäre rückwärts über Bord gefallen, wenn ihn nicht der Maler gefaßt und an sich gerissen hätte.

„Nun habe ich Euch! Princeps! Nun bitte ich um Eure Nase!“ Aber der Fürst hatte dem Maler kaum flüchtig gedankt, als er wieder davon eilte, und am Eingange der Kajüte verschwand.

„So zu verstehen!“ rief van der Velde mit einem spöttischen Lächeln. „Kann der Nase entbehren!“ Aber gleich darauf kehrte der Fürst mit Waffen zurück, rief

dem Maler ein flüchtiges „Addio!“ zu, und enterte den Engländer auf's neue.

„Halt, Princeps! Halt! Nehmt mich mit!“ rief der Maler ihm nach, und raffte vom Verdeck einen Ladestock auf, den er um den Kopf schwang. „Laßt mich auch dabei sein, Herr?“ Und fröhlichen Mutes eilte er dem Fürsten nach.

Georg Ascue lehnte, kampfesmüde, gegen den Besanmast, der zerbrochene Degen entglitt seiner Hand; das Antlitz war totenbleich, die Lippen preßte er krampfhaft zusammen.

„Ergebt Euch, Herr!“ sprach de Ruyter zu ihm tretend. „Unnütz ist jeder fernere Widerstand. Macht diesem Blutvergießen ein Ende.“

„Ich will nicht!“ rief Georg Ascue und erhob die geballten Händen. „Ich will nicht!“

„Gern schone ich einen so edlen, tapferen Gegner!“ fuhr de Ruyter fort. „Blickt um Euch her, das Glück des Tages hat gegen Euch entschieden. Wenn Ihr nicht gutwillig Euch fügt, — es sollte mir leid thun, wenn es mir nicht gelänge, Euch vor roher Gewaltthat zu schützen.“

„Soll ich mich feig ergeben, so lange die Flagge Großbritanniens über meinem Haupte weht?“ fragte Ascue, sich energisch aufrichtend.

„Hurra! Hurra! Hurra!“ erscholl es aus dem Besanmaste, und aufwärts blickend gewahrte man Willem van der Velde, der die Admirals-Flagge gestrichen hatte, und sie zu einem Knäuel zusammenballte. Er kam damit auf das Verdeck herab und sie de Ruyter überreichend, sprach er: „Und somit bezahle ich Euch

den Aufwand für Kost und Obdach! Nehmt vorlieb mit meinem ersten Versuche. Das Klettern habe ich bei Euch gelernt."

Ascue bedeckte im wilden Schmerz das Gesicht mit beiden Händen, dann sagte er mit tonloser Stimme: „Ich bin der Eure, Herr de Ruyter. Weiset mir an, wohin ich zu gehen habe."

Die Engländer wurden sämtlich entwaffnet und auf die nächsten holländischen Schiffe verteilt; eine entsprechende Anzahl niederländischer Seeleute wurde an Bord des „Prince royal" gesendet, und diese erhielten den Befehl, dem Admiralschiffe zu folgen, das sich aus der Linie zurückzog, um die empfangenen Schäden einigermaßen auszubessern.

Während diese Arbeiten in möglichster Eile gefördert wurden, hielt der Admiral einen ernsten Rat, was mit dem so eben eroberten Schiffe zu beginnen sei. Noch war die Schlacht nicht entschieden; Vorteile und Nachteile standen auf beiden Seiten gleich. Leicht konnten die Engländer sich dieses schönsten ihrer Schiffe wieder bemächtigen und seine Kanonen wieder gegen die Holländer richten; nur ein Mittel gab es, dies zu hindern: Vernichtung! Sie ward beschlossen.

„Das ist nur Recht und Gerechtigkeit!" sprach Mynheer Abraham Lely, der mit zur Beratung gezogen war.

„Wie meint Ihr das, Hochbootsmann?" fragte der Admiral.

„Mit Genehmhaltung von Eurer Admiralschaft. Es ist heute jährig, seit der tapfere Admiral van Wassenaar mit seinem herrlichen Schiffe daran glauben

mußte! Nun, Zug um Zug! Haben wir doch den Engländern erlaubt, sich erst von dem Schiffe zu entfernen, und unsere Leute mußten damals alle den Sprung mitmachen. Verzeihung, Herr de Ruyter, aber dies englische Ungeheuer mit seinen neunzig eisernen Mäulern darf auch nicht länger mitblaffen."

Der Tag neigte sich, und die Dämmerung stieg aus den Wellen auf. Von dem englischen Admiralschiffe war die holländische Besatzung wieder entfernt worden, und zwei Brandschiffe wurden gegen dasselbe ausgesendet.

„Darf man wissen, was dies alles bedeutet?" fragte der Maler den kommandierenden Admiral.

„Ich bin damit beschäftigt, Meister, Euch ein Schauspiel zu bereiten, wie kein König es dem andern geben würde, um nicht in den Ruf eines Verschwenders zu kommen. Ein Schauspiel, gegen welches alle Bilder, die ihr gemalt haben mögt, kalt und abgeblaßt erscheinen. Gebt also jetzt wohl Acht."

„Mit welchen Farben denkt Ihr das zu malen?" fragte der Maler rasch.

„Mit Feuer, Meister; mit Feuer!" entgegnete de Ruyter. „Jetzt!"

Die abgeschickten Brander hatten den Bord des „Prince royal" erreicht und saugten sich wie Harpyen daran fest. Aus ihrem unheilschwangeren Rumpfe stieg ein tötlicher Dampf empor, einzelne Flammen zuckten durch die dunklen Wolken und schlängelten sich um das Takelwerk, das die Ermatteten mit siedendem Pech tränkte und ihnen dreifache Stärke verlieh. Sie wuchsen mit dem Fluge der Sekunden und ein zischendes,

prasselndes Glutmeer wogte auf der Meeresflut mit steigender Kraft auf und ab.

Der Maler blickte unverwandt auf dies Schauspiel, von welchem sich das Admiralschiff jetzt immer mehr entfernte. Sein Gesicht war bleich, aber seine Augen glühten und die Arme hielt er fest in einander verschlungen. Eine neue Welt ging in diesen Augenblicken vor ihm auf und seine Phantasie begann einen endlosen Flug. „Wer das malen könnte!“ sprach er unbewußt vor sich hin. „Es würde ein Bild, das durch Jahrtausende leuchtete.“

Jetzt sprang das feindliche Linienschiff mit einem furchtbaren Knall in die Luft; das Firmament erbebte und in der tiefsten Stille hallte es wieder. Eine Dampfwolke breitete sich aus, die den weiten Horizont einhüllte, und darin flogen brennende Trümmer hin und her; dann aber erloschen endlich die letzten Ueberbleibsel des ungeheuren Baues, der noch vor wenigen Stunden der Stolz und die Hoffnung einer Flotte war.

Hell aufglühend stieg der neue Morgen aus den Wellen empor. Eine scharfe Bramsegel-Kühlte wehte und gab den einzelnen Schiffen der beiden Flotten Gelegenheit, sich wieder zu sammeln. Von verschiedenen Seiten zogen sie heran, jeder zu seiner Station, und kein Holländer hinderte den Britten, kein Britte den Holländer; der dreitägige Kampf hatte die Männer aufgerieben. Mit der physischen Kraft war auch die geistige abgestorben; sie lebten nicht, sie vegetierten nur. Die Stimmung der Leute ging auf die Offiziere über, diese verhielten sich schweigend und wenn eine Arbeit

unumgänglich nötig war, wurde der Befehl dazu mit dumpfer Gleichgültigkeit gegeben.

In einer Kammer des Kajütenraumes lag auf einem Ruhebette der Fürst von Monaco mit verbundenem Kopfe. Vor ihm saß der Maler und betrachtete ihn aufmerksam: „Nur gut, daß ich dem Wunderarzt durch die Schule gelaufen bin, ehe ich zum Pinsel griff; hätten wir auf den Schiffsdoktor warten sollen, er wäre unterdessen verblutet. Oho, Princeps! Ihr schlagt die Augen auf? Sprecht nicht, Herr, das darf ich Euch nicht gestatten, aber vorschwatzen will ich Euch, so viel Ihr wollt, denn zum Zeichnen habe ich heute keine Lust, und Euer Bild soll ich nun einmal nicht mit Muße abkonterfeien.“

„Was macht mein armer Freund?“ fragte eintretend der Marquis de la Ferté. „Dieser Kühntrank wird ihm wohlthun.“

„Fragt zu einer andern Zeit nach,“ antwortete der Maler flüsternd. „Jetzt ist er fast wieder eingeschlafen. Was die holdseligste Gemahlin des Princeps sagen wird, wenn sie ihren Eheherrn so gräulich zusammengeflikt wieder sieht, mag auch nicht besonders zum Ruhm der holländischen Flagge beitragen, und wenn sie gar erfährt...“

Der Maler wurde in seinen weiteren Mitteilungen unterbrochen. Herr de Ruyter hatte eine genaue Umschau auf seinem Schiffe gehalten und überall die sorgsamsten Vorkehrungen getroffen. Dann begab er sich der Reihe nach zu den Kranken und betrat mitten in der Rede des Malers die Kammer des Fürsten, der mattlächelnd die Augen aufschlug.

„Mut, junger Herr, Mut!“ sagte der tapfere Führer. „Wir werden eine Gelegenheit finden, Euch zu rächen. Euer Freund dort wird es für Euch übernehmen und jeder brave Offizier meiner Flotte wird ihm beistehen. Ich hoffe, Ihr seid mit allem, was Ihr irgend bedürft, hinreichend versehen worden. Meister, ich verpflichte Euch, dafür zu sorgen.“

„Das gebührt mir auch,“ entgegnete Willem van der Velde. „Keinem liegt mehr daran, als mir, daß er genese, denn ich habe ihn erst halb fertig gemacht, und wenn ich auch ein Republikaner bin, so habe ich doch zu viel Respekt vor einem Fürsten, als daß ich ihn mit unvollkommener Visage der Nachwelt überliefern sollte.“

Ein Offizier trat ein, bleich und verstörten Angesichts. „Herr Admiral!“

„Was giebts?“ fuhr de Ruyter auf. Dann den Boten näher betrachtend, sagte er ruhig: „Ihr scheint nicht gewußt zu haben, daß hier ein Kranker liegt. Euer ungestümes Eintreten hat ihn erschreckt. Gehabt Euch wohl, Herr Fürst, denkt an nichts, als an Eure Genesung; ich besuche Euch bald wieder.“

Der Admiral ging hinaus. Der Offizier folgte ihm und sagte: „Mögt Ihr mein Benehmen entschuldigen — —“

„Herr Lieutenant!“ unterbrach ihn de Ruyter. „Was Ihr auch immer zu melden habt, ich mag nicht das Zeichen der Furcht auf der Stirn meiner Umgebung sehen. Wenn die Offiziere mit den Knieen schlottern, was sollen die Matrosen thun? Was giebt es?“

„Eine neue Flotte der Engländer ist im Ansegeln begriffen — —"

„Was sagt Ihr? Faselei"

„Wenn Ihr Euch auf das Verdeck bemüht, werdet Ihr sehen, daß ich die Wahrheit spreche."

Und de Ruyter eilte die Treppe hinauf, ohne einen weiteren Bericht abzuwarten.

Seit ein paar Stunden hatte sich der Schauplatz bedeutend verändert. Die Schiffe der beiden feindlichen Flotten hatten sich zum großen Teil wieder zusammengefunden und in eine Linie gelegt; aber von keiner Seite kam der Gedanke an einen Angriff, man fühlte sich zu ermattet und hatte vollauf zu thun, die schweren Havarieen, die man in den drei verflossenen Tagen empfangen hatte, notdürftig wieder auszubessern. Aber plötzlich änderte sich die Scene und der Mut der Engländer wuchs mächtig empor. Prinz Robert Stuart hatte in den zunächst gelegenen englischen Häfen alle irgend verfügbaren Fahrzeuge aufgetrieben und eilte nun mit einem Geschwader von achtzehn wohlausgerüsteten Schiffen, mit frischer Munition und völlig ausgeruhter Mannschaft zum Beistand der erschöpften Freunde herbei. Er wurde mit lautem Jubel empfangen, und der Mut der Engländer stieg bei dieser unerwarteten Hilfe zur schwindelnden Höhe.

Die Holländer fühlten nur stummes Entsetzen. Stieren Auges starrten sie diese neue Erscheinung an, sie hatten keine Gedanken, wie es mit der nächsten Zukunft werden sollte, aber unwillkürlich griffen sie nach den Händen, als wären diese schon mit feindlichen Ketten belastet.

Aber als ob die steigende Gefahr den Mut und die Einsicht des kühnen Seemanns verdoppele, sah man Michael de Ruyter inmitten dieser Verwirrung ruhig lächeln. Er bedachte sorgsam das nächste; als er den Offizieren seine Befehle gegeben, die von diesen maschinenmäßig ausgeführt wurden, warf er feurige Blicke auf die Flotte der Feinde, die sich zum schnellen Angriff rüstete, und ein stolzer Gedanke wetterleuchtete auf seiner Stirn.

Ein Signal wurde an alle Schiffe gesendet; von jedem Bord sollten sich einige auf das Admiralschiff begeben. Nicht Offiziere allein, sondern Männer von allen Graden, Halbmatrosen und Seesoldaten nicht ausgeschlossen. Die Boote flogen heran; dichtgedrängt standen die Massen auf dem Verdeck des Admiralschiffes und sahen auf den Führer, der noch immer spähend nach dem Feinde hinüberblickte.

Jetzt waren auch die letzten Deputierten angelangt, und plötzlich trat Michael de Ruyter in ihre Mitte. „Dort ist der Feind!“ rief er aus, „voll Kraft, stark, mächtig; wir sind schwach, unser Mut ist gebrochen bei diesem Unerwarteten! Darum laßt uns eilen, schnell eilen, damit wir von hinnen kommen und noch retten, was zu retten ist. Ich habe Euch gerufen, um Euch zu sagen, daß wir nur noch in der eiligsten Flucht einzig und allein unser Heil finden.“

Tiefe Stille herrschte nach diesen Worten, aber manches gebräunte Seemanns-Angesicht richtete sich fest auf den Admiral. Dieser fuhr fort: „Wenn wir in Holland landen, wird man zwar mit Fingern auf uns weisen, man wird uns verspotten und uns eine Weiber-

mütze auf den Kopf setzen, aber wir haben doch unsere Heimat erreicht und können am Feuer hockend sagen, daß wir drei Tage gefochten — —"

„Um am vierten wie arme Schächer davonzulaufen!" rief Willem van der Velde plötzlich dazwischen.

„He! Was ist das?" wandte sich der Admiral um.

„Das paßt nicht in meinen Bilderkram!" fuhr jener fort. „Wie soll ein Niederländer es malen, wenn seines Landes Flotte das Weite sucht? Das wollen die Leute auch nicht; sie sehen es ein, daß ihr Admiral nur ihren Ehrgeiz wecken will. Aber das ist gar nicht nötig, denn alle braven Seeleute haben stets das Herz auf dem rechten Fleck. Hurra! Wir fechten!"

„Ja, ich hatte Unrecht!" rief de Ruyter. „Ich hätte es gleich wissen müssen, daß meine braven Jungen mich nicht verlassen würden! Keiner! Cornelius Tromp! Johannes Meppel! Tretet zu mir und gebt mir die Hand! Mancher ist uns in diesen glorreichen Tagen vorangegangen; laßt sie nicht umsonst gefallen sein. Sprecht, Ihr alle! Seid Ihr fest entschlossen, dem Feinde die Stirn zu bieten und zu siegen?"

„Ja! Ja! Ja!" ertönte es von allen Seiten.

„So haben wir schon gesiegt! Drauf und dran! Zurück an Eure Schiffe und mutig dem Feinde entgegen! Ehe die Sonne sinkt, müssen diese Engländer ihre Flagge streichen. Sie kommen, sagt Ihr? Laßt sie kommen! Braßt an den Wind die Segel! Wir wollen ihnen entgegen und ihren Weg abkürzen! Klar die Kanonen!"

Kaum waren die Boote nach den verschiedenen Schiffen zurückgekehrt, als die vordersten Fahrzeuge der englischen Flotte auch neben den Holländern anlangten.

Diese zogen sich weiter zurück; sie dehnten sich zu beiden Seiten aus, aber nur, um die Engländer rings- um einzuschließzen, ein verzweifeltes Manöver, das die Notwendigkeit gebot. Und kaum war es ihnen ge- lungen, als sie ein möderisches Feuer eröffneten und die erstaunten Gegner für Augenblicke zum Schweigen brachten.

Mehrere Stunden währte der Kampf, dann zog sich das Schiff des Prinzen Robert Stuart zurück, Admiral Monk folgte und von dem Halbdeck der „sieben vereinigten Provinzen" schmetterte die Sieges-Fanfare. Hoch in die Luft warfen Matrosen die Hüte, Offiziere und Gemeine lagen sich mit überströmenden Augen in den Armen. Schon schickten sich die meisten mobilen Schiffe zum Verfolgen an, Segel auf Segel türmend und ein sprudelndes Kielwasser zurücklassend — da braute zwischen den beiden Parteien ein dichter Nebel aus den Wassern auf und bildete eine Mauer, die sich mit jeder Sekunde mehr verdichtete, und kein frommer Seemann durfte den Himmel so sehr versuchen, daß er in diese Nacht hineingesteuert wäre.

„Gott will es nicht!" sagte de Ruyter. „Laßt ab. Der Sieg kommt von ihm! Ihm sei allein die Ehre!"

Er zog den Hut und schaute verklärten Blickes zum Himmel auf.

„So male ich ihn!" rief van der Velde, der unfern von ihm stand.



XXXVIII.

Rochester River.

(Juni 1667.)

Unfern der Insel Chapey, auf dem River von Rochester, lag die holländische Flotte vor Anker. Die am meisten vorgedrungenen Schiffe waren so nahe am Ufer, daß die Kugeln der Citadelle von Sheerneß sie erreichen konnten, während die letzten so weit zurück-lagen, daß man ihre Signal-Flaggen nur mittels eines Fernrohrs erkannte.

Inmitten dieser langen Linie, die sich längs dem Ufer ausdehnte, befand sich das Schiff des Ober-Admirals. In der Kajüte desselben waren die Männer zur ernsten Beratung versammelt. Michael de Ruyter führte den Vorsitz, ihm zur Seite saßen die Deputierten der General-Staaten. Obenan der Ruwart van Putten, Herr Cornelius de Witt, regierender Bürgermeister von Dortrecht.

Vor ihnen stand ein blühender junger Mann von kaum neunzehn Jahren, mit der Kapitäns-Uniform be-kleidet. Es war Junker Engel de Ruyter, der soeben das Kommando der Achtzehn-Kanonenbrigg „Hollandia" empfangen hatte.

„Nicht mir gebührt der Dank des jungen Kapitäns," entgegnete der Admiral ernst auf die Danksagungen des Junkers. Wäre es auf mich angekommen, hätte es mit einer solchen Auszeichnung noch eine Weile Anstand haben müssen. Ich bin nicht dafür, das die unerfahrenen Söhne hochgestellter Offiziere bequem über die Hake des Steuerruders in die Kajüts-Fenster steigen. Es soll jedermann seinen Weg durch die Ankerklüsse und das Kabelgat zum Halbdeck machen; nur so erzieht man dem Lande eine Flotte. Aber die Herren Bevollmächtigten wollten es, und so mag es sein Bewenden haben. — Geh, mein Sohn, und gieb ihnen den Handschlag."

Der junge Kapitän leistete den Handschlag und wollte sich entfernen, aber der Vater rief ihn zurück: „Nicht also, junger Herr! Wollt Ihr die goldenen Tressen am Wams tragen, müßt Ihr auch dazu thun, sie zu verdienen. Entschlaget Euch nur des Gedankens an den Schmaus, den Ihr mit Euren Kameraden verabredet habt, und begebt Euch sofort an Bord Eures Schiffes, wo Ihr bis auf weitere Befehle zu verweilen habt."

„Ich bitte Euch, Vater!" rief der Junker.

„Der Admiral hat gesprochen!"

„Nur ein Wort, ein einziges, flehe ich!"

Der Admiral erhob sich und führte den jungen Kapitän auf den vorderen Gang: „Was willst Du von mir?"

„Verstattet mir nur, heute noch gegen Abend ans Land zu gehen und dort bis gegen Morgen zu verweilen; ich gab mein Wort."

„Du wirst es brechen müssen!“

„Wie, mein Vater? Diesen Schimpf!“

„Dieser Wortbruch beschimpft Dich nicht; er geschieht nicht mit Deinem Willen. Ich nehme die Folgen auf mich.“

„Was kann Euch nur bewegen, so hart gegen mich zu sein, teurer Vater?“

Der Admiral blickte sehr ernst; er legte die Hand auf die Schulter des Sohnes und sagte: „Junker Engel, Liebes-Abenteuer mit losen Dirnen sind eine traurige Beschäftigung für einen jungen Mann, der seinen Weg erst machen will.“

Ein glühendes Rot deckte das Angesicht des Jünglings: „Miß Harriet Clyde ist ein edles Mädchen!“

„Ich sage das nur in Bezug auf Deinen Freund Cornelius Voß, damit Du es ihm wieder sagst,“ fuhr de Ruyter fort. Aber es ist noch immer besser, von leichten Frauenzimmern betrogen zu werden, als ein ehrliches Mädchen zu beschwatzen, daß man nie besitzen kann. Wenn Du wirklich liebst, so mußt Du es zeigen, und nicht ein unschuldiges Mädchen dem Zorn ihres Vaters, der allgemeinen Verleumdung preisgeben. Mut, mein Sohn! Jetzt an Bord, bis auf weitere Ordre.“

Diese Ordre ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete, daß Kapitän Engel de Ruyter binnen drei Stunden die Anker lichten und in See gehen solle, um die etwaigen Kauffahrer, die ihm unter holländischer Flagge begegnen würden, sicher nach dem Texel zu geleiten. Mit blutendem Herzen gab der Kapitän den Befehl zur Abreise; er hatte nur noch Zeit, seinen Freund Cornelius Voß zu sich an Bord zu entbieten, und mit ihm geheime Rücksprach zu nehmen.

„Du kannst Dich auf mich verlassen!“ entgegnete der Freund beim Scheiden. Auf meine Liaison mit der Sally kommt es nicht an, dergleichen leichtes Volk trifft man allenthalben und ist mir nicht besonders an's Herz gewachsen. Aber mit Dir und Deiner Miß ist es etwas anders. Ich bringe ihr den Schwur der Treue, und müßte ich sie in dem Mittelpunkte der feindlichen Armee aufsuchen, darauf verlaß Dich.“

Die Freunde trennten sich.

Der Admiral war zu den Kommissarien zurückgekehrt, die er im ernsten Gespräch beisammen fand. „Ihr sprecht von den Unterhandlungen zu Breda, werte Herren? So sehr ich meinem Vaterlande den Frieden wünsche, so muß ich doch daran zweifeln; England handelt nicht aufrichtig.“

„Sollte nicht meinen,“ entgegnete Cornelius de Witt. „Hat doch der König erst neulich einen zweiten Bevollmächtigten nach Breda geschickt, der mit noch ausgedehnteren Vollmachten versehen ist, als der erste. Ich zweifle nicht, daß der Friede zustande kommt, denn England fühlt die Last, wie wir.“

„Kann ebenfalls solcher Hoffnung nicht Raum geben, werter Freund,“ sagte einer der andern Herren, „und muß mich zur Ansicht des Herrn Admirals bekennen.“

„Und Schweden?“ fragte Cornelius de Witt. „Schweden, das diesen Frieden so sehnlichst wünscht, Ihr wißt wohl warum, und deshalb seine geschicktesten Unterhändler nach Breda gesandt hat . . .“

„Werden auch nichts ausrichten, werter Freund,“ antwortete jener. „Diese Engländer sind ein allzu-

stolzes, hochmütiges Volk, das sich nicht beugt, so lange ihm noch ein Schimmer von Hoffnung bleibt. Ihr sehts, wir liegen auf einem englischen Strom, angesichts ihrer Städte und Festungen; unsere Soldaten sind gelandet und halten die Dörfer und Pachthöfe besetzt. Geben sie auch nur ein gutes Wort?"

„Sie werden es geben, verlaßt Euch darauf," fiel de Ruyter ein, wenn nur irgend ein Mittel gefunden wird, die Macht Rochesters zu brechen. Diese Stadt ist der Schlüssel von London. Und ich finde dieses Mittel; ich werde es finden!"

Da trat ein Offizier ein und meldete, daß der Kapitän Johannes van Brakel um eine Audienz bei dem Herrn Admiral und den Kommissarien der Herren General=Staaten bitten lasse.

„Kapitän van Brakel?" fragte Cornelius de Witt. „Wenn mir recht, so steht dieser Name in dem Bericht, der gestern von Euch gemacht wurde. Dieser Kapitän van Brakel hat Arrest. Ist es nicht so, Herr de Ruyter?"

„So ist es," antwortete dieser. „Die Not zwang uns, den Befehl zu erteilen, daß kein Kapitän seinen Leuten gestatten soll, ans Land zu gehen, denn nur so ist Unheil zu verhüten. Trotz dieses Befehls hat Herr van Brakel es sich gestattet, zwei Boote mit Mannschaften als beurlaubt vom Schiffe zu lassen, und diese Kerle haben die grausamsten Exzesse verübt. Da glaubte ich ein Exempel statuieren zu müssen, und habe nicht blos jene verbrecherischen Hunde scharf bestraft, sondern auch den Kapitän in Arrest geschickt."

„Ihr habt sehr wohl daran gethan. Sollte jener Kapitän jetzt unsere Fürbitte in Anspruch nehmen wollen? Was meint Ihr dazu, de Ruyter?“

„Ich meine, daß es uns nicht schaden kann, wenn wir ihn hören. — Was hat der Gefangene für Gründe angegeben, als er um die Audienz nachsuchte?“

„Er sagte,“ antwortete der Offizier, „seine Vorschläge wären von der größten Wichtigkeit.“

„Nun denn, Ihr Herren,“ sagte lächelnd de Ruyter, „da habt Ihrs. Wer weiß, welche kühne Idee plötzlich in dem Geiste dieses Kapitäns aufgewacht ist? Es wäre sündhaft, und wir könntens nimmer verantworten, wenn wir sie nicht anhörten und in Erwägung zögen. Mit Eurer Erlaubnis lasse ich also den Herrn kommen.“

Nach einiger Zeit trat der bezeichnete Kapitän ein, in Uniform, aber ohne Degen. Es war eine herkulische Gestalt mit gebräuntem Gesicht, keckem, trotzigem Wesen, voll Verwegenheit und fast übermenschlicher Stärke. Er trat ohne Furcht an den Tisch, und die Versammlung mit seinen feurigen Augen anblitzend, rief er aus: „Ihr habt mich verurteilt!“

„Mit Fug und Recht, nach den bestehenden Gesetzen!“ antwortete de Ruyter fest.

„Um einer solchen Kleinigkeit willen so mit einem Offizier zu verfahren! War ich keiner Rücksicht wert?“

„Das Schiffsgesetz ist für den Bootsjungen wie für den Admiral; den Uebertreter trifft es mit eiserner Strenge!“

„Nun ja, zum Teufel! Ich hatte Unrecht. Aber ich halte es nicht aus zwischen den vier Wänden. Ihr müßt mich freilassen.“

„Nach drei mal achtundvierzig Stunden, ja!“

„Nein! Jetzt gleich, auf der Stelle! Ich will mich lösen. Zwei Meilen aufwärts liegen Englands schönste Schiffe. Die Kanonen von Sheerneß schützen sie; am Lande stehen Soldaten und bewachen jedes vorüberfliegende Boot. Laß sie lauern! Ich führe Euch einen Brander hindurch, der Euch die stolzen Dreidecker mit einem Strom von glühendem Pech und brennendem Teer vernichten soll.“

„Ihr versprecht etwas viel, Herr Kapitän, entgegnete der Ruwart van Putten, Herr Cornelius de Witt.

„Nicht mehr, als ich halten kann. Ich bleibe Euch mit meinem Ehrenwort verpfändet.“

„Und wißt Ihr nicht,“ fiel der Ruwart ein, „daß die Engländer quer über das Revier eiserne Ketten gezogen haben, die jede Durchfahrt unmöglich machen?“

„Es wird auch keine Hexerei sein, einen Schlagbaum dieser Art zu brechen. Laßt mich an Bord zurückkehren und setzt mein Schiff an einen Sieg. Geht es bei dem Unternehmen darauf, — nun, die Staaten verlieren nichts daran, denn es ist alt und morsch, und nur solche Taugenichtse wie ich und meine Leute halten sich darin über Wasser. Ich sprenge Euch die Ketten.“

„Ihr habt wohl überhört, daß die Ketten von Eisen sind?“ wiederholte einer der Deputierten mit einigem Hohn.

Kapitän Johannes van Brakel warf einen geringschätzigen Blick auf den Deputierten, dann ging er zum Kamin und ergriff eine jener geschmiedeten Eisenstangen,

womit man die Kohlenglut anschürt. Er faßte sie an beiden Enden und brach sie ohne sichtliche Anstrengung entzwei. „Eisen ist stark!“ sagte er kalt und ließ die Stücke fallen.

Die Deputierten sahen sich an und wußten nicht, was sie thun sollten; de Ruyter winkte ihnen, und der Sache eine scherzhafte Wendung gebend, sagte er lachend: „Ihr habt eine gute Manier, das alte Schiffsinventar aus dem Wege zu schaffen, und ich danke Euch dafür, denn das Ding da war längst nicht mehr nach meinem Sinn. Aus dem Eisen der Ketten, die uns jetzt den Weg nach Rochester versperren, könnte man leicht ein brauchbareres Gerät schmieden. Wenn Ihr diese Ketten sprengt, bringt mir soviel davon mit, daß ich mir eine neue Schürstange davon machen lassen kann.“

„Sollt Ihr haben, Herr Admiral! Sollt Ihr haben!“ rief Kapitän van Brakel erfreut. „Soll mich Gott strafen, wenn ich nicht gleich gedacht habe, daß es so kommen müßte; noch drei Stunden in der muffigen Kajüte und ich wäre für immer ein stiller Mann gewesen. Gehabt Euch wohl! Mit der nächsten Flut ist der Weg nach Rochester frei und die englischen Dreidecker müssen brennen, sie mögen wollen oder nicht.“

Er entfernte sich rasch. Ihm folgten bald darauf die Deputierten, und de Ruyter, jetzt allein, setzte sich und schrieb die nachstehenden Zeilen an den Obersten Sir Georg Clyde, Kommandanten des Forts von Sheerneß:

„Mein Herr! Wenn ich auch als Euer Feind Euch gegenüberstehe, verbietet mir die Ehre doch nicht, dem Mann, den ich überall als ein Muster ritter-

lichen Sinnes nennen höre, einen Dienst zu leisten, der ihn vor großer Betrübnis bewahrt. Es ist mir bekannt, daß Eure Tochter sich außerhalb Eures Forts auf einem Landsitze befindet, der von meinen Truppen besetzt ist, und begreife, wie Ihr Euch um das Schicksal des verlassenen Kindes härmt. Gebt mir Euer Ehrenwort, nichts gegen uns zu unternehmen, während ich Euch Euer Kind zuführen lasse, und Ihr sollt ungehindert das Fort verlassen können, um die Jungfrau von unsern Vorposten in Empfang zu nehmen. Laßt mich Eure Antwort wissen.

Michael Adrianson de Ruyter."

Ein Boot, das an seinem Vordersteven eine weiße Parlamentär-Flagge zeigte, wurde mit diesem Schreiben abgesendet und brachte nach einiger Zeit folgende Antwort zurück:

„Der Oberst Georg Clyde sagt dem Admiral de Ruyter den verbindlichsten Dank für das ihm gemachte Erbieten. Er giebt ohne Vorbehalt das von ihm verlangte Ehrenwort und wird sich pünktlich auf dem bezeichneten Platz einfinden, um sein Kind in Empfang zu nehmen, von dem getrennt zu sein ihm so bittere Schmerzen verursachte. Ueberall, wo es des Landes Dienst und die Ehre seiner Waffen nur irgend gestatten, wird der Vater die Güte des Admirals mit Wort und That zu würdigen wissen und seine Menschenfreundlichkeit in einem dankbaren Herzen bewahren.

Georg Clyde, Oberst."

Als de Ruyter diese Zeilen gelesen hatte, sprach er vor sich hin: „Der Junge mag wild genug sein und

wird mit den Wellen draußen um die Wette brummen. Aber sein Herz ist gut, und ich weiß, er wird es mir noch einmal Dank wissen.“ Dann aber traf er die nötigen Vorkehrungen, um die junge Dame aus dem Landhause zu entfernen und ihrem Vater entgegenführen zu lassen.

Auf einem schmalen Teile des Reviers flogen zwei Boote auf einander zu. In dem einen stand Johannes van Brakel und trieb die Ruderer zur Eile an. Er grüßte nach dem andern Boot hinüber und rief: „Wenn's Euch gefällig ist, Kapitän Voß, lenkt in mein Kielwasser; ich habe Euch etwas zu sagen. Kommt zu einem guten Schluck Genever bei mir an Bord!“

„Oho, Johannes van Brakel, seid Ihr aller Bande quitt? Hurra, ich folge Euch! — Frisch, Jungens, streicht! — So, Herr, nun halte ich hinter Euch drein.“

Die beiden Kapitäne erreichten bald das Deck des Schiffes und die Mannschaft jubelte dem Führer laut entgegen.

„Ja, Jungens! Da habt Ihr mich wieder! Hurra für einen lustigen Abend! Ich habe einen tollen Streich vor, aber er kann Arm und Beine, auch allenfalls den Kopf kosten. Wer will mit?“

„Ich! Ich!“ rief es von allen Seiten.

„Wenn sonst einer oder der andere hier wäre, der zu einem solchen Abenteuer nicht Lust hätte, so sage er es frei, und er mag ungehindert auf ein anderes Schiff übertreten.“

„Nein, nein, Herr! Wir bleiben bei Euch! Drei mal Hurra für Johannes van Brakel und seine lustigen Matrosen!“

Der Kapitän war indeß mit seinem Gast in die Kajüte gegangen und hatte diesem seinen Plan mitgeteilt.

„Alle Donner! das ist ein schmuckes Stück Arbeit.“ rief dieser. „Aber Ihr habt Recht, den Hals kann es kosten. Nun, daß Ihr es wißt, ich bin mit von der Partie; so oder so sollt Ihr mich thätig sehen, darauf verlaßt Euch! Und nun lebt wohl, ich habe auch meine Geheimnisse, die ich aber bei Euch nicht ausplaudere, denn sie sind für Euch allzu zarter Natur.“

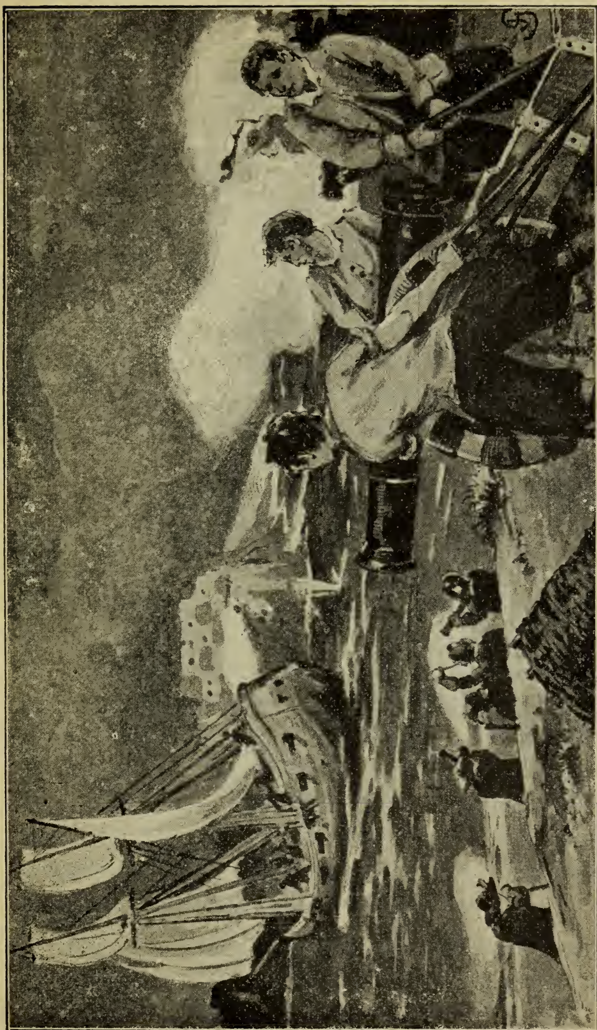
„Zarter Natur?“ brummte Kapitän van Brakel. „Ist das mit Wasser versetzter Genever?“

„Der könnte Euch allerdings zur Verzweiflung bringen. Wann lichtet Ihr?“

„Eine Stunde vor Hochwasser!“

„Ihr werdet von mir hören! Lebt wohl.“ Mit diesen Worten stieg Kapitän Cornelius Voß in sein Boot und ließ nach einem bestimmten Punkte der Küste rudern, wo ein holländischer Posten stand. Hier sprang er aus, sandte das Boot zurück und begab sich landeinwärts. Am Eingange eines reizenden Landsitzes kam ihm ein junges hübsches Mädchen mit verweinten Augen entgegen.

„Sally!“ rief der junge Kapitän, „Sally, du weinst? Was giebt es denn?“ Er wollte sie umarmen, aber sie machte sich rasch von ihm los und sagte unwillig: „Ihr Holländer seid die abscheulichsten Leute von der Welt! Ueberall, wo Ihr nur hinkommt richtet Ihr das größte Unheil an.“



„Wir sind zum Erobern berufen, schöne Sally.“

„Ihr seid zu gar nichts berufen,“ schmollte Sally, „weder Ihr, noch Euer schmachtender de Ruyter, sonst würde doch einer von Euch erschienen sein, um das Unheil von mir und meiner Miß abzuwenden.“

Es kam zu Erklärungen und Cornelius Voß erfuhr nun, daß die schöne Miß von den Abgesandten des Admirals bis zu den holländischen Vorposten geleitet und dort von ihrem Vater in Empfang genommen sei; sie selbst wäre ihrer Herrin gefolgt, doch von dieser inständigst gebeten worden, zurückzubleiben, um ihrem Geliebten zu sagen, daß sie nur gezwungen dieses Haus verlassen habe, und ihm ihre Treue unverändert bewahren werde.

„Nun schlage der Donner drein!“ rief Cornelius Voß. „Mein Kind, das ist eine ganz verdammte Geschichte! Soll mich der Teufel holen, aber das alles ist den Henker nichts wert. Dem de Ruyter kannst Du Dein Gewerbe nicht bestellen, denn er schwimmt schon auf hoher See, und zu Deiner Miß kannst Du auch nicht, weil unsere Soldaten gegen Sheerneß heranziehen, um.... doch das gehört nicht hierher. — Aber halt! Da kommt mir ein prächtiger Gedanke! Leb wohl, Kind! Leb wohl! Ich habe keinen Augenblick länger Zeit! Es flutet schon und eine Stunde vor Hochwasser geht der Teufel los. Leb wohl, Schätzchen, wenn alles vorbei ist, holen wir Dich nach!“

Und ohne dem holden Kinde nur noch einen Augenblick zu widmen, eilte er nach dem Strande zurück, wo ein Bumboot ihn an sein Schiff brachte.

Die Aeußerung des jungen Kapitäns hatte vollen Grund. Außer den bereits am Lande befindlichen Truppen, wollte man noch mehr Seesoldaten und Matrosen ausschiffen und mit diesen gemeinschaftlich einen Angriff auf das Fort von Sheerneß machen, um die Aufmerksamkeit der Engländer soviel wie möglich von dem verwegenen Unternehmen des Kapitäns van Brakel abzulenken, und dieser traf alle Anstalten, dasselbe ins Werk zu richten.

„Nun, Ihr Hunde!“ redete van Brakel seine Leute an, „um Euretwillen habe ich in Arrest gesessen, um Euretwillen geht jetzt der Tanz mit diesen Engländern los! Bleibt mir bei der Stange, sage ich Euch, oder Ihr sollt fühlen, daß Eisen scharf ist. Das Volk da in Rochester hat soviel Bier und Gin in den Kellern, daß ein Vierzig-Kanonen-Schiff darauf herumschwimmen kann. Das ist genug für eine Rede, denke ich, und nun vorwärts an die Ankerwinde.

Mit lautem Jubel flogen die Kerle mit den Handspaken zur Spille und begannen ihr Werk. Der Kapitän betrachtete unterdessen mit wachsender Freude ein aufsteigendes Unwetter; die finsteren Wolkenmassen breiteten sich immer mehr aus, und wild flog der Sturm in gerader Richtung, die gemeinschaftliche Bahn mit der rasch strömenden Flut, das River hinauf.

„Wie stehts, Kapitän,“ fragte der Ober-Steuermann, „sollen wir ein Reff in die Marssegel legen, und vielleicht die Bramraen herunterbringen . . .“

Der Kapitän unterbrach ihn: „Wollt Ihr nicht auch den Klüverbaum einlaufen lassen, die Stengen abnehmen, und die Untersegel in des Bootsmanns Spinde

bergen? Sturm! Was Sturm! Mir wäre es recht, wenn er auch alle Segel aus der Linken risse und wir vor Topp und Takel dahin fegten. He, Holla! Was giebts da vorne?“

„Der Anker ist gelichtet, Kapitän!“ rief der Bootsmann nach dem Halbdeck herüber.

„Das ist gut, mein Junge! Los die Marssegel und fischt den Anker! Hurra! — Da! Unser Manöver ist schon am Lande bemerkt! Hei! wie sie rennen! Und da springt ein Kerl auf einen halblahmen Gaul, der sich den Botenlohn durch Ansagen verdienen will! Heißa, meine Jungen! Ihr müßt schnellere Beine haben, wenn Ihr mit dem Johannes Brakel um die Wette rennen wollt!“

„Der Anker ist herauf und die Klüse klar!“ rief der Bootsmann.

„Gut das! Strafft nun die Marssegel, laßt die Schooten der Untersegel fallen, und hißt die Bramsegel! Hurra! Nur das notwendige Volk zum Segelsetzen, alle andern an die Geschütze! —“

Mit Staunen sahen die Engländer vom Strande aus die Bewegungen des holländischen Schiffes, das für sich allein den Anker lichtete und mit dem fliegenden Sturm um die Wette das Revier von Rochester hinaufsegelte. Von allen Seiten strömten die Soldaten herbei; man schoß die Gewehre ab, man richtete das Geschütz und die Breitseiten des verwegenen Schiffes, aber ehe die Kugel in der Mitte des Stromes anlangte, war das Schiff längst aus ihrem Bereiche.

Die Besatzung des Forts von Sheerneß war auf den Schanzen versammelt und rüstete sich, den verwegenen

Segler anzugreifen. Oberst Clyde, der seine kaum wieder erhaltene Tochter unter sicherer Begleitung nach Rochester und von dort nach London gesandt hatte, traf mit großer Umsicht die nötigsten Vorkehrungen, als er die Nachricht von dem Anmarsch der Holländer empfing. Zwar war eine Armee von 12000 Mann unter den Befehlen des Herzogs von York und des Generals Monk im Anzuge, aber noch zu weit zurück, um für den gegenwärtigen Augenblick Hilfe bringen zu können.

„Wir müssen unsere Macht teilen und unsere Anstrengungen verdoppeln, dann gleicht sich alles wieder aus!“ war die einzige Antwort des Obersten auf die Bemerkungen, welche sein Adjutant ihm über ihre kritische Lage gemacht hatte.

„Er hat gut reden,“ sprach der Offizier in sich hinein, indem er dem forteilenden Oberst mit einem Achselzucken nachsah. „Seine Tochter hat er in Sicherheit gebracht, aber meine himmlische Mary steckt noch zwischen diesen Steinklumpen und kann diesen unpolierten Mynheers zur Beute werden. Hol der Teufel dieses Volk, das so übermütig bis in das Herz von England vordringt, unsere Hauptstadt bedroht und uns unsere Porter und unsere Mädchen entführt. Aber bei dem heiligen Dunstan sei es geschworen....“

Der Offizier hatte nicht Zeit, seinen Schwur zu vollenden, denn die Kanonen auf der Flußseite des Forts begannen zu donnern, und mit der größten Eile begab er sich auf seinen Posten, fest entschlossen, sein Mädchen und seine Flasche gegen jeden feindlichen Eroberer aufs lebhafteste zu verteidigen.

„Nun Leute! Nun gilts!“ rief Kapitän van Brakel seinen Matrosen zu. „Jetzt sind wir dem Fort gegenüber. Duckt die Köpfe nieder, damit Euch die blauen Bohnen nicht in die Ohrringe fliegen und als Bommeln darin hängen bleiben. Hurra!“

„Kapitän,“ raunte der Steuermann, „wir müssen, straf mich Gott, von den Segeln etwas wegnehmen. Das Spierenwerk steht wie ein Flitzbogen, und ehe wir es uns versehen, kriegen wir die ganze Pastete auf das Verdeck.“

„Straf mich der Teufel, das müssen wir nicht!“ rief van Brakel zornrot. „Seht Ihr nicht da vorne die Brandung quer über den Strom hinzischen? Das ist eine von den sauberen Ketten, die wir mit einem gewaltigen Ruck sprengen müssen, denn bleiben wir lange davor liegen, schießen sie uns in Grund und Boden. Da, die verdammte Kugel haben wir schon zwischen den Rippen! — Weh' auf Nordost! Frisch! Frisch!“

Das Schiff raste durch die Flut; plötzlich erhielt es einen Schlag am Bug, daß der ganze Rumpf erbebte, dann stand es einen Moment still und drohte mit dem Einsetzen der Strömung seitwärts zu treiben. Da setzte sich der Sturm mit erneuter Wut in die Segel; der Kapitän warf den Mann am Steuer, der den Kopf verloren hatte, zu Boden, drückte die Ruderpinne nach Lee, das Fahrzeug luvte herrlich an, es stieß noch einmal mit dem Buge gegen die hemmende Kette, und klirrend brach sie zusammen. Das Schiff wurde von der Gewalt des Stoßes einen Augenblick zurückgeworfen, die Segel schlugen back, die große Bramstenge und die

Kreuzstenge stürzten mit allem Takel- und Segelwerk auf das Verdeck. Dann aber flog es mit neuer Kraft und Schnelle das Revier aufwärts, der Kugeln spottend, die wirkungslos hinter seinem Spiegel ins Wasser fielen.

„Das ist die erste!“ jauchzte der Kapitän. „Weiter! Weiter! Und macht das Brandboot Nummer eins klar! Dort in der Bucht liegen drei königliche Schiffe. Steckt sie in Brand! Hurra!“

Das Brandboot wurde abgesendet und das kühne Wagestück gelang, mit Windeseile nahte sich das Unheil den drei stolzen Galionen.

„Hinter uns wird es auch lebendig!“ rief der Steuermann erregt. „Die Unsrigen lichten die Anker, sie setzen die Segel. Wir siegen doch!“

„Das Brandboot hat gezündet!“ rief der Bootsmann von der Back herüber. „Die Flamme tanzt schon an dem Takelwerk der Engländer empor.“

„Habt Ihr jemals daran gezweifelt, Grützkopf? Ha! Ha! Ha! Da um das Fort herum geht es kraus und bunt durcheinander. Seh ich recht? — Das Rohr her! Die Flagge ist von dem Turm verschwunden! Hölle und Teufel! Entweder ist das Fort genommen, oder die Engländer kapitulieren!

In diesem Augenblick erhielt das Schiff einen neuen Schlag, heftiger fast als der erste. Man befand sich einer englischen Schanze gegenüber. Die zweite Kette, gegen die man anrannte, brach nicht; sie glitt am Bug herab und saß unter dem Kiel. Aber hier strammte sie sich, sie hielt das Schiff auf, und dies saß unbeweglich auf der Kette wie auf einer Sandbank. Die Kanonen der Schanze fingen an zu spielen, jede Kugel

traf und eine ganze Eisenlast bohrte sich in das Plankenwerk des Niederländers.

„Geschütze über Bord! Kugeln über Bord!" rief der Kapitän erbleichend. „Werft alles in den Strom, was uns irgend hindert! Weg damit! Weg!"

Und hundert Hände waren geschäftig, unter dem fortdauernden Feuer der Engländer das Schiff von jeder unnützigen Last zu befreien; es hob sich, der Sturm that das seine, und langsam schleifte es über die Kette hin, die, von ihrer furchtbaren Last befreit, mit lautem Klirren auf die Oberfläche des Stromes emporsprang und auseinanderriß.

„Sieg! Sieg!" rief freudetrunken der Kapitän. „Junge! Junge! Springe hinunter in die Kajüte und bringe eine Herzstärkung! Brandboot Nummer zwei und drei! Dort hinein in die Buchten rechts und links, wo die Schiffe Seiner Majestät wie eine Flucht Krähen hocken. Brennt sie zusammen! Ha! Ha! Ha! Der erste hat gezündet. Rochester-River ist unser!"

Und zu gleicher Zeit hatten die Holländer mit stürmender Hand sich des Forts von Sheerneß bemächtigt. Bereits früher hatte ein verwegener Matrose den Turm erstiegen und die englische Flagge gestrichen; jetzt betrat Kapitän Cornelius Voß die Plattform und bald darauf wehte die Flagge der sieben vereinigten Provinzen von der überwundenen Citadelle.

Die Straße nach London stand den Holländern jetzt offen.

XXXIX.
Bis zum Frieden.
(1667.)

Die Sprengung der Ketten, die das Revier von Rochester sperrten, und die Einnahme des Forts Sheerneß hatten den Mut der Holländer entflammt, und sie wünschten nun, immer weiter zum Angriff und zum Siege geführt zu werden. Die Matrosen riefen es den Offizieren zu, die Offiziere wandten sich mit dringenden Gesuchen an ihren Führer. Michael de Ruyter, der nach einem sicher entworfenen Plan mit Entschiedenheit handelte, wußte diesen Mut seiner Untergebenen aufs glücklichste zu benutzen, und seine Genossen, die Staaten-Deputierten, standen ihm treulich zur Seite. Die einzelnen Forts — ob alte Gemäuer und Warttürme, oder neuerdings aufgeworfene Schanzen — welche die freie Fahrt auf dem Revier hinderten, wurden angegriffen und nach kurzem, aber blutigem Kampfe genommen und zerstört. Die englischen Schiffe, welche entlang des Reviers einzeln zerstreut lagen, wurden teils verbrannt, teils in den Strom versenkt, teils auch, wenn man glaubte, sie für sich benutzen zu können, mit holländischen Seeleuten bemannt und zum

Hauptgeschwader gesandt; die großen Schiffswerften, die sich am Ufer befanden, wurden von Grund aus zerstört, und die bedeutenden Vorräte von Schiffsbauholz, die hier aufgestapelt lagen, wurden den Flammen übergeben.

Der Eindruck, den diese Begebenheiten auf die Engländer ausübte, läßt sich schwer beschreiben; ein panischer Schrecken bemächtigt sich des Volkes, von Ueberraschung und Furcht gelähmt, sehen sie den Verwüstungen der Holländer unthätig zu, und retten selbst das nicht, was sie noch zu retten vermocht hätten. Ein Ereignis, wie das gegenwärtige, hat noch nicht stattgefunden, so lange ein brittisches Wimpel auf dem Meere weht; — auf seinen eigenen Flüssen, in den Küstenforts seines Landes ist der Engländer noch nie angegriffen und besiegt worden. Flüchtlinge tragen die unerhörte Kunde bis in das Innere des Landes und die Bewohner von London beben bei der ihnen gewordenen Kunde.

Unterdessen haben die Holländer überall aufgeräumt; es ist nichts mehr zu besiegen oder zu zerstören. Die Schiffe lichteten ihre Anker, und beginnen, die gefangenen Fahrzeuge in der Mitte, stromabwärts zu treiben, ohne daß die Truppen Yorks und Monks, die sich überall am Ufer befinden, imstande sind, dies verwegene Manöver hindern zu können. Oft, wenn ein einzelnes Schiff sich dem Ufer zu sehr nähert, jubeln die Engländer auf; sie müssen sich indessen begnügen, den Feind mit Gewehrfeuer oder kleinen Geschützen, welche sie mit sich führen, zu belästigen, denn es ist kein Boot am Strande zurückgeblieben, womit man

hätte näher zu den Schiffen gelangen können. Endlich erreichen die Holländer mit samt ihrer reichen Beute die Mündung, ohne daß man ihnen den Wert eines Penny wieder abgenommen hat.

Die freudige Botschaft des Sieges kommt nach Holland und erregt tausendfältigen Jubel; als die ersten Schiffe, welche man den Engländern abgenommen hat, zum Texel oder zu Vlissingen ankern, begrüßt man sie mit lautem Freudengeschrei. Die Führer werden bei ihrer Landung von der trunkenen Menge im Triumphe fortgeführt, und ihre Erzählungen entflammen die Niederländer zur Begeisterung; die Thaten de Ruyters und seiner tapferen Flotte gingen von Mund zu Mund, sie sind der einzige Stoff der Unterhaltung, wo mehrere Menschen, absichtlich oder durch Zufall, versammelt sind. Ein Kirchenfest wird im ganzen Lande angeordnet, und demütig bringt das Volk dem Herrn der Heerscharen seinen Dank für das empfangene Glück dar. Dann aber schäumt die Freude wieder auf, Feste reihen sich an Feste; Tanz und Spiel, Gesang und Becherklang verdrängen sich, es ist ein anhaltendes Freudengelage. Natürlich wird auch derer nicht vergessen, die den Segen gespendet haben. Es werden Belohnungen aller Art ausgeteilt, keiner der Offiziere, hoch oder niedrig gestellt, wird vergessen, kein Soldat oder Matrose, der nicht, außer seinen Prisengeldern, noch sonstige Zeichen der Liebe seines dankbaren Vaterlandes empfinge.

Auch die Kunst bemächtigt sich dieses großen Gegenstandes. Auf der Leinwand des Malers entfalten sich das Abbild jener glorreichen Thaten, die Jubelhymne des Musikers erschallt in begeisternden

Akkorden, und die bedeutendsten Dichter Niederlands weihen ihm ihre Gesänge. Ueberall erschallen die Lieder von Jacob Lydio, dem poetischen Pfarrer von Dortrecht, von Joachim Andaan und Arnold von Overbeck, besonders aber die Gedichte des allberühmten Jobst van den Vondeel „Der Seelöwe auf der Themse“ und „Niederlands Freudenfeuer auf der Themse“, die auch in unseren Tagen noch nicht vergessen sind.

Aber mitten in dem Jubel der Gegenwart vergessen die ernsten Männer, denen die Wohlfahrt des Vaterlandes anvertraut ist, der Zukunft nicht; sollen die errungenen Vorteile wahrhaft und von bleibendem Nutzen sein, so muß man sich diese nicht blos erhalten, man muß auch den Sieg verfolgen, und den englischen Agenten, die in Breda wegen des Friedens unterhandeln, zeigen, daß man sich ihre endlosen Zögerungen und Einwände nich länger gefallen lassen will. Der Oberst, Graf Hoorn, bekommt von den General-Staaten gemessene Ordre und schifft sich mit einer großen Anzahl von Truppen ein. Bei der Flotte angelangt, übergiebt er seine Instruktionen und stellt sich zur Verfügung de Ruyter's. Durch diese bedeutende und willkommene Verstärkung wird es möglich, die englische Küste von Harwich bis Margate zu besetzen und die Themse völlig zu schließen. Schnell rüstet sich alles, um diesen großen Plan auszuführen. Der erste Schritt soll die Einnahme des wohlbefestigten Forts von Longwort sein, welches an der Nordseite des Hafens von Harwich liegt. Aber die Engländer haben sich von ihrem ersten panischen Schrecken erholt, und rüsten sich zur ernstlichsten Abwehr. Das genannte Fort wird so gut verteidigt, daß die

Holländer bald inne werden, dessen Einnahme sei unmöglich, wenn sie nicht von ihrer Flotte dabei unterstützt werden. Sogleich erhält ein Geschwader derselben Befehl, das genannte Fort von der Wasserseite anzugreifen. Nur unvollkommen kann dieser Ordre genügt werden, an Bord der ganzen Flotte befindet sich kein einheimischer Lootse, auf dessen Treue und Ehrlichkeit man sich verlassen könnte, die schlauen Fischer haben alle Bojen und Baaken weggenommen oder umgestürzt, und man ist genötigt, sich unter lautem Jubelgeschrei der Engländer wieder zurückzuziehen. Der ritterliche Graf von Suffolk, der in längerer Zeit eine bedeutende Truppenmacht an sich gezogen hat, verrennt dem Grafen Hoorn den Weg und bietet demselben die Schlacht. Ein erbitterter Kampf entspinnt sich zwischen beiden, aber das Glück ist einmal mit den Holländern, und Suffolk muß sich, nach mehreren bedeutenden Verlusten, von der Wahlstatt zurückziehen; die Holländer kehren siegreich an Bord ihrer Schiffe zurück.

Während dessen werden die englischen Gesandten in Breda auf das Ernstlichste ermahnt, die Verhandlungen nicht länger aufzuhalten, da man nicht gesonnen sei, noch mehr Zeit nutzlos zu vergeuden; entweder sollen sie das ihnen gestellte Ultimatum annehmen, oder sich zurückziehen und dem Kriege seinen weitern Fortgang lassen, der dann nicht eher beendet werden würde, bis Holland alles erreicht habe, was es nur irgend zu beanspruchen für gut finde. Um diesen Worten den gehörigen Nachdruck zu geben, dauern die Ausrüstungen der Schiffe und Werbungen von Truppen unter den Augen der Gesandten fort, und tagtäglich gehen neue Verstärkungen nach der englischen Küste ab.

Michael de Ruyter bewacht mit Argusaugen alle Bewegungen des Feindes und benutzt jede sich bietende Gelegenheit, um neue Vorteile zu erringen. Durch zuverlässige Spione hat er erfahren, daß die englischen Handelsflotten von Barbados und von der Levante, nur mäßig von Kriegsschiffen geschützt, im Anzuge sind, und sendet unter dem Kommando erfahrener Offiziere zwei verschiedene Geschwader ab, um sich dieser reichen Beute zu bemächtigen. Selbst nicht einen Augenblick unthätig, hat er sich nicht sobald überzeugt, daß die bis jetzt besetzten Küstenpunkte ihm sicher sind, als er den Entschluß faßt, seine Stellung weiter auszudehnen. Es wird ein Zug gegen Dartmouth unternommen, und nachdem dieser von glücklichem Erfolge gekrönt ist, wirft er sich auf Torbay, ebenfalls siegreich. Mit dem Gelingen wächst der Mut und de Ruyter beschließt, einen Angriff auf Plymouth zu machen. Als er sich der Reede nähert, bemächtigt sich eine wemütig-freudige Empfindung des Helden. Hier war es, wo er im Jahre 1652 den ersten Lorbeer pflückte; der 16. August des genannten Jahres war es, wo er die erste Staffel der Leiter des Ruhmes bestieg, die ihn in vierzehn Jahren rasch aufwärts führte. Hier lag der damals kräftige Mann zum ersten Male selbständig befehlend den weit überlegenen Britten gegenüber, hier empfing er in seinem Schiffe den geheimnisvollen Boten des Parlaments und wies sein demütigendes Anerbieten mit Würde zurück; hier schlug er damals seine erste Schlacht, und er siegte. Und jetzt, an der Schwelle des Greisenalters, beseelt von demselben Jugendmut, entflammt von derselben glühenden Liebe zu seinem Vaterlande, schwang er das

sieggewohnte Schwert und bot den Feinden Hollands aufs neue den Kampf.

Aber hier soll für diesmal die Laufbahn des Helden ihr Ende erreichen. Als die Holländer in möglichster Nähe des Landes ihre Anker auswerfen, kommt eine schnellsegelnde Yacht vom Lande her, von deren Gaffel eine weiße Parlamentärflagge weht, und die sich alsbald in die Nähe des Admiralschiffes begiebt. Am Bord derselben befinden sich die englischen Obersten John Tarrane und Spars. Sie benachrichtigen den Admiral, daß bei ihnen soeben eine Botschaft eingetroffen sei, daß die Bevollmächtigten beider Staaten am 31. Juli den Frieden definitiv abgeschlossen hätten, daß bereits der Befehl erteilt sei, sofort alle Feindseligkeiten einzustellen, und der Admiral daher den beschlossenen Angriff auf Plymouth nicht zur Ausführung bringen möge. De Ruyter entgegnete den Abgesandten, daß ihm eine solche Anzeige noch nicht zugegangen wäre, es sei indessen möglich, daß die ihm nachgesandten Yachten ihn nicht hätten erreichen können; er wolle daher auf das Wort zweier solcher Ehrenmänner bauend, gern einen Waffenstillstand anbieten, bis man nähere Erkundigungen eingezogen habe.

Dankbar wird dies angenommen, und es finden zwischen Engländern und Holländern die freundschaftlichsten Beziehungen statt; man macht sich gegenseitig Geschenke, bewirtet sich am Bord und am Lande, bis dann am 13. August die offizielle Anzeige von dem Friedensschlusse anlangt, und die Flotte der Holländer, froh der willkommenen Botschaft, sogleich die Anker lichtet, um nach dem Texel abzugehen.

XL.

Das Stillleben des Helden.

(1668.)

Zu Amsterdam, auf der Neuen-Walls-Insel stand das Haus, worin Michael de Ruyter, in stiller Abgeschiedenheit, sich und seiner Familie lebte. Die Wohnung des Helden, der das Erstaunen von ganz Europa war, und zu dessen Füßen Glück und Ruhm ihre schönsten Gaben darbrachten, unterschied sich in ihrem Aeußern durch nichts von den benachbarten Häusern einfacher Kaufleute und Gewerbetreibender. Es war aus Fachwerk erbaut, und während die Ziegel im hellsten Rot erglänzten, zeigten sich die Balkenlagen mit grünem Lack überzogen. Die Fensterrahmen, weiß und rot gestrichen, wiesen sorgsam polierte Beschläge von Messing auf, und die Scheiben leuchteten hell und durchsichtig. Zu dem Hausthor führten drei steinerne Stufen hinan; es war braun, von oben bis unten mit Nägeln beschlagen, deren Köpfe silbern erglänzten, während in der Mitte ein großer Messingklopfer dem Kommenden entgegenschimmerte.

Es war noch früh und die Vorhänge im oberen Stockwerk tief herabgelassen, als der alte Diener des

Admirals, Adam Geert, die Thür öffnete, um zu sehen, wer den großen Klopfer bewegt hatte.

„Ach! seid Ihr es, Herr Rat-Pensionarius? Wünsche Euch einen frohen Morgen, Herr! Habt die Güte, mir zu folgen. Der Herr hat, nach dem einsamen Morgen-Gebet, seine Kammer schon verlassen und ist in den Garten gegangen.“

Mit diesen Worten hatte der Diener den willkommenen Gast des Hauses empfangen, hatte die Thür wieder geschlossen und schritt jetzt, weiter plaudernd, vor dem schweigsamen Manne her, nach dem Garten zu.

Dieser war mit derselben Geschmacklosigkeit angelegt, die fast alle Gärten jener Zeit auszeichnete. Die einzelnen Beete waren in Sechs- oder Achtecke abgeteilt und mit Buchsbaum oder farbigen Steinen eingefaßt, die Gänge hatte man mit buntem Sande bestreut und Sträucher und Bäume zu allerlei Gestalten und Ungestalten verschnitten. Im Hintergrunde des Gartens sah man eine aus hölzernem Gitterwerk erbaute Laube, und um dasselbe rankten sich Rosenbüsche mit roten, weißen und gelben Blüten.

„Habe ich es nicht gesagt,“ fuhr der Diener rückwärts zu dem Gaste gewendet fort. „Da sitzt der Herr Admiral schon, und ergötzt sich am Rosenduft. — Was wird er für Freude haben, Euch zu sehen! Ich muß es nur Frau Anna wissen lassen, und sorgen, daß ein Trunk und ein Imbiß daher gebracht werde.“

So schwatzend, kehrte Adam Geert nach dem Hause zurück, während der Admiral den lange nicht gesehenen Freund herzlich begrüßte.

„Nun, setzt Euch daher, alter Waffengefährte,“ rief de Ruyter, lebhaft erregt. „Was macht Ihr mir und meiner Hausfrau für eine Freude! Woher kommt Ihr jetzt und seit wann seid Ihr in Amsterdam?“

„Dank Euch für den herzlichen Empfang,“ entgegnete Jan de Witt. „Komme von Vlissingen und bin seit gestern Abend in Amsterdam.“

„Und bleibt hoffentlich lange hier. Laßt Euch ansehen, alter Kriegsgefährte. Wir sitzen hier doch etwas angenehmer, als zwischen den Kanonen, Sandbänken und Klippen der englischen Küste. Nun, alles zu seiner Zeit; jetzt ist es überall ruhig und Holland genießt die Frucht des errungenen Friedens. Sein Wohlstand wächst täglich, sein Ansehn steigt von Tag zu Tag.“

„Wenn es nur lange währt!“

„Wie sollte es nicht? Das doppelte Bündnis mit England und Schweden hat uns dreifache Kraft verliehen.“

„Und das ist es gerade, was uns stürzen wird!“ fiel der Rat-Pensionär ein. „Frankreich vergiebt uns diesen Frieden nie, und es wird nicht ruhen, bis es unsere Freunde zu unsern ärgsten Widersachern gemacht hat. Es hat bereits ein Häkchen gefunden, woran es sich festhält. Mußte man auch meinen Rat verwerfen und den Artikel von der Souveränetät der Meere in dem Traktat stehen lassen.“

„Ihr verlangtet zu viel,“ entgegnete de Ruyter ernst-freundlich. „Es ist eine bloße Formalität, und da wir so viele bedeutende, thatsächliche Vorteile errungen, konnte man ihnen wohl die Freude lassen, zumal sie so lebhaft darauf bestanden.“

„Gerade weil sie so lebhaft darauf bestanden, mußtet Ihr Herren einsehen, daß mehr als eine Formalität dahinter steckte. Donner! Wir waren die Sieger und hatten die Artikel zu diktieren. Aber die Mynheers hatten Furcht, der König von England würde es übel nehmen, wenn er in dem Traktat nicht einmal das Wort Souveränetät fände! Nun denn, jetzt stehts darin, und sie werden es schon gegen uns kehren."

„Ihr seht zu schwarz, de Witt."

„Und Ihr seid blind mit sehenden Augen. Was? Spüren wir etwa Frankreichs Einfluß nicht? Hat es nicht seine Agenten in London? Heißt es nicht am Hofe Ludwigs: Man wolle mit dem Krämer-Volk schon fertig werden, und hat nicht der französische Gesandte zu dem Könige von England gesagt: „Den Schild eines Ritters von der brabanter Elle könne man ohne weiteres in den Sand stoßen, und er dürfe nicht darüber mucksen?" Hat nicht, was weiß ich, welche Prinzessin, zu dem Könige gesagt: „Er möge die Holländer immer fahren lassen, wo sie wollten, er sei doch der Souverän auf der See?" Und hat nicht das Hofvolk dabei geschrieen: England ist die Königin der Meere?"

„Das ist Geschrei von Weibern und Knaben!"

„Sie werden aber ein Losungswort für Männer daraus machen. Gebt Acht. Laßt es nur geschehen, daß sich die königliche Flagge Englands in See neben unseren Schiffen blicken läßt, und denselben beliebt es nicht sogleich, dem Gebieter in aller Unterthänigkeit die Honneurs zu machen, dann wird der Teufel gleich losgehen. Nun, mir soll es recht sein, und sie werden, wie immer, ihren Mann an mir finden."

„Lieber Freund, Ihr werdet mich auch nicht vermissen, wenn es so weit ist," entgegnete de Ruyter. „Jetzt aber hat das noch gute Weile und ich will Euch einmal so recht meine Gedanken sagen."

Beide Männer sprachen nun angelegentlichst mit einander, und erwogen die Lage der Dinge reiflich nach allen Seiten. Es gelang dem Admiral, die Aufgeregtheit des Freundes zu dämpfen, und de Ruyter seinerseits sah sich dadurch veranlaßt, die Umstände etwas schärfer ins Auge zu fassen und ernstlicher zu betrachten. Endlich stand Jan de Witt auf und sagte: „Ihr wißt jetzt alles. Ueberlegts nochmals mit Euch selber und sagt mir dann morgen Eure Meinung. Gott befohlen, de Ruyter. Wohin Ihr auch kommt, muntert die Leute auf, daß sie die kurze Zeit des Sonnenscheins benutzen, und so viel in ihre Scheuern sammeln, als sie nur irgend können; mich will immer bedünken, als würde uns die Gelegenheit dazu bald wieder entzogen." Er entfernte sich mit festem Händedruck und ließ den Admiral in tiefem Nachsinnen zurück, der es nicht bemerkte, daß seine Gattin seit längerer Zeit in die Laube getreten war und der Diener harrend mit dem Frühstück vor derselben stand.

„Nun, Mynheer de Ruyter," fragte Frau Anna scherzend. „Beliebt es Euch, mit Euren Gedanken auf die Erde zurückzukehren und Euren irdischen Angelegenheiten einige Augenblicke zu widmen, so weiß ich Gesellschaft für Euch."

Der Admiral bot seiner Frau mit Herzlichkeit die Hand und schaute behaglich zu, wie sie mit dem Diener gemeinschaftlich das Frühstück anordnete.

„Nun, Adam Geert?“ fragte de Ruyter. „Hast Du Deinen Morgengang besorgt?“

„Ganz nach Eurem Befehl, Mynheer! Das Geld ist bis auf den letzten Stüber verteilt, Dank und Segen bringe ich vollauf, aber es ist doch nicht die rechte Art.“

„Was man mit gutem Herzen giebt, wird immer auf die rechte Art gegeben, Adam Geert. Ich denke, Du hast diese Art zu geben inne.“

„Nun Mynheer, ich bemühe mich, wie ich kann, aber als Ihr noch selbst auf die Straße gingt und die Armen vor Euch ließet, war es ein ander Werk. Da hattet Ihr nicht blos den Gulden oder den Stüber zur Hand, sondern auch den tröstenden Blick und ein heilendes Wort. Die Leute fühlen es auch, und sind gar nicht mehr so froh, als sonst. Sie wollen Euch sehen, Euch sprechen hören, Euch danken.“

„Das geht nicht, Adam Geert, jetzt nicht. Grüße die guten Leute, wenn Du sie nächsten Sonntag wiedersiehst, und sage ihnen, daß ich ihrer stets gedenke und für sie sorge, wenn ich mich auch nicht öffentlich sehen lasse. Wo bleiben denn aber die Kinder? Sieh nach, Adam Geert.“

Der Diener ging und Frau Anna legte ihre Hand auf den Arm des Gatten: „Und weshalb entziehst Du Dich ihrem Danke? Es thut den Leuten weh, wenn sie für das Gute, das sie empfingen, dem Geber nicht einmal danken dürfen.“

„Liebes Weib, ich kann nicht. Früher, weißt Du, ließ ich sie vor mein Haus kommen, gab jedem, was ich ihm zugedacht, ermahnte, tröstete und war geschäftig

wie ich konnte. Aber um Ostern denke ich, war es, ging ich eines Mittags durch die Amsterstraat, wo der Kaufmann Gerritz seinen Laden offen hält. Vor seiner Thür war vieles Volk versammelt, und er selbst stand auf der Schwelle. Nun wollte ich ausbiegen, denn ich liebe den Mann nicht sonderlich, weil er ein Kriecher und Heuchler zugleich ist, er scharrt in der Stille zusammen und drückt den kleinen Mann, wie es irgend geht; aber er hatte mich schon gesehen und kam auf mich zu. „Das ist armes, krankes Volk," sagte er zu mir, „dem ich von meinem geringen Gut gebe, so viel ich entbehren kann; eine Eigenschaft, die ich mit Euch gemein habe, wenn ich auch sonst gegen Euch, Mynheer, nur ein geringer, unbedeutender Mann bin. Aber wenn ich so vor meiner Thür stehe, um Almosen auszuteilen, oder mit dem ersten Glockenläuten zur Kirche gehe, so muß ich immer denken: Jetzt machst Du es gerade, wie der brave, tapfere Herr Admiral! Beliebts vielleicht, einen Augenblick einzutreten und einen erfrischenden Trunk zu thun?" Aber ich machte, daß ich aus der Nähe dieses widerlichen Menschen kam, und that mir das Gelübde, nie wieder öffentlich dem Armen mein Brot zu brechen. Herr Gott, wenn ich dächte, es könnte irgend jemandem in den Sinn gekommen sein, ich hätte mich dahin gestellt, um vor dem Volke zu prunken. Gott verzeihe mir meine Sünden, aber dergleichen wird hoffentlich auch mein ärgster Feind nicht von mir glauben."

„Was geht uns der alte heuchlerische Gerritz an?" sagte Frau Anna scherzhaft zürnend. „Sein breites Kupfergesicht soll uns unsern Sonntag nicht stören.

Hier, Vater, hast Du einen Brief von Deinem Sohne Adrian aus Leyden. Er macht wackere Fortschritte in der Rechtswissenschaft und hofft, sich Deiner väterlichen Liebe wert zu machen."

„Nun, Gott segne ihn; er war von jeher ein gutes Kind. Das hast Du gut gemacht, Anna; es wird meinen ganzen Sonntag erheitern. Aber um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, hast Du unsern Aeltesten schon gesprochen?"

„Nein. Aber er that gestern sehr geheimnisvoll und hatte nirgends Ruhe. Was ist denn mit ihm, de Ruyter? Bitte, sage es mir; hörst Du, Mann? Was ist mit dem Junker Engel, der so stattlich durch die Straßen zieht, und dem die hübschen Jungfrauen verstohlen nachblicken, wenn er mit ehrbarem Gruß an ihnen vorüberschreitet?"

„Und sieht auch er verstohlen einer oder der andern Jungfrau nach?" fragte de Ruyter listig lächelnd. „Hm! Willst nicht reden, oder weißt Du in der That nichts?" Ihr Frauen habt doch sonst ein gutes Auge für derlei Dinge, und sorgsame Mütter sehen nicht blos in solchen Fällen, sie helfen auch wohl noch mit Winken und Worten."

„Das geschieht aber nur, wenn die Söhne ihre Mutter zur Vertrauten machen, nicht, wenn sie verschlossen ihren Weg gehen, wie Junker Engel es thut. Bei alledem ist etwas mit ihm, und mich beunruhigt es."

„So kannst Du nichts besseres thun, als ihn fragen, denn da kommt er soeben mit seiner Schwester Salome den Gang herunter."

Die Geschwister traten in die Laube und Salome flog ihrem Vater liebkosend um den Hals, während Junker Engel zur Mutter trat und mit ihr eifrig zu sprechen begann.

„Nun, faules Ding, sollst Du so lange schlafen, daß Du beinahe den Kirchgang versäumst?“ sprach de Ruyter, seinem blühenden Töchterchen die Wangen streichelnd. „Ei! Wie paßt sich das für eine Jungfrau, die alle Tage ein Hausmütterchen werden kann? Die muß früh mit der Sonne heraus.“

„Schilt nicht, Väterchen!“ flüsterte das Mädchen. „Ich war mit dem ersten Sonnenstrahl wach; aber ich muß mich in meinem Kämmerlein wohl verborgen halten, denn meine Arbeit ist noch weit zurück und der Mutter Geburtstag nahe vor der Thür.“

„Ist's wahr, de Ruyter,“ rief Frau Anna lebhaft. „Ist's wahr, was mir der Junge da erzählt?“

„Und was erzählt er Dir?“

„Er sei Schiffs-Kapitän in der Flotte mit fester Bestallung geworden?“

„Die Herren Staaten von Holland wollten es so, obgleich ich viel dagegen einzuwenden hatte. Wenn der Vater es zu etwas gebracht hat, und die Söhne kommen ihm nach, sagen die Leute doch: Ja, Dem kann's nicht fehlen. Darum hätte ich es gerne gesehen, Engel wäre noch ein Paar Jahre ohne die feste Bestallung geblieben. Nun, es sollte so kommen; er wird sich seines Glückes nicht überheben.“

„Gewiß nicht, Vater!“

„Es ist ein guter Sohn!“ sagte die Mutter bewegt, und schloß ihn in die Arme.

Der Admiral war zu dem Sohn getreten: „Du hast mit der neuen Würde auch eine neue Pflicht übernommen. Versprich mir, dessen stets eingedenkt zu sein, und mit Gut und Blut für das Wohl Deines Vaterlandes zu leben und zu sterben.“

„Ich verspreche es Dir, Vater!“ sagte der junge Kapitän und legte seine Hand in die des Admirals.

Vater und Sohn umarmten sich, die Frauen schauten bewegt zu. Da erscholl von der nahen Kirche das Geläut der Glocken und hallte feierlich durch das sonnige Blau.

„Seid Ihr bereit, Kinder?“ fragte de Ruyter. „Laßt uns gehen. Sagt mir doch, — ich habe noch nicht davon gehört — wer predigt denn heute?„

„Herr Diakonus Somers, lieber Vater!“ entgegnete Salome in fliegender Hast, während der junge Kapitän sich lachend abwandte, und Frau Anna das Töchterchen bis über die Ohren rot werden und die Augen zu Boden schlagen sah.

„Also der Herr Diakonus Somers!“ entgegnete de Ruyter unbefangen. „Das ist ein christlicher Pfarrer, ein braver Mann, ernst, gesetzt und über die Maßen verständig, so jung er auch noch ist. Wie kommt es, daß er so lange nicht ins Haus gekommen ist? Sonst sprach er öfter hier ein.“

„Er fürchtet vielleicht . . .“ sagte Frau Anna listig, während Salome bittend die Hände erhob.

„Fürchten?“ entgegnete de Ruyter. „Doch nicht, uns zu belästigen? Laß ihn heute noch einladen.“

„Wenn Du es wünschest, lieber Mann! Du wirst viele Freude damit erregen.“

„Soll mir lieb sein, wenn Dein Wille damit geschieht. Aber nun nicht länger gesäumt. Geht vorauf, Ihr Frauen. Komm mein Sohn, wir gehen bei einander. Gesegnet sind, die in dem Namen des Herrn und auf seinen Wegen gehen.“

Am Eingange des Hauses stand Adam Geert und reichte jedem der Herrschaften das Gesangbuch dar, dann öffnete er die Thür, und ging ehrbar hinter ihnen her, um gemeinschaftlich mit ihnen das Wort Gottes zu vernehmen und sich daran zu erbauen.

Das festliche Geläute dauerte fort, und je näher man der Kirche kam, je größer wurde die Schar der Gläubigen. Die Bürger erwiesen dem Admiral und den Seinigen alle mögliche Ehrerbietung und ließen ihnen die Mitte der Straße; ja der kaiserliche Gesandte, der gerade des Wegs kam, hieß seinen Kutscher aus dem Wege fahren, und stille halten, bis de Ruyter vorüber war. Der aber fühlte keine Regung des Hochmuts in seinem Herzen; er grüßte die Frauen ehrbar, sprach zutraulich mit den Männern, und als ihm auf der Kirchenschwelle die Aeltesten den Opferkasten hinhielten, gab er seinen Gulden und dazu ein freundlich Wort und einen Händedruck.

Als der Admiral mit den Seinigen von dem Kirchgange heimkehrte, sah er unfern von seinem Hause einen Auflauf und gewahrte, näher kommend, zwei Pagen in in reicher hispanischer Tracht, die durch ihre ungewohnte Erscheinung die Nachbarn herbeigelockt hatten. De Ruyter hieß die Seinigen eintreten und wandte sich an die beiden Fremden.

„Man hat uns," antwortete einer, „hierher, als nach der Behausung des Herrn Admiral de Ruyter gewiesen."

„Ich bin de Ruyter."

„Ihr? — In der That! — O verzeiht, mein gnädigster Herr, wenn wir es an der gebührenden Achtung fehlen ließen..."

„Ohne Umstände, Ihr Herren! Wer seid Ihr und was wünscht Ihr von mir?"

„Um Verzeihung, gnädigster Herr Admiral! Wir sind nur einfache Diener, und erscheinen hier auf Befehl unseres gestrengen Gebieters, um Euch dessen Besuch zu melden."

„Wer ist Euer Gebieter?"

„Don José Armado Gonzaga, Herzog von Talavera, Fürst von Montesonhir, Grande von Spanien erster Klasse, Ritter des goldenen Vliesses — — —"

„Das ist viel auf einmal!" rief de Ruyter.

Jener fuhr fort: ... „und erster kommandierender Admiral sämtlicher Flotten Sr. katholischen Majestät."

„Ich kenne diese Flotten; sie laufen gut, vor dem Winde und vor dem Feinde," bemerkte de Ruyter lächelnd. „Eilt so schnell, Ihr könnt zu Eurem Gebieter zurück, und sagt ihm, es würde mich sehr freuen, ihn zu empfangen; nur ließe ich bitten, in Obacht zu nehmen, daß ich ein einfacher Amsterdamer Bürgersmann bin, der die Ceremonien Eures Landes nicht versteht, und deshalb im Voraus um Entschuldigung bitten läßt, wenn er dagegen verstoßen sollte."

Die Pagen entfernten sich und bald darauf kam der kommandierende Admiral sämtlicher spanischen Flotten in einer reich ausstaffierten Kutsche, die von bunt geschmückten Pferden gezogen, und von einer zahlreichen, in Scharlach gekleideten Dienerschaft geleitet wurde. Als der Zug vor dem Hause des Admirals hielt, öffnete sich der Kutschenschlag, und ein untersetztes Männchen, bekleidet mit dem kostbaren Ornate der Ritter des goldenen Vließes, ward sichtbar. Die Diener flogen ihm voran, und bildeten ein Spalier auf dem Hausflur und der Treppe, bis zur Schwelle des Gastzimmers, zum großen Aerger Adam Geerts, der sich vergebens bestrebte, dem fremden Gast die Honneurs des Hauses zu machen.

Als der Spanier oben am Treppengeländer anlangte, ging de Ruyter ihm entgegen, und führte seinen Besuch in das Gastzimmer auf den Ehrenplatz. Einige Augenblicke sah der Spanier sich, wie verlegen, um, dann räusperte er sich und hielt de Ruyter eine zierliche Anrede, wie sein Kriegsruhm und seine Mannhaftigkeit zur See weit hinaus leuchte durch die Welt, wie sie auch das Echo der spanischen Flotte geworden sei, und wie er hier im Namen der spanischen Seefahrer erscheine, um bei seiner Reise durch die niederländischen Provinzen dem großen Seehelden seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Der Admiral unterbrach den Redner sobald als schicklich, lehnte die übertriebenen Lobsprüche von sich ab, und dankte herzlich für den Besuch eines so achtbaren Offiziers, den das Vertrauen des Königs von Spanien an einen so hohen Platz gestellt hatte.

Nachdem beide Männer noch einige höfliche Worte mit einander gewechselt hatten, erschien Frau Anna, um den Gast des Hauses zu begrüßen. Ihr folgte Adam Geert mit einer silbernen Platte, worauf eine schwere silberne Kanne und hohe Spitzgläser mit geschliffenen Blumen und goldenen Rändern prangten. Die Hausfrau füllte die Gläser mit feurigem spanischen Weine, kredenzte ihn dem hohen Gaste und entfernte sich sodann mit gemessener Verbeugung.

Als darauf die Männer länger als eine Stunde in mancherlei Gesprächen zugebracht hatten, und der Ritter des goldenen Vliesses den an der Thür harrenden Pagen das Zeichen zum Aufbruch gab, wandte er sich an seinen Wirt und sagte: „War ich von Achtung für Eure Größe und Euren Heldenmut erfüllt, ehe ich hier erschien, so bin ich es zehnfach seit heute, wo ich Euch kennen lernte. Nur eins, mein tapferer Admiral, kann ich mir nicht erklären, und möchte wohl Aufschluß darüber erhalten.“

„Redet, lieber Herr!“

„Ihr seid ein großer Kriegsheld — bitte, Herr de Ruyter, laßt mich ausreden! — Das ganze Land betet Euch an, alle Könige und Fürsten beeilen sich, Euch Beweise des Wohlwollens und der Anerkennung zu geben, man hat Euch mit den Gaben der Ehre und des Glückes überschüttet, und der Reichtum strömt Euch unaufhaltsam zu; wie kommt es nun, daß Ihr, berufen vor Millionen zu leuchten und zu glänzen, so schlicht und einfach lebt, daß man Euch nicht von dem geringsten Bürger zu unterscheiden vermag?“

„Das kommt daher, mein werter Herr," entgegnete de Ruyter, „daß ich wie ein einfacher Bürger geboren bin, und dabei will ich bleiben mein Leben lang. Hier zu Lande, wo der Titel eines braven Bürgers der höchste ist, den man erwerben kann, würde ich der Geckerei beschuldigt werden, wenn ich mir eine andere Lebensart angewöhnen wollte, als sie die Landessitte gestattet. Ich gehe in meinem einfachen Rock umher, ein Diener genügt für mich. Ihr habt deren fünfzig und kleidet Euch in Gold und Scharlach. Nun, ich hoffe, wir denken darum nicht geringer von einander, und dessen zum Zeichen thut mir noch einmal fröhlich Bescheid."

Der Spanier trank mit vielen Förmlichkeiten die Gesundheit seines Wirtes und sagte: „Unsere Lande leben im tiefsten Frieden; möge es so bleiben bis an das Ende aller Tage. Wenn es aber der Wille des Himmels wäre, daß die beiden Nationen sich feindlich gegenüber ständen, und das Vertrauen Sr. katholischen Majestät läßt den Oberbefehl der Flotte in meinen Händen, werde ich stolz sein, einem so edlen Gegner mich gegenüber zu wissen. Es gilt, Herr de Ruyter, wie auch die Kugel der Fortuna rolle, persönliche Achtung und Freundschaft in allen Fällen des Lebens."

„Es gilt!" sagte de Ruyter, seinem Gaste die Hand reichend, worauf dieser sich ebenso feierlich, wie er gekommen war, verabschiedete und entfernte. De Ruyter gab ihm das Geleite bis zur Kutsche, dann aber eilte er in die Wohnstube.

„Gut, daß er ging," rief de Ruyter seinem Weibe zu, „denn das Komplimentieren hätte ich nicht lange

mehr ruhig angehört. Mag ein braver Kerl sein, aber ein Mundwerk besitzt er, das hat sich gewaschen. Und wie sich das bläht von Putz und Tand! Ließ mir da noch von Euch die Uniform aufschwatzen und sah doch aus wie ein Kochsmaat am Galatage auf dem Halbdeck. Nun, Kinder, wollen wir noch ein Stündchen fröhlich sein; decke den Tisch, meine Tochter — —"

Frau Anna hatte schon ein paarmal versucht, den Redefluß ihres Gatten zu unterbrechen, jetzt gelang es ihr und seitwärts deutend, sagte sie: „Seht Ihr denn unsern werten Gast nicht, Michael?"

Der Admiral wandte sich um und erblickte den Diakonus Somers, dessen erbauliche Predigt er noch vor kurzem angehört hatte. Er eilte auf ihn zu und ergriff seine Hand mit herzlichem Gruß, lebhaft versichernd, daß ihm sein Besuch überaus erwünscht sei; dann fragte er, ob er vielleicht seiner Frau diese Ueberraschung verdanke.

Der Diakonus versicherte, er sei aus eigenem Antriebe gekommen, um ein Anliegen zur Sprache zu bringen, das ihm über alles am Herzen liege. Er baue auf die Güte und Nachsicht seines edlen Gönners; diese allein mache ihn so kühn, alles zu offenbaren, was bis dahin in seinem Innern verborgen gewesen sei.

„Nun, werter Herr, so thut nach Eurer Absicht, und seid der strengsten Rechtlichkeit von meiner Seite gewiß. Seht, die Frauen haben uns verlassen, wir sind allein, zwei Männer von altem Schrot und Korn, die sich gegenseitig achten. So redet und gebt mir Gelegenheit, Euch auch einmal zu raten, da Ihr schon so oft mir trostreich zu Herz und Gemüt gesprochen habt."

„Sei es denn frisch gewagt, in Gottes Namen," sagte der Diakonus. „Ihr kennt mich genugsam, und ich brauche Euch nicht erst ein Bild meines Lebens zu entwerfen; Ihr kennt auch meine religiösen und politischen Gesinnungen und teilt sie; meine äußere Lage in der Welt ist so, daß ich habe, was ich brauche und noch etwas den Dürftigen zu geben vermag. Da wollte ich Euch nun fragen, ob ich es wagen dürfte, vor Euch als Freiersmann aufzutreten?"

„Wie ist das, Herr Diakonus?"

„Das Wort ist gesprochen, und dieser Augenblick entscheidet über mein künftiges Lebensglück. Ich bitte Euch um die Hand Eurer Tochter Salome; wollt Ihr sie mir gewähren, so werdet Ihr meinem Herzen Freude geben; wo nicht, so sagt es kurz, und laßt mich schnell von hinnen gehn."

„Mein lieber Herr, — der Tausend! Wer hätte auch so etwas gedacht? Ihr steuert ja dem alten de Ruyter seitlängs und gebt ihm die glatte Lage, ohne daß er es merkt. Ihr wollt also meine Tochter heiraten? Sagt mir — und zwar, das versteht sich wohl von selbst, — Ihr liebt sie so recht von Herzen?"

„Mehr als ich sagen kann."

„Und seid ihrer Gegenliebe gewiß? He?"

„Ich würde mich nie so sehr von dem Wege der Sitte entfernen," entgegnete der Geistliche errötend, „daß ich das Herz einer Tochter in Liebe verstricken möchte, bevor ich nicht der Billigung des Vaters gewiß wäre. Soviel ich aber in der Stille beobachtet habe, hege ich die Hoffnung, meine Bitte würde bei der Jungfrau Gehör finden, eine Hoffnung, die auch die

Mutter in mir geweckt hat, als ich sie in meiner Herzensbekümmernis zur Vertrauten wählte."

„So? Hat sie das? Also, mit Euch hat sie es abgekartet, und mir kein Wort davon gesagt? Nun warte, das werde ich ihr gedenken! — Hinter meinem Rücken? Ei! Ei!"

„Werter Herr!" . . .

„Ja so, Herr Diakonus; Ihr seid nicht so sehr geneigt zu erfahren, wie ich meine Frau für ihre Heimlichkeiten zu strafen denke, als was ich zu Eurem Antrage spreche. Ja, wenn Ihr denn mit Mutter und Tochter einig seid . . ." Er stockte einen Augenblick vor innerer Rührung, dann zog er den Prediger an seine Brust: „Du sollst mir ein lieber, ein vielwillkommener Sohn sein! — Aber vor allen Dingen müssen wir doch auch hören, was die Salome dazu sagt."

Die Frauen kamen auf das Rufen des Vaters herbei, der junge Kapitän de Ruyter begleitete sie. Der Vater wollte zu sprechen beginnen, aber die Tochter sank mit überströmenden Augen zu seinen Füßen.

„Also ja!" sagte der Admiral, sein Kind aufhebend, „nun, in Gottes Namen! Mein Sohn, da hast Du sie! Es ist ein gutes Kind, ein sanfter Engel, wie es ihre selige Mutter war! Darum halte sie in Ehren!"

„Das will ich!" beteuerte der Diakonus und empfing die Braut mit tiefer Bewegung aus der Hand des Vaters. Während die Mutter herzutrat und die Kinder segnete, sagte de Ruyter, seinen Sohn beiseite führend: „Auf Rochester-River mußte ich Deinem Herzen wehe thun, um einem thörichten Jugendstreiche vor-



zubeugen. Damals tobtest Du und warst unwillig, weil ich Deine Bitte nicht gewähren konnte. Jetzt ist eine geraume Zeit verstrichen, Du bist kälter geworden, und ich frage Dich ehrlich, ob Du jenes Mädchen zum Weibe wünschest, dann will ich selbst für Dich werben."

Der junge Kapitän ergriff bestürzt die Hand des Vaters. „Diese Hand hat mich weise geführt; ich küsse sie in Demut. Verflogen ist der Rausch; mein Herz schlägt ruhig."

„Nun, so schäme Dich und danke Gott, weil er es nicht zuließ, daß Du ein schuldloses Mädchen verderbtest! — Kommt, Kinder, kommt alle zusammen, daß wir Gott aus der Fülle des Herzens danken für seine neue Gnade, und dann setzen wir uns fröhlich zu Tische."

Der Abend nahte heran; die Sonnenstrahlen fielen schräg durch die faltigen roten Vorhänge des stattlich aufgeputzten Besuchzimmers und verliehen demselben einen magischen Glanz. Der Admiral saß mit seiner Frau unweit vom Kamin, und beide führten ein ernstes Gespräch mit dem Herrn Diakonus, während die Braut zur Seite des Geliebten saß und, in holder Scham erglühend, die Hand desselben gefaßt hielt.

Da trat Kapitän de Ruyter ein und meldete dem Vater, daß sich einige Herren eingefunden hätten, die um die Erlaubnis bäten, einen kurzen Besuch machen zu dürfen.

„Führe sie ein, mein Sohn, führe sie ein," entgegnete der Admiral, „und bitte sie, schlicht und recht bei mir vorlieb zu nehmen. Mutter! Es ist spät geworden;

sieh nach Deiner Wirtschaft! Was sinds für Herren mein Sohn?"

„Ihr werdet sie sogleich selbst sehen," entgegnete der Kapitän, und kehrte bald mit drei Herren zurück, jugendlich schöne Gestalten, die durch ihre etwas phantastische Kleidung kund gaben, daß sie weder zur Armee, noch zum ehrsamen Bürgerstande gehörten. Der Admiral war aufgestanden, sie zu empfangen und trat nicht wenig überrascht zurück, als er sie näher betrachtete: „Wie? Seid Ihr es, Herr van der Velde?"

„Ich bins, Herr Admiral. Freut mich sehr, daß Ihr mich nach meinem Ausfluge noch wieder erkennt. Ich kam, Euch zu begrüßen und bitte Euch um Verzeihung, daß ich diese Herren mit mir daher bringe; es sind Künstler, wie ich; junges, lustiges Volk, aber von Achtung und Liebe für Euch erfüllt."

„Ihr Herren, seid mir willkommen," sagte der Admiral in seiner schlichten Weise. „Ich liebe jede Kunst und jedes Wissen, unter welcher Gestalt sie sich auch immer zeigen mögen! Legt ab, Ihr Herren, und macht es Euch bequem, meine Hausfrau wird uns sogleich einen Labetrunk bringen."

„Wir thun Bescheid, Herr Admiral, aber nicht eher bis ich Euch ein Stück gezeigt, das ich auf besondern Befehl der Herren Staaten für den König von Dänemark gemalt habe, der es sich ausdrücklich erbeten. Ich wollte es nicht eher nach Kopenhagen schicken, bis ich Euern Consens erhalten."

Auf seinen Wink traten zwei Diener mit einer Staffelei ein. Man stellte sich so, daß sie im günstigsten Lichte stand, dann zog der Maler den Vorhang weg.

Die Zuschauer erblickten den Admiral in voller Rüstung und in lebensgroßer Figur, den Kommandostab in der Hand, den Lorbeerkranz um die Stirn geschlungen.

„Warum habt Ihr das gethan, van der Velde?“ sprach de Ruyter, während alle entzückt in dem Anblicke des schönen Bildes schwelgten.

„So standet Ihr in jenem Augenblicke vor meinen Augen, als wir nach viertägigem Kampfe am Bord der „sieben vereinigten Provinzen“ den Siegesgesang anstimmten; entgegnete der Maler rasch. „Ich danke Gott, der es mir vergönnte, diese Züge so den kommenden Geschlechtern zu überliefern.“

„Und war's nicht genug mit meinem Angesicht? Mußtes Ihr es auch noch mit dem Kranz schmücken? Ihr wißt's, ich liebe den Weltprunk nicht; löscht ihn wieder aus.“

„Auf den Blättern dieses Kranzes steht der Ruhm der niederländischen Flotte verzeichnet!“ sprach van der Velde entschieden. „Ich kann ihn nicht entfernen. Nicht wahr, Ihr anmutigen Frauen, nicht wahr, Ihr Herren, der Kranz da muß an seiner Stelle bleiben?“

„Ja, ja, der Kranz bleibt!“ riefen die Anwesenden, und Frau Anna und die Tochter umfaßten den Helden, ihn streichelnd und liebkosend, daß er nichts weiter sagen konnte, sondern sie gutmütig scheltend zur Beschickung des Tisches fortsendete.

Da trat einer der beiden Fremden vor, näherte sich dem Admiral, und sich verneigend sagte er: „Mein Freund ist so sehr mit seinem Bilde beschäftigt, daß er es ganz versäumt, mich Euch vorzustellen, erlaubt mir also, es selbst zu thun. Mein Name ist Jobst van den Vondeel!“

„Wie?“ fiel de Ruyter ein. „Ihr wäret der berühmte Dichter, dessen Lieder und Gesänge von allem Volke gesungen werden? Eure Kunst ist edel und schön! Gebt mir die Hand und seid tausendmal willkommen! Aber ich sollte eigentlich mit Euch schelten, daß Ihr mich so unverdienterweise zum Gegenstande Eurer schönen Gedichte gemacht habt. Ihr ängstigt mich alten Mann, Ihr Herren, ich verdiene das alles nicht.“

„Erlaubt uns, Herr Admiral, hierüber anderer Meinung zu sein. Mein „Niederländisch Freudenfeuer auf der Themse“ ist längst erloschen, wenn die Fackel Eures Ruhmes noch glänzend leuchten wird, und mein „Seelöwe“ ist längst in den ewigen Schlaf gesunken, wenn Euer Name noch das Losungswort der holländischen Flotte sein wird. Wie schwach aber auch die Dichtungen sind, die sich durch Euern Namen die Unsterblichkeit sichern wollen, so bitte ich Euch doch demütigst, sie aus meiner Hand zu empfangen und ihnen einen Platz in Eurer Nähe zu vergönnen.“ Er überreichte dem Admiral einen Pergamentband, mit Goldblech reichlich beschlagen und mit einem Sammetdeckel verziert, darauf der niederländische Löwe mit Goldfäden zierlich eingestickt war.

„Damit ich nun nicht abermals der Unhöflichkeit beschuldigt werde,“ nahm der Maler nach einer Pause das Wort, „so erlaubt Ihr mir, Euch in dem dritten Herrn hier den Sangesmeister Gerhard de Brugt vorzustellen. Die Gabe des Gesanges ist in der Familie dieses Herrn heimisch, und manches Lied seines Freundes Vondeel hat er mit einer schönen Weise ausgestattet.“

Der Admiral sagte dem Sangesmeister einige freundliche Worte, die dieser gebührend erwiderte. Die Frauen brachten eine Erfrischung und kredenzten den Anwesenden die Becher. Man stieß an und war fröhlich. Da tönte plötzlich ein schwellender Akkord durch das Zimmer. Alle blickten auf und sahen Gerhard de Brugt, der, eine Laute im Arme, die Saiten erklingen ließ und mit lautschallender Stimme eine Canzone des „Seelöwen" sang:

Löwe auf der offnen See,
Speie Feuer, Rauch und Flammen,
Da die Felswand bricht zusammen,
Die die Küste Englands schirmt.

Löwe, Du vom Niederland,
Zu der Themse Strom gesendet,
Der den Kampf zum Sieg gewendet,
Der gestritten ritterlich;

Löwe, Du auf Englands Grund,
Schüttle brüllend Deine Mähne,
Zeig' dem Leopard die Zähne,
Daß er fliehe kampfesmüd.

Löwe, wo Du mächtig packst,
Steigen hohe Feuergarben:
Wo an tausend Briten starben,
Sinkt ein Niederländer kaum.

Löwe, Du von Land und Meer,
Glänze nun im Kranz der Ehre,
Du bist Hollands sich're Wehre,
Holland schläft in Deiner Hut.

Der Sang des Meisters hatte alle fröhlich angeregt. Man ging zur Tafel und lachte und scherzte Dazwischen klang die vollkräftige Stimme Vondeels, der

seine Canzonen rezitierte, und die Laute de Brugs, der sie mit seinen Tönen begleitete.

Es schlug zehn Uhr. Der Admiral erhob sich und wünschte seinen Gästen eine geruhsame Nacht. Man drückte sich die Hand und versicherte sich gegenseitig dauernder Freundschaft; der Diakonus wandte sich zu seiner Braut, die verschämt seinen Abschiedskuß duldete und flüsterte ihr zu, daß er morgen bei guter Zeit wieder vorsprechen werde. Adam Geert schritt den Gästen mit einer großen Wachskerze voran und empfahl sich mit vielen Bücklingen an der Hausthür, die er sorgsam verschloß, und deren Schlüssel er seinem Herrn ins Zimmer trug. Dieser hatte sich an den Tisch niedergelassen, seine Frau saß ihm zur Seite. Die Kinder standen hinter den Stühlen der Eltern, und Adam Geert führte die übrige Dienerschaft herein, sie durch Zeichen ermanend, leise aufzutreten.

Der Admiral ergriff die Bibel. Er laß ein Kapitel aus dem Leben Jesu Christi, alsdann sprach er das Gebet und den Segen. Als er geendet, erhob er sich und entließ die Kinder mit einer Umarmung. Dem treuen Diener reichte er die Hand und wünschte den anderen, die sich um ihn herumdrängten, eine ruhige Nacht. Darauf entfernten sich alle, jeder in seine Kammer, und tiefe Stille herrschte in dem Hause, unter dessen Dache der Abgott Alt-Niederlands in Frieden schlummerte.

XLI.

Neue Gärungen.

(1671.)

In dem Rausche des Glücks, das durch die sogenannte Tripel-Allianz den vereinigten niederländischen Provinzen überkommen war, vergaßen sie bald der bittern Vergangenheit; sie gedachten nicht der Zukunft, die ihnen so verderblich werden sollte, und deren Vorboten bereits aus weiter Ferne mit leisem Flügelschlag heranrauschten. In geheimnisvoller Tiefe brauten sich an mehreren Orten die Nebel zusammen, die sich über ein Land verbreiten sollten, dessen Bewohner jetzt noch von dem sonnigen Blau der Gegenwart geblendet, keine Ahnung ihres künftigen Jammers hatten.

England grollte. Ihm war es unmöglich, die erlittene Schmach zu vergessen, und nicht daran zu denken, daß ein Haufen niederländischer Bürger es gewagt hatte, seine festen Schlösser zusammenzuschießen, seine Flotten und seine Werften zu verbrennen. Unter der Maske heuchlerischer Freundschaft spähte es fast ängstlich nach einem Vorfall, der ihm Veranlassung geben sollte, die Fessel, womit es sich gezwungen belastet hatte, zu zerbrechen und mit neuer Erbitterung über den verhaßten Gegner herzufallen.

Frankreich jubelte. Sein stolzer König, der keinen andern Gedanken hatte, als den, seinen Staat zu vergrößern, und sich selbst für den Staat hielt, hatte schon mit Mißgunst auf die Segnungen des Friedens geblickt, und ergriff mit Freuden jede Gelegenheit, um den Funken des Hasses zur Flamme anzublasen. Seine Agenten gingen über den Kanal, und wußten so geschickt zu operieren, daß einzelne Staatsmänner die Versicherung gaben, sie würden Frankreichs Ansichten zu den ihrigen machen, und sich nicht durch einen Vertrag für gebunden halten, den sie nur in dem Moment der dringendsten Not geschlossen hatten. Nachdem in solcher Weise vorgearbeitet war, sandte Ludwig XIV. die intriguante Herzogin von Orleans, Schwester des Königs von England, die den französischen Interessen blind ergeben war, mit geheimen Vollmachten und von einsichtsvollen Räten begleitet, nach London, um das begonnene Werk glorreich zu vollenden. Ein großer Jubel herrschte über diese Reise am Versailler Hofe; man sah im Geiste bereits alle kühnen Entwürfe Frankreichs sich verwirklichen, und keinen französischen Edelmann gab es, der den Intriguen des Königs und seiner Minister nicht das übertriebenste Lob gespendet hätte. Nur der Marschall Turenne denkt zu gerade, um diese krummen Wege zu den seinigen zu machen; er verhehlt selbst dem Könige seinen Unmut nicht und läßt in Gegenwart des holländischen Gesandten, Peter de Groot, absichtlich einige Winke fallen, die diesen stutzig machen und die Absendung einer geheimen Depesche nach dem Haag zur Folge haben.

Schweden war still. Aber diese Stille glich der

Stille des Meeres, unter dessen glattem Spiegel ein Vulkan jeden Augenblick sich zu entladen bereit ist. Es bedurfte nur eines Anlasses, um diese anscheinend tote Masse in Bewegung zu setzen, denn der holländische Vertrag hatte Schwedens Selbständigkeit gelähmt. Sein Handelsstand beklagte sich immer lauter und verlangte von der Vormundschaft Hollands entbunden zu werden. So konnte es nicht fehlen, daß die französischen Emissäre, die mit dem Auftrage nach Stockholm kamen, Schweden für die Interessen Frankreichs zu gewinnen, mit offenen Armen empfangen wurden und ein williges Gehör fanden.

Holland überwacht seine Interessen. Die Warnung seines Gesandten in Frankreich hat den leisen Argwohn zur hellen Flamme angefacht. Einzelne Maßregeln Frankreichs gegen die Niederlande, welche diesen unbequem sind, aber doch nur für zufällige Mißverständnisse gelten, die man auf diplomatischem Wege ausgleichen müsse, gewinnen jetzt Absicht, Bedeutung. Man beschließt im Haag, sofort gegen die Chikanen Frankreichs wirksame Repressalien zu gebrauchen, und die General-Staaten beginnen das Jahr 1671 damit, die Einfuhr der französischen Weine und Manufakturwaren zu verbieten. Um diesem Akte den gehörigen Nachdruck zu geben, wird der Beschluß gefaßt, mit dem Frühlinge eine hinreichend starke Flotte in See zu stellen, deren Ausrüstung sofort begonnen wird. Den Oberbefehl derselben erhält Michael de Ruyter und reist mit den nötigen Vollmachten versehen am 5. Mai von Amsterdam nach Helvoetsluis ab, von einem Stillleben scheidend, das ihn so innig beglückt hatte und seinem einfachen Wesen so sehr zusagte.

Von allen Seiten drängte sich der junge Adel herbei, um die Ehre bittend, sich diesem Zuge anschließen zu dürfen. Seit den glorreichen Junitagen und deren Folgen hatte de Ruyters Ruhm sich über ganz Europa verbreitet, und die Jünglinge der edelsten Geschlechter setzten einen Ruhm darin, unter einem solchen Führer den Seedienst zu lernen. Der König von Dänemark, in dankbarer Erinnerung der wichtigen Dienste, die der holländische Admiral ihm geleistet, erließ ein eigenhändiges Schreiben an ihn, dessen Ueberbringer, der Sohn des dänischen Admirals Adler, dem Führer der Flotte ganz besonders empfohlen wurde. Ihm wurde unter Beigabe eines erfahrenen Offiziers die Leitung einer Kanonenbrigg übertragen; der Sohn des Admirals, Kapitän Engel de Ruyter, empfing das Kommando des Dreimasters „Stadt und Land“.

Diese Flotte kreuzte während des ganzen Sommers in offener See, teils um die Küsten von England und Frankreich zu beobachten, teils um die Handelsschiffe vor öffentlichen und versteckten Kapern zu schirmen, und jeden Augenblick bereit, sich zum offenen Kampf zu stellen, ohne selbst den Anlaß zum Beginn der Feindseligkeiten zu geben.

Da fliegt der Funken auf, der einen ungeheuern Brand entzünden soll; der erste Schuß fällt, dessen Nachhall sich durch die kommenden Jahre verbreitet.

Eine englische Königsyacht „Merlin“, welche die Gattin des englischen Gesandten im Haag, Ritter Temple, am Bord hat, kommt anfangs August mit der königlichen Standarte am Topp in den Bereich einer Abteilung der holländischen Flotte. Infolge des in dem Traktat

zwischen beiden Ländern enthaltenen Artikels über Englands Souveränetät zur See, begrüßt der Kommandeur des Geschwaders, Vizeadmiral van Gent, die königliche Standarte mit neun Ehrenschüssen. Da aber Herr van Gent nicht zugleich die Flagge streicht, eine Ehrenbezeugung, die man englischerseits fordert, erwidert die Königsyacht den Ehrengruß nicht, sondern sendet dem Admiralschiffe einige scharfe Schüsse in seine Takelung und sein Plankenwerk. Das Admiralschiff liegt zu weit ab nach See, um gegen die leicht dahinfliegende Yacht aufzukreuzen und die ihm angethane Schmach augenblicklich zu rächen, aber von allen Seiten werden Reklamationen erhoben, und Holland besteht dringend auf Genugthuung. Der König von England verweigert diese; er erklärt, daß er in seinem vollen Rechte sei, ihm gebühre die Souveränetät der Meere, und die ganze Nation stimmt ihm bei.

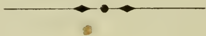
Nach diesen Vorgängen beraten die Herren Staaten von Holland ernstlich, was zu thun sei; sie fassen den einen einmütigen Beschluß, der sogleich an den Befehlshaber ihrer Flotte zur Nachachtung abgesendet wird, und infolgedessen macht de Ruyter seinen Untergebenen durch einen Tagesbefehl folgendes bekannt:

„Für den Fall, daß irgend ein holländisches Kriegsschiff bei einem englischen Orlogsmann vorübersegele, soll es demselben den Ehrengruß nicht weigern, und ist die königliche Standarte mit dreizehn, die Oberadmiralsflagge mit elf, die Vizeadmiralsflagge mit neun, die Kontreadmiralsflagge mit sieben, und die Kapitänsflagge mit fünf Schüssen zu begrüßen; sonst aber solle sich kein holländisches Schiff zu einem anderweitigen

demütigenden Gruße durch Streichung eines Segels oder einer Flagge jemals mehr verstehen."

Als um diese Zeit der König von Frankreich in das Lager von Dünkirchen zog, wurde die allgemeinste Aufmerksamkeit rege, und die schärfste Wachsamkeit empfohlen. Da er indessen sich wieder entfernte, ohne etwas entscheidendes unternommen zu haben, erhielt die Flotte, unter Erwägung der vorgerückten Jahreszeit, Befehl, nach Hause zurückzukehren, welches unter den heftigsten Stürmen, die Stadt und Land zerstörten, und einen großen Teil der fruchtbaren Niederung unter Wasser setzten, nur mit großen Anstrengungen ins Werk gesetzt wurde.

So waren nun die Kämpfer aus dem Felde zurückgezogen, aber die Intrigue dauerte insgeheim fort und bereitete das große Trauerspiel vor, dessen Zeuge die nächstkommende Zeit sein sollte.



XLII.

Das Trauerspiel von 1672.

In acht Abteilungen.

1. Windsor.

In dem Audienzsaal des Windsor-Schlosses erschien ein Mann von reifern Jahren mit gefurchter Stirn. Ernste Sorge beugte sein Haupt und im Nachsinnen verloren, merkte er wenig auf das Flüstern der Pagen, die ihre Glossen über ihn machten; denn die Prachtgewänder der jungen Edelleute stachen grell gegen das einfache schwarze Wams des Fremden ab, und mancher Ruf des Erstaunens wurde laut.

„Wer wäre es, sagt Ihr?“ flüsterte einer.

„Ein holländischer Herr, der geradeswegs von seinem Schiffe hierher gekommen ist und Se. Gnaden den Herzog von Buckingham schon zweimal angegangen ist, ihn bei Sr. Majestät zu melden.“

„Und der hat es vermutlich nicht gewollt?“

„Behüte! Der Herr Herzog darf sich zwar vieles herausnehmen, aber Sr. Majestät einen Mann in solchem Aufzuge vorzuführen! Es wäre ja entsetzlich.“

„Mehr als das. Ich geriete außer mir vor Angst, wenn ich nur denken müßte, ich könnte in meinem

Leben einstmals in die Lage versetzt werden, mich so kostümiert dem Könige zu zeigen."

„Ja, wir! Aber so ein Niederländer! Pah!"

Der Fremde, dem diese und andere Stichelreden galten, die im Saal halblaut geflüstert wurden, gab sich zuerst den Anschein, als höre er sie nicht, endlich aber drang ihm das Blut zu Herzen, die Glut des Zornes stieg ihm ins Gesicht, und er fragte, den jungen Edelleuten einen Schritt entgegen tretend: „Was beliebt, Ihr Herren?"

Diese aber wichen, ohne ein Wort zu erwidern, scheu vor dem Manne zurück, der die geheiligte Ruhe des Palastes zu stören wagte.

Da trat von der Seite der königlichen Gemächer her der jugendlich schöne und intriguante Charles Villiers, Herzog von Buckingham, in den Saal, um sich nach der äußeren Gallerie zu begeben. Der Niederländer trat ihm in den Weg.

„Bin ich jetzt Sr. Majestät gemeldet worden, Herr Herzog?"

„Es hat noch nicht geschehen können, Herr de Vrient," entgegnete der Herzog leichthin.

„Wie? Ihr habt mich garnicht gemeldet?"

„Ich durfte es nicht. Se. Majestät sind allzusehr beschäftigt heute. . . . Erlaubt!"

„Kehrt um, Herr Herzog, und beeilt Euch, Sr. Majestät mein Anliegen vorzutragen. Ich habe triftigere Gründe zur Eile, als Ihr denken mögt."

„O, ganz und gar nicht, Herr Gesandter! Man ist auf den ersten Blick von der Wichtigkeit Eurer Sendung überzeugt."

„Wie meint Ihr das?"

„Euer ganzer Zustand ist davon der lebendigste Beweis."

„Mein Zustand? Was meint Ihr damit?"

„Weil Euer Edelmögenden es nicht der Mühe für wert gehalten haben, sich vor Ihrem Eintritt in das Schloß von den lästigen Reisekleidern zu befreien."

„Mylord," spach Herr de Vrient erregt. „Wo es sich um das Wohl zweier Völker handelt, sieht man leicht über solchen Tand hinweg. Wir Holländer gehen geradezu, und kümmern uns wenig um gestickte Kleider und geleckte Frisuren."

„Doch ist es weise," entgegnete Buckingham verletzt, — „Ihr verzeiht, daß ich es wage, einem so gewiegten Diplomaten diese Bemerkung zu machen, — es ist weise, sage ich, sich nach der Sitte des Landes zu richten, wo man lebt; doppelt weise, wenn man, wie sich begreift, als Bittender erscheint . . ."

„Herr Herzog!" fuhr der Gesandte auf. „Ich habe wenig Lust, die Modegeckerei, die man in Windsor dem Hofe von Versailles nachäfft, mitzumachen. Ich bin kein bettelnder Supplikant, sondern der Abgeordnete eines freien Volkes, der mit den wichtigsten Aufträgen hierher gesendet worden ist, um mit dem Könige von England zu unterhandeln. Ich ermahne Euch nochmals, mich ungesäumt zu melden, und wälze die Verantwortung, wenn durch Eure Zögerung Unheil entsteht, feierlich auf Euer Haupt."

„Ich will mich bemühen, diese schwere Last mit Gleichmut zu tragen! „antwortete der Herzog mit

unterdrücktem Lachen, und wandte sich an einen Kammerherrn der Königin, der soeben in den Saal trat.

„Was steht zu Diensten. Lord Corway?“

„Ihre Majestät die Königin empfiehlt sich Sr. Majestät und läßt durch mich um eine möglichst baldige Audienz nachsuchen.“

Der Herzog von Buckingham ging nach den Zimmern des Königs, kehrte aber rasch zurück und sagte ziemlich frostig zu dem Kammerherrn: „Se. Majestät bedauern unendlich, aber dringende Geschäfte machen es ihm unmöglich, die Königin jetzt zu empfangen. Sobald es irgend thunlich ist, wird der König selbst seiner Gemahlin aufwarten. — Ihr begreift, Herr Abgesandter, daß der König sehr dringend beschäftigt sein muß, da er sich nicht einmal von seiner eigenen Gemahlin sprechen läßt.“

„Die arme Katharine von Portugal!“ entgegnete de Vrient bitter. „Sie ist in denselben Fehler verfallen, wie der Gesandte der Niederlande.“

„Welch ein Fehler ist das, wenn ich bitten darf?“

„Sie hat es nicht verstanden, sich die Protektion des Herzogs-Günstling zu erwerben.“

Der Herzog von Buckingham biß sich in die Lippen und antwortete verletzend. Der Gesandte entgegnete in derselben Weise. Die Gemüter waren lebhaft erregt und ein heftiger Ausbruch war zu befürchten. Da trat eine junge Dame in den Saal, voll Anmut und Liebreiz wie ein lichter Maienmorgen. Sie schwebte mit einem leichten Gruße an dem Niederländer vorüber und sagte zu dem Herzoge: „Führen Sie mich sogleich zu seiner Majestät!“

„Mit dem größten Vergnügen!“ rief dieser. Als er aber dem blitzenden Auge des Gesandten begegnete, setzte er zögernd hinzu: „— — würde ich den Befehl des reizenden Fräuleins von Ceroual vollziehen, aber Se. Majestät haben bereits den Besuch der Königin abgelehnt, und in Anbetracht der Geschäfte — —, auch dieser Herr wartet schon längere Zeit vergebens.“

„Geschäfte?“ entgegnete Mademoiselle de Ceroual. „Wissen Sie, Herr Herzog, daß der König seit Monaten nicht so wichtige Dinge verhandelt hat, als ich ihm jetzt mitteilen werde?“

„In der That? Nun, wenn das ist, so bitte ich um Ihren Arm, schöne Lady.“

„Seit wann ist es an diesem Hofe Sitte,“ rief der Gesandte, jede Mäßigung vergessend, „daß vor dem Botschafter einer auswärtigen Macht, und vor der Königin des Landes selbst, die Mätressen den Vorzug haben?“

„Das bricht ihm den Hals!“ sprach der Herzog lachend vor sich hin.

Mademoiselle de Ceroual erbleichte und lehnte sich zitternd auf den Arm des Herzogs, dann deckte eine flammende Röte ihr Gesicht und Thränen stürzten aus ihren Augen: „Diese Beleidigung . . . Herzog! Führen Sie mich ins Freie! Ich kann so nicht vor Sr. Majestät erscheinen.“ — Sie ging einige Schritte, dann stand sie plötzlich still und wandte sich zu dem Gesandten; sie betrachtete ihn einen Augenblick lang schweigend, und rief dann im glühenden Zorne: „Sie mein Herr, suchen um eine Audienz bei dem Könige nach? Sie werden sie erhalten. Ich werde sie Ihnen verschaffen.“

Die Dame entfernte sich mit einem Blick des tötlichsten Hasses auf den Gesandten; dieser blieb in dem Audienzsaal allein zurück.

Karl II. war mit seiner Schwester, der Herzogin von Orleans, in lebhaftem Gespräch begriffen.

„Sie sollen sich beugen, diese stolzen Krämer!“ rief der König zornig. „Ich will sie so geschmeidig machen, daß sie sich wie Gewürm zu meinen Füßen krümmen sollen.“

„Das ist auch die Ansicht unseres Königlichen Bruders von Frankreich,“ entgegnete die Herzogin. „Bleibe nur fest bei Deinem Entschlusse und wir erhalten völlige Genugthuung. Unsere Minister haben die Verträge bereits entworfen, und in den nächsten Tagen sind sie zur Unterschrift reif. Dann greift Ihr an, zu Lande wie zu Wasser, und binnen Monatsfrist sind diese Provinzen nicht mehr!“

„Sie haben's verdient! Verdient durch ihren Hochmut, ihre Spottsucht!“

„Dreifach! Zehnfach!“

„Sonst muß man gerecht sein. Es ist ein tüchtiges Volk; brave Soldaten und Matrosen, unternehmende Kaufleute. Hätten sie nicht Englands Souveränetät zur See verhöhnt, die ich nun einmal nicht fahren lasse, des Friedens Bündnis hätte noch lange bestehen mögen. England könnte noch manches in Handel und Gewerbe von diesen Holländern lernen.“

Die Herzogin von Orleans, die Schwächen ihres Bruders kennend, entgegnete rasch: „Gewiß! Und

außerdem noch in der Malerei, in der Poesie und andern schönen Künsten, worin sie in der letzten Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht haben."

„Still!" rief der König, mit dem Fuße stampfend, und die Zornesader schwoll auf seiner Stirn. „Da schickt mir Georg Downing ein ganzes Buch, das ein holländischer Priester geschrieben hat, „Belgische Gloria" genannt, voll Spott und Satire auf unser Inselreich! Und auf den Rathäusern zu Amsterdam, zu Dortrecht und wo sonst noch haben sie Bildwerke aufgehängt, die uns zur höchsten Schmach gereichen. Downing beschreibt sie ausführlich und meldet, daß er darauf angetragen habe, sie herunter zu nehmen und zu vernichten."

„Das muß ich loben, und wenn sie dies Gesuch einem so mächtigen Freunde abschlagen, dürfen sie sich nicht wundern, wenn er sich in einen Feind verwandelt," entgegnete die Herzogin. „Vielleicht gelingt es, wenn nicht die Gesänge Vondeel's, welche man in Holland auf allen Straßen singt, seine Rede übertäuben."

„Dieser Vondeel! Er hat ein Spottlied auf mich gedichtet, und die Seilerjungen und Matrosen singen es von Vlissingen bis zum Texel auf allen Werften. Hätte ich diesen Patron an meinem Hofe, ich wollte ihm für seinen „Niederländischen Seelöwen" einen Lorbeer-Kranz auf die Stirn drücken, dessen Gewicht er sein Leben lang fühlen sollte."

„Es wirkt!" sprach die Herzogin vor sich hin und blickte triumphierend auf den König, der finster grollend auf und ab schritt. Da stürzte Mademoiselle de Ceroual weinend in das Gemach und warf sich zu den Füßen des Königs nieder. „Gerechtigkeit, Ew. Majestät!"

Der König war bemüht, die Dame aufzuheben: „Stehen Sie auf, Mademoiselle! — Stehen Sie auf! Ich bitte!“

„Nicht eher, Sire, als bis Sie mir Genugthuung für die schändlichste Beleidigung gewährt haben.“

„Ich verspreche sie Ihnen, Mademoiselle. Wer hat sich gegen Sie vergangen? Stehen sie doch nur auf.“

Mademoiselle de Ceroual erhob sich: „Ich habe das Unterpfand Ihres Königlichen Wortes und die Frau Herzogin von Orleans zum Zeugen.“

„Und wer hat es gewagt, Sie zu beleidigen?“ fragte der König.

„Wer anders, als der niederländische Gesandte!“

„Unmöglich! Wie konnte er?“

„Nur zu viele waren Zeugen meiner Schmach.“

„Und wo geschah das Unglaubliche?“

„Im Audienzsaal, in Gegenwart des Herzogs von Buckingham, hat jener Bauer es gewagt, mich so frech zu beleidigen . . .“ Ein Strom von Thränen unterbrach die schöne Bittende.

Die Herzogin, welche dem Auftritt lächelnd zugesehen hatte, sagte mit leisem Spott: „Man muß gestehen, diese Holländer eilen ihrem Untergange unaufhaltsam entgegen. — Darf man fragen, wodurch der Gesandte sich das Mißfallen dieser Dame in einem so hohen Grade zugezogen hat?“

„Soll ich meine eigene Schmach verkünden?“ entgegnete Mademoiselle de Ceroual errötend. Sie überreichte dem Könige ein zusammengefaltetes Blatt und

trat einen Schritt zurück. Der König las. „Ha! Ist das wahr?"

„Ich berufe mich auf das Zeugnis des Herzogs von Buckingham."

„Und das geschieht ungestraft? — Charles! — Ungestraft in dem königlichen Palaste von Windsor? — Charles Villiers!"

„Hast Du das gehört, Charles?" fragte der König, ihm den Zettel reichend.

„Wort für Wort, Ew. Majestät," antwortete Buckingham. „Und ich würde dem Frevler meinen Degen in den Leib gerannt haben, wenn ich nicht Scheu vor dem geheiligten Charakter des Gesandten getragen hätte."

„Sie sollen gerächt werden, Mademoiselle! — Beruhigen Sie sich! — Mein Gott, wie aufgeregt Sie sind! Sie müssen sich fassen! Kommen Sie!" Und nur mit der Dame beschäftigt, führte der König sie in ein anstoßendes Kabinet.

Dieser Holländer wird sich eine große Lehre von Windsor-Schloß mitnehmen," sagte die Herzogin im Fortgehen.

„Und welche, wenn es Ew. Königlichen Hoheit beliebt?" fragte Buckingham ihr folgend.

„Daß es unter allen Umständen gefährlich ist, von der Geliebten eines Königs die Wahrheit zu sagen."

Mynheer de Vrient hatte unterdessen den Audienzsaal nicht verlassen; er wandte sich an mehrere Personen von Einfluß, ihm ungesäumt eine Audienz bei dem Könige zu verschaffen, aber niemand wollte sich damit

befassen, da man wußte, daß der gefeierte Günstling selbst diese Mission abgelehnt habe. Die Pagen bemühten sich, jedem eintretenden die Indiskretion des holländischen Herrn mitzuteilen, und allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der versammelten Hofleute. Man zog sich aus der Nähe des Beleidigers Königlicher Majestät zurück, und warf nur aus der Ferne scheue Blicke auf ihn; Herr de Vrient stand allein, fest entschlossen, nicht zu weichen, und die Stunde der allgemeinen Audienz abzuwarten, da er keine besondere erhalten konnte.

Da öffnete sich die Thür, die zu den königlichen Zimmern führte, und der König erschien. Ihm folgten seine Schwester, sein Günstling und Mademoiselle de Ceroual.

„Willkommen, meine Herren," begrüßte Karl II. die Anwesenden. „Es freut mich, Sie so zahlreich versammelt zu finden. Guten Morgen, Herr Botschafter von Frankreich! Was haben Sie für Nachrichten vom Hofe zu Versailles, und wie nimmt Unser Königlicher Bruder von Frankreich es auf, daß Unsere Schwester noch immer am Hofe von Windsor weilt?"

„Ihre Königliche Hoheit, Madame, sind die unumschränkte Gebieterin Höchstdero Willens," entgegnete der Botschafter mit einer tiefen Verbeugung. Wenn der Schmerz, eine so geistvolle, reizende Prinzessin fern von Frankreich zu wissen, sich mit Recht der Gemüter bemächtigt hat, so tröstet die Entbehrenden der Gedanke, daß ihr Aufenthalt in England unter den obwaltenden Umständen eine feste Bürgschaft für die Dauer des guten Einvernehmens beider Nationen ist."

Der König ging weiter. Er begrüßte die Gesandten von Schweden, Dänemark und Deutschland, unterhielt sich mit dem Herzoge von York, mit dem Lord Ober-Kammerherrn und nahm mit gewinnendem Lächeln die Bittschriften an, die ihm dargereicht wurden.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!“ sprach der König nach einer Stunde und winkte den Anwesenden huldvoll Entlassung. „Die heutige Audienz ist beendet.“

„Noch nicht, Ew. Majestät!“ entgegnete der holländische Gesandte, rasch vortretend.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte der König fremd.

„Mein Name ist Jakob de Vrient, ich bin außerordentlicher Gesandter Ihro Hochmögenden, der Herren General-Staaten, und erscheine an diesem Hofe mit wichtigen Depeschen. Daß ich diese noch nicht habe abgeben können, ist nur die Schuld der Diener, die Ew. Majestät umgeben und mir beharrlich den Zutritt weigerten.“

„Meine Diener, wie Ihr sie nennt, sind genau von meinem Willen unterrichtet und befolgen ihn pünktlich!“ entgegnete der König rasch. „Euer Kreditiv?“

Herr de Vrient reichte es dem Könige dar.

„Schon gut! Ich werde diese Papiere prüfen, bei gelegener Muße! Verweilt so lange an Unserm Hofe in Ruhe, Herr de — — verzeiht! — — diese holländischen Namen sind sehr schwer zu behalten! Wie heißt Ihr?“

„Jakob de Vrient, Ew. Majestät!“

„Recht! Sagt mir doch, Herr Abgesandter, es sind wohl mehrere Eures Namens hier? Ein Herr de Vrient

hat sich eine Beleidigung gegen eine Dame meines Hofes zu schulden kommen lassen, die ich nicht ungeahndet dulden werde."

„Erlaubt mir, gnädigster Herr!"

„Ich erlasse Euch diese Erklärung, Herr Abgesandter. Wenn Ihr aber Eurem Namensvetter begegnet, so sagt ihm, daß jene Dame, die er so auffallend beleidigte, seit einer Stunde von Unserm Hof verschwunden ist." Mit diesen Worten wandte sich der König an Mademoiselle de Ceroual.

Eine Bewegung entstand unter den Anwesenden, die mit dem Vorfall bekannt, sich des Königs Worte nicht erklären konnten. Dieser weidete sich einen Augenblick an der allgemeinen Verlegenheit, dann fuhr er fort: „Auf den Wunsch meiner Schwester, der Frau Herzogin von Orleans, Königliche Hoheit, sowie aus persönlicher Geneigtheit, haben Wir dieser Dame, Mademoiselle Adelaide de Ceroual, den Rang einer Herzogin von Portsmouth verliehen und sie mit der gleichnamigen Grafschaft belehnt. Dieser Name wird ihren Tugenden und ihrer Anmut keinen neuen Reiz verleihen, aber er wird ihr ein Beweis sein, daß Wir sie vor Brutalität sicher zu stellen wissen und es für eine Ehre erachten, sie für immer mit Unserm Königlichen Hause verbunden zu haben."

„Ew. Majestät, diese Gnade!" rief das Fräulein von Ceroual und sank dem Könige zu Füßen.

„Im Grunde genommen, verdankt sie dieselbe doch nur dem holländischen Gesandten!" flüsterte die Herzogin von Orleans dem Herzoge von Buckingham zu.

„England ist stolz auf eine solche Peeresse!“ entgegnete ihr rasch der Herzog. „Ew. Königliche Hoheit haben sich in Versailles gebildet.“

Der König weidete sich einen Augenblick an der vor ihm knieenden schönen Gestalt, dann sie rasch aufhebend, drückte er einen Kuß auf ihre Stirn. „Stehen Sie auf, Frau Herzogin; Sie werden fortan den Platz einnehmen, der Ihnen gebührt. Die Audienz ist vorbei! Gehen Sie zu Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Herzogin von Orleans!“

„Geruhen Ew. Majestät mir eine Antwort zu erteilen!“ rief der niederländische Gesandte.

„Nicht jetzt! Später! Ich werde Ihnen den Tag ankündigen lassen, wann ich Sie sprechen kann.“

Der König entfernte sich mit den Damen. Buckingham kehrte zurück und trat zu de Vrient: „Man erteilt Ihnen den Rat, ein Beschleunigungs-Gesuch bei Ihro Gnaden, der Frau Herzogin von Portsmouth einzureichen; sie wird sich erinnern, was sie Ihnen schuldig geworden ist und vielleicht dankbar sein.“ Er entfernte sich lachend.

Der Ober-Ceremonienmeister trat in die Mitte des Saales: „Seine Majestät haben sich entfernt; die Audienz ist beendet.

Nach allen Seiten hin stob der bunte Höflingsschwarm auseinander. Jakob de Vrient ging schweren Schrittes durch die Hallen des Schlosses; er fühlte es — der Frieden war seinem Vaterlande verloren.

---

2. Versailles.

In der Behausung des niederländischen Gesandten zu Versailles, Mynheer Peter de Groot, war am Morgen des 3. März eine lebhafte Bewegung. Ein Sekretär des Gesandten war soeben von einer Sendung aus dem Haag zurückgekehrt: „Wie ich Euch sage, edler Herr! Der Antrag ist einmütig bei den General=Staaten durchgegangen, Sr. Hoheit dem Prinzen von Oranien die Würde eines General=Kapitäns anzubieten."

„Also doch! — Gebe Gott, zum Glück des Landes! Was habt Ihr mir sonst zu melden?"

„Ich bringe Euch diese Depeschen. Man scheint es im Grafenhaag zu fühlen, daß an eine friedliche Ausgleichung nicht mehr zu denken ist, und rüstet sich deshalb, soviel nur immer möglich. Wenn man Frankreich wenigstens zur Neutralität zu bewegen vermöchte, so wäre doch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden, und man bittet Euch, allen Euern Einfluß anzuwenden, um ein solches Resultat für uns herbeizuführen."

„An meiner Bereitwilligkeit soll es nicht fehlen," entgegnete Peter de Groot. „Aber ich habe wenig Hoffnung, denn ich schwimme allein, mit zu geringen Kräften, gegen einen breiten, reißenden Strom. So wird denn Krieg das unvermeidliche Los sein. Was hat man für einen solchen Fall neuerdings daheim beschlossen?"

„Es sind alle Vorkehrungen getroffen, um die Armee zu vergrößern. Ihr wißt, Frankreich droht mit einer Truppenmacht von mehr als 100000 Mann, und Ludwig XIV. wird sich selbst an ihre Spitze stellen. Die geistlichen Herren von Köln und Münster rüsten

sich mit Macht; unsere Kräfte reichen kaum aus, die Grenzen notdürftig zu besetzen."

„Aber die Hilfe, die Hilfe!"

„Wir werden sie bei uns allein suchen müssen, edler Herr! Wenn auch der deutsche Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg uns ihren Beistand zugesagt haben, so wissen wir doch, daß Frankreich seine Unterhändler bereits in Wien hat, die mit großem Glücke gegen uns handeln. Alle Geldmittel, die wir besitzen, sind zur Verfügung gestellt, und Herr de Ruyter hat den Auftrag erhalten, für die Ausrüstung der Flotte zu sorgen."

„Möge das Glück ihm, wie bisher, hold bleiben, und möge der edle Geist, der die Männer Alt-Niederlands stets zur Stunde der Gefahr beseelte, auch ferner mit uns sein. Geht jetzt und ruht von Eurer Reise aus; meinem Diener sagt, daß er alles bereit halte, damit ich in einer Stunde bei dem Lever des Königs erscheinen kann."

Als der Gesandte seinen Sekretär entlassen hatte, begann er sich mit dem Inhalt der empfangenen Depeschen vertraut zu machen.

In dem prachtvollen Saale des Versailler Schlosses, wo Ludwig der Vierzehnte seine Levers hielt, waren eine Menge Personen versammelt. Die zierlich geputzten Herren standen in verschiedenen Gruppen umher, und unterhielten sich, bald leiser, bald lauter, über die neuesten wichtigen und unwichtigen Hofbegebenheiten. Man pries die prachtvollen Bälle des verschwenderischen

Herzogs von Richelieu und bespöttelte die bettelhaften Soireen des geizigen Grafen von Montfaucon.

Der Kammerdiener des Königs ging so eben durch den Saal, vornehm-nachlässig nach allen Seiten hin grüßend. Der Marschall des Reiches, Herr von Aubigny, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter, und fragte leise: „Mon cher Marcel, werden wir bald die hohe Gnade haben, das huldvolle Angesicht Sr. königlichen Majestät zu erblicken?“

Der Kammerdiener zog sich zurück, und sagte im Weitergehen mit lauter Stimme: „Se. königlichen Majestät haben soeben geruht, sich zu erheben, und unterhalten sich mit Sr. königlichen Hoheit, Monsieur!“

„Bête!“ brummte der Marschall in den Bart, und ein Kämmerling flüsterte seinem Gefährten zu: „Nun haben wir es doch deutlich gesehen, daß der Marschall in Ungnade gefallen ist, da Herr Marcel sich nicht zu seinem Vertrauten hergeben will; ich lasse ihn auch fallen.“

„Ich auch! Ich auch!“ entgegnete lebhaft der Gefährte.

Da vernahm man plötzlich, mitten durch das Geflüster und Gewisper der Höflinge einen halbunterdrückten Fluch und eine Degenscheide fiel klirrend auf den marmornen Fußboden. Alle fuhren erschrocken zusammen, und blickten voll ängstlicher Neugier auf einen hochgewachsenen Mann mit gebräuntem Antlitz, der die Uniform der französischen Seeleute trug. Seine Nachbarn wichen scheu von ihm zurück, und machten einer hohen Kriegergestalt Platz, die sich dem Seemann zutraulich näherte.

„Euch plagt die Ungeduld, Graf d'Estrées," sagte der Offizier freundlich. „Am Hofe zu Versailles müßt Ihr Euch von dieser Krankheit zu befreien suchen."

„Hier ist kein Ankerplatz für einen Seemann," entgegnete der Admiral. „Drei Tage nach einander komme ich hierher, um den Befehl zu empfangen, mich an Bord meiner Flotte zu begeben, und jedes mal muß ich unverrichteter Sache wieder fort gehen. Ich glaube, Herr von Turenne, daß keiner von diesen gallonierten Nichtsthuern nötig hat, länger zu warten, als ich! Verdammt!"

„Mein lieber Admiral," entgegnete der Feldmarschall, „ich erscheine nun schon fünf Tage hinter einander, ohne erfahren zu können, wie man das Schlafgemach in dem Lagerzelt des Königs tapezieren lassen soll. Nur Geduld, Graf; wir warten ruhig auf die Bestimmung der Tapeten und des Segeltages, aber wir schlagen die Schlachten nach eigenem Plan und gewinnen sie."

Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf den niederländischen Gesandten, der eben eingetreten war. Einige junge Herren, die sich demselben ganz nahe befanden, hatten heimlich Blicke mit einander gewechselt, und sprachen nun unbefangen weiter.

„Ihr habt also diese Medaille noch gar nicht gesehen, Vicomte? Da schaut her! Ein breites, trübes Moor, von Nebeln bedeckt und mit Gräben durchschnitten. Darüber die Sonne, mit der Umschrift: Evexi, sed discutiam."

„Das verstehe ich nicht,“ entgegnete der Vicomte, „seid so gut und erklärt es mir; Ihr seid ein Gelehrter.“

„Mit Vergnügen! Die Sonne ist Frankreich, den Sumpf da kennt jedermann, der Spruch oben bedeutet: „Ich ziehe diese Nebel an und zerstreue sie nach allen Winden!“ „Versteht Ihr? So!“ Er blies über die Hand, und zeigte, wie zufällig, mit lachendem Gesichte nach dem holländischen Gesandten hinüber.

„Sehr gut! Sehr gut!“ sprach der Vicomte und bewegte die Hände, als wolle er applaudieren. „Aber diese zweite Münze, Chevalier?“

„Das ist, wie Ihr bemerkt, die See, darüber blinkt am wolkenfreien Himmel der Mond; dieser Mond aber ist England, unser Verbündeter, und der Spruch lautet: Mihi soli obtemperat aequor, das ist zu übersetzen: Mir allein gehört das Meer.“

„Bravo! Bravo!“ rief der Vicomte und schlug sich auf den Mund, um sich selbst für seine laute Dreistigkeit an einem so erhabenen Orte zu bestrafen.

„Sehr gut erklärt, Herr Chevalier, sehr gut erklärt!“ sprach der holländische Gesandte, den Aerger mühsam bezwingend. „Wollt Ihr uns nicht auch mit der dritten Münze bekannt machen?“

„Dritte Münze?“ entgegnete der Chevalier vornehm. „Es giebt deren nur zwei.“

„Eine dritte?“ wiederholte der Vicomte. „Giebt es in der That dergleichen eine, und könnt Ihr mir ein Exemplar davon verschaffen? Ich würde ihren Wert

gern dreifach bezahlen. Bitte, werter Herr, wie sieht sie aus? Was stellt sie vor?"

„Ihr seht darauf eine Heerde Schafe beim Gewitterregen, die nicht weiß, wohin und woher; darüber schwebt eine tüchtige Hetzpeitsche, und der Spruch lautet auf gut holländisch: „Packt Euch zum Teufel!"

„Mein Herr!" riefen der Chevalier und der Vicomte wie aus einem Munde.

„Was beliebt?" fragte der Gesandte barsch.

Die goldenen Flügelthüren des Saales öffneten sich, der Major-Domus des Palastes trat ein und rief mit lauter Stimme: „Seine Majestät der König!" Eine Totenstille herrschte rings umher.

Der König trat, umgeben von den Prinzen des Hauses, mit dem großen Cortège in den Saal. Sein blitzendes Auge flog überall umher und haftete auf dem Marschall Turenne. Dieser trat auf einen gnädigen Wink des Gebieters näher.

„Wir haben Uns entschieden", sprach der König, blaßrot ist eine schöne, dem Auge wohlthuende Farbe."

„Morgen Abend erscheinen alle Damen in blaßroten Kleidern," wispelte ein Marquis seinem Nachbar ins Ohr.

„Euer Majestät Befehle sollen pünktlich erfüllt werden", entgegnete der Marschall. „Darf ich mir auch die weiteren Verhaltungsbefehle erbitten? Mein Abgang zur Armee ist dringend . . ."

„St! Mein lieber Marschall, unterbrach ihn der König rasch, „wir kennen noch dringenderes."

Herr von Turenne trat schweigend zurück.

„Ah!“ begann der König nach einer Pause. „Da ist ja auch unser Admiral. Und abermals voller Ungeduld. Ich sehe schon, Graf, Ihr brennt vor Begier, Euer Schiff zu besteigen, und den Hafen von Versailles zu verlassen.“

„In der That, gnädigster König,“ entgegnete der Seemann etwas derbe. „Es ist unverantwortlich von einem Schiffsführer, sich den günstigen Wind über den Kopf weg wehen zu lassen, ohne den Anker zu lichten und ein Segel zu hissen. Bitte deshalb, daß Euer Majestät mir Befehl erteile, zur Flotte abzugehen, denn hier halte ich es, hol mich der Teufel, nicht mehr aus.“

„Das ist eine Sprache, wie sie zu Versailles noch nicht gehört worden ist,“ sprach der König lachend. „Ich bin neugierig, was unsere Damen dazu sagen werden. Der Herr Admiral wird also zunächst in der morgenden Soiree zu erscheinen haben, um uns mit einem ähnlichen Gespräch zu unterhalten. Recht pikant, in der That.“

Ein Kavalier des Palastes kniete vor dem Könige nieder und reichte ihm auf goldener Schüssel ein süßduftendes Billet: „Madame de Montespan empfiehlt sich Eurer Königlichen Majestät, und fleht um die Gnade, heute ihr Zimmer nicht verlassen zu dürfen. Sie leidet an einer furchtbaren Migräne und der Arzt hat die unbedingteste Ruhe empfohlen.“

Der König runzelte die Stirn: „Madame ist seit einiger Zeit immer krank, wenn ich sie zu mir entbieten lasse. Man trage dies Billet zurück und melde es ihr, daß ich sie heute Mittag zur Spazierfahrt im Park und abends zur Spielpartie erwarte.“

Der Kavalier der Dame entfernte sich zitternd, die Höflinge wichen scheu zurück und es ward Raum für Herrn Peter de Groot, der sich mit einer tiefen Verbeugung näherte.

„Was steht zu Diensten, Herr Gesandter?“ fragte der König.

„Mögen mir Eure Majestät verzeihen, wenn ich — vielleicht gegen die Etikette Ihres glänzenden Hofes verstoßend — mich Ihnen in den Weg dränge, Sire! Ich bin der Abgesandte eines Volkes von Bürgern.“

„Bitte, Herr de Groot! So heißt Ihr doch? Wir bedürfen dieser Erinnerung an Euer souveränes Volk nicht. Ihr gehört doch zu dem Ritterstande von, von — —“

„Von der Brabanter Elle!“ brummte der Prinz von Condé vor sich hin.

„Es diene zur Nachricht,“ entgegnete Peter de Groot, sich zu dem Prinzen wendend, „daß die Niederländer mit ihrer Brabanter Elle jedem sein gehöriges Teil zumessen, und mit solcher Ausdauer, daß schon Monarchieen davor erzitterten.“

„Das ist sehr schön, mein Herr Gesandter!“ sagte der König zürnend. „Man hört es, daß Ihr ein berühmtes Buch über Krieg und Frieden geschrieben habt.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden; das von Ihnen erwähnte Buch schrieb mein Vater, Hugo Grotius!“

„So, so! — Nun, Herr de Groot, was habt Ihr mir zu sagen?“

„Heute früh habe ich Depeschen aus dem Haag empfangen, deren Inhalt so wichtig ist, daß ich Euer

Majestät dringend bitten muß, mir sobald als möglich eine Privataudienz zu gewähren."

„Ich werde daran denken."

„Ich erbitte es mir als eine Gnade, daß es noch in dieser Stunde geschehe. Ahmen Ew. Majestät Ihrem Königlichen Vater nach, der sich meinem Vater bei seinem Erscheinen in Frankreich so gnädig bewies — —"

„Das war nach seiner Flucht aus dem Kerker von Löwenstein," unterbrach ihn der König. „Seine Frau hatte ihn in einen Bücherkasten gepackt und fortgeschickt. Das war schlau und kühn von der Dame."

„Sire!" entgegnete Peter de Groot, „ich bin der Sohn dieser Dame."

„Das ist gut, mein Herr Gesandter, sehr gut!" sagte der König, mit der Hand winkend. „Auf Wiedersehen!"

Eine halbe Stunde, nachdem das Lever beendet war, langte in dem Schlosse zu Versailles ein Kurier mit Depeschen aus Windsor an, und gleich darauf wurden die Minister zum Könige berufen; später entbot man auch den Feldmarschall Turenne, den Prinzen Condé und den Admiral Grafen d'Estrée. Man blieb längere Zeit in geheimer Konferenz zusammen, dann, als der König seine gewohnte Spazierfahrt antrat, verfügte sich jeder Minister in sein Kabinet.

Es war um die dritte Nachmittagsstunde. Der Gesandte hatte das Schloß von Versailles nicht verlassen und ging auf der Terrasse auf und ab, als die Hoffouriere, die vor dem königlichen Wagen herritten,

mit verhängten Zügeln heransprengten und dem Gesandten schon von weitem zuriefen, sich zu entfernen.

Ludwig XIV. liebte es, sich während dieser Spazierfahrten im Park möglichst zwanglos zu bewegen und hatte das lästige Ceremoniel von sich geworfen. Auf den Arm seines treuen Marcel gestützt, sprang er aus dem Wagen und winkte dem Gesandten: „Sie hier, mein Herr?"

„Ich warte noch immer auf den Befehl, der mich zu einer Privataudienz entbietet, Sire!"

„Nun denn, ohne Umstände; jetzt gleich und hier. Was wollen Sie?"

„Die freundschaftlichen Beziehungen, welche zwischen dem Kabinet Euer Majestät und dem Kabinet von Windsor bestehen, die Seerüstungen zu Portsmouth, Brest und Cherbourg, die Truppenbewegungen in Euer Majestät Landen haben die Besorgnisse der niederländischen Provinzen erregt. Das Volk — —"

„Ich weiß schon, Herr de Groot. Der Uebermut dieses Volkes, oder, wie es sich gern nennen hört, dieses souveränen Volkes, ist den Fürsten Europas gegenüber so groß, daß ihm eine kleine Demütigung nicht schaden kann. Was denkt man zu Amsterdam, wo jeder Mynheer sich in seinem Gewölbe ein kleiner König dünkt? Kümmert Euch um das Schicksal Eurer Warenballen, regiert Eure Börse und überlaßt die Regierung der Welt denen, die dazu geboren sind."

„Das Volk, von dem Sie so verächtlich sprechen, Sire, ist stark und mächtig. Es hat die Flotten Englands vernichtet und seinem Könige in dessen Hauptstadt Gesetze vorgeschrieben. Der Kampf vor Rochester — —"

„Genug, mein Herr Gesandter! Sollten Eure hochherzigen Mynheers vielleicht gewillt sein, mir in meiner Hauptstadt Paris ein gleiches Schicksal zu bereiten? Ich würde dem zuvorzukommen wissen.“

„Ich bitte Euer Majestät um Vergebung wegen meiner Heftigkeit, aber ich bin Niederländer über alles. Wir wollen nur Frieden, ungestörte Ausübung unseres Handels, Respektierung unserer Flagge und unserer Privilegien. Dagegen sind wir bereit, jedes Opfer zu bringen, das mit unserer Ehre verträglich ist, und werden alles thun, um uns einer so hohen Allianz würdig zu beweisen.“

„Das habt Ihr schon bewiesen durch Euer Edikt, welches den meisten Erzeugnissen Frankreichs den Eingang in Eure Häfen verbietet.“

„Euer Majestät halten zu Gnaden, das war nur eine durch die Notwendigkeit gebotene Repressalie. Frankreich hat die Mittel in Händen, dieses Verbot wirkungslos zu machen. Ich bin mit hinreichenden Vollmachten versehen; sprechen Sie ein Wort, Sire, und ich befreie die Flagge Frankreichs von dem Druck, der in Holland auf ihr lastet.“

„Was!“ sprach der König zürnend. „Bedingungen? Mir Bedingungen?“

„Das Recht der Gegenseitigkeit, Sire! Holland hat alle Ursache, sich vorzusehen.“

„So seht Euch denn vor!“ rief der König. „Waffnet Euch mit dem Mut und Ausdauer in Euren Sümpfen und Morästen. Es wird ein Tag kommen, wo Eure Krämer und Wucherer diesen Uebermut bereuen werden,

und ich will dafür sorgen, daß dieser Tag nicht mehr fern sei."

Der König entfernte sich raschen Schrittes. Peter de Groot blieb zurück. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust: „Trübe Zeiten brechen über uns herein," sprach er vor sich hin. „Gott wird uns Kraft geben, nicht zu erliegen."

Noch an demselben Tage reisten Condé, Turenne und d'Estrées, sämtlich mit geheimen Instruktionen versehen, von Versailles ab, und Peter de Groot sandte seinen vertrautesten Sekretär nach dem Haag.

---

3. Soulsbay.

Am ersten Juni — jener Monat, welcher sich den holländischen Flotten schon so oft günstig gezeigt hatte — erhielt Michael de Ruyter mitten auf hoher See die Nachricht, daß die französischen und englischen Flotten sich seit einigen Tagen östlich von der Insel Whigt vereinigt hätten und zusammen eine Macht von 6018 Kanonen bildeten, die durch 34500 waffenfähige Männer bedient wurden.

„Wie steht's, werte Herren?" fragte de Ruyter seine Offiziere. „Lohnt es nicht der Mühe, mit einem solchen Feinde anzubinden? Er ist uns dreifach überlegen; siegen wir, so ist dreifacher Ruhm der Eure."

„Führt uns nur, de Ruyter," entgegnete der Nächstkommandierende, Admiral van Gent. „Eilen wir, mit diesen neuen Bundesbrüdern zusammenzutreffen, damit wir prüfen, von welcher Stärke das Band ist,

womit man sie an einander geknüpft hat. Kreuzen wir gegen Whigt auf."

„Ja! Gebt den Befehl!" rief Johannes van Brakel. „Gott verdamm mich, ich bin diesen heimtückischen Engländern von Rochester-River her noch etwas schuldig geblieben, und das möchte ich gerne einbringen!"

„So geht an Bord zurück, meine Freunde, und trefft die nötigen Vorkehrungen. Wir können so gut morgen mit ihnen zusammenstoßen, als binnen acht Tagen, und dies Begegnen darf uns nicht unvorbereitet treffen. Guten Morgen, werte Herren! Kapitän Johannes van Brakel, beliebt es Euch, einen Augenblick zu verweilen?"

Der Admiral führte den genannten Offizier abseits. „Ihr spracht von Rochester-River. Ein Subordinationsfehler führte Euch zur kühnen That; auch diese vollführtet Ihr nicht, ohne über die Euch gezogene Grenze hinauszuschweifen; Euer Vaterland hat das Versehen nicht gerügt, sondern Eure Verwegenheit mit verschwenderischer Großmut belohnt. Jetzt gehen wir einem neuen Kampfe entgegen, und ich bitte Euch im voraus, Herr, seid ein wenig mehr darauf bedacht, Euch zu mäßigen und uns Weiterungen zu sparen. Wenn irgend ein wagehalsiges Unternehmen zu bestehen ist, so verspreche ich Euch, Ihr sollt nicht vergessen werden; aber seht zu, daß Ihr Eure Ordre nicht verwegen überschreitet."

„Gottes Donner, Herr!" entgegnete Kapitän van Brakel. „Ich will sehen, was ich für Euch thun kann. Es wird nur nicht viel Gescheites werden, denn auf die Engländer habe ich noch einen Zahn von der Themse

her, und mit einem der großprahlerischen Franzosen wäre ich für mein Leben gern einmal zusammen gerannt. Sollt Eure Freude daran erleben, Herr! — Nun, ich sehe, Ihr wollt mich von Eurem Halbdeck los sein; gehe schon und nehme den besten Willen mit mir hinweg, Herr Admiral; mehr könnt Ihr doch nicht von mir verlangen."

Der Admiral entließ den Kapitän mit einer nochmaligen Warnung und stieg hinab in die Kajüte des General-Kommissars, Ruwarts van Putten, Mynheer Cornelius de Witt, der, von schmerzhafter Krankheit gefesselt, auf einem Ruhebette lag.

„Dank Euch für Euern Bericht, de Ruyter," sagte der Ruwart langsam. „Fast unterliege ich diesen Höllenschmerzen und bin Euch eine Last, anstatt Euch eine Hilfe zu sein. Gut, daß mein Bruder Johann am Lande geblieben ist; er kann dort nützlicher sein als hier, wo man Eurer Einsicht unbedingt vertrauen darf."

„Hat Euch das Galiot von heute früh neue Nachrichten aus Holland gebracht edler Herr?"

„Neue, aber keine erfreuliche. Alles war zu Windsor und Versailles verabredet, alles sorgsam erwogen, und das Unheil bricht nun wie ein verheerender Strom über unsere armen Provinzen herein. Turenne und Condé rücken unaufhaltsam vor, die Münsterschen und Kölnischen unterstützen alle ihre Unternehmungen mit merkwürdiger Uebereinstimmung. Der deutsche Kaiser aber und Brandenburg zögern mit ihrer Hilfe; sie liegen unthätig, während uns der Feind zu Lande durch seine Menge fast erdrückt."

„Ich verliere den Mut nicht," sprach de Ruyter.

„Aber ich, Admiral. Ihr werdet's erleben, uns stehen trübe Tage bevor. Die Freiheit unserer Provinzen steht auf dem Spiel. Heil dem Auge, das schon geschlossen ist, wenn sie zu Grabe getragen wird, es sieht unsere Schmach nicht. Nun offenbart sich vor aller Welt, was ich lange im Verborgenen habe keimen sehen; es schlägt aus, und breitet sich über den Boden hin, eine üppig wuchernde Schlingpflanze. Die Partei Oranien wird siegen; unsere Bestrebungen scheitern, wir selbst werden vielleicht das Opfer sein. Oranien ist General-Kapitän, und das ewige Edikt ist ein Blatt Pergament — — Möchte mein Wort eine Lüge sein. Geht, de Ruyter, und laßt mich mit meinen finstern Träumen und meinen Schmerzen allein."

Während die Holländer in der ihnen angegebenen Richtung fortsteuerten, lagen die vereinigten französischen und englischen Flotten neben einander auf der Höhe von Soulsbay, und am Bord ihrer Admiralschiffe verdrängte ein Fest das andere. Am Bord des „heiligen Ludwig", von dessen Hauptmast das Banner des französischen Admirals, Grafen d'Estrées, wehte, hatte ein Bankett stattgefunden, und gegen Sonnen-Untergang beurlaubten sich die englischen Gäste von ihren französischen Wirten. Am Fallreep standen der Ober-Admiral, Herzog von York, auf dessen Haupt einst die Krone von Großbritannien glänzen sollte, und neben ihm der edle Lord Montague mit seinen beiden Söhnen, der die Bewunderung jedes Briten erregte und im ganzen Lande für das unerreichbare Muster aller Ritter-

lichkeit galt. Die Söhne waren noch jung und lieblich anzuschauen; aber der Strahl ihres Auges ließ ahnen, daß auch in ihrer Brust die Glut loderte, die ihren heldenmütigen Vater durchströmte. Graf d'Estrées schüttelte allen die Hand zum Abschiede, und versicherte dem Herzoge, der in seine Schaluppe hinabstieg, er sehne mit Ungeduld den Tag herbei, da er mit ihm zugleich auf den holländischen Satanskerl losschlagen werde. Als er mit seinem Neffen, dem Baron Himbercourt, nach der Hütte auf dem Halbdeck zurückkehrte, stampfte er mit dem Fuße und sagte ärgerlich: „Verdammte Achselträgerei! Sind prächtige Kerle, diese Engländer da; Soldaten und Seeleute, so brav, als man sie sich nur denken kann. Aergert mich in der Seele, daß ich sie betrügen muß, und schäme mich wie ein Schiffsjunge, der nicht zu Mast kommen kann."

„Bedenkt, gnädigster Herr Oheim," sprach der junge Baron, daß es der ausdrückliche Wille Seiner königlichen Majestät ist, daß unsere Flotte, ohne den Engländern deshalb einen Wink zu geben, in diesem Kriege mehr beobachten als handeln soll. Man will uns schonen, bis auf bessere Zeiten."

„Man riecht die Hofluft von Versailles hier noch auf hoher See," entgegnete ärgerlich der Admiral. „Hast auch Deinen Teil davon bekommen, Vetter. Pfui über diese Mantelträgerei! Konnten an die Spitze einer solchen Flotte eben so gut einen Hofkerl stellen, mit einem Bisambüchschen statt eines Degens in der Hand. Glaube auch nicht, daß ich mich sonderlich lange an diese geheime Instruktion kehren werde. Lege sie einmal auf offenem Verdeck aus der Hand, der

Wind führt sie mit einem Hurra fort und ihr Inhalt ist vergessen.“

„Aber, gnädigster Herr Oheim, der Zorn Seiner königlichen Majestät . . .“

„Laß mich zufrieden. Bist ein Schleppenträger und Courmacher, der auf dem Salzwasser noch die Handschuhe parfümiert, und nicht die Hahnenkämme auf den Hühnerhocken anschauen kann, ohne dabei an den allerhöchsten Purpur zu denken. Geh nach Versailles zurück bei nächster Gelegenheit, ein Seemann wird all Dein Lebtag nicht aus Dir. Ich will meinen Aerger verschlafen.“

Während dessen war die englische Schaluppe bei dem Schiffe des Herzogs von York angekommen und Lord Montague beurlaubte sich mit seinen Söhnen.

„Es scheint mir,“ sagte der Herzog beim Abschiede, „als ob wir von diesen französischen Herren nicht sonderliche Hilfe zu erwarten hätten. Graf d'Estrées ist ein viel zu redlicher Mann, um seinen Unmut verbergen zu können, daß er uns zweierlei Gesichter zeigen soll; aber sein heuchlerischer Neffe ist, trotz der feinen Schule, deren er sich rühmt, noch einfältig genug, seine wahren Gesinnungen durchschimmern zu lassen.“

„Laßt sie handeln, wie sie wollen,“ sagte Edward Montague, Graf von Sandwich. „Ich kümmere mich nicht darum, und verachte jeden, der sich dem redlichen Manne gegenüber zu einer Lüge entwürdigen kann, wäre sie ihm auch zehn Mal allerhöchst befohlen. Glaubt Ihr, daß Montague jemals lügen würde, um sich von Karl II. ein verbindliches Lächeln zu verdienen?“

„Nein, wackerer Freund“, entgegnete York herzlich. „Nein, bei Gott nicht! Ihr geht lieber unter.“

„Ein Gleiches, mein edler Herzog,“ sagte Graf Sandwich, „hat sich einst König Jakob von mir und meinen Söhnen zu versehen.“

Die Lords trennten sich. Als Montague auf dem Verdeck seines Schiffes anlangte, eines Schiffes, das mit hundert Kanonen gespickt war, und von dessen Vordermast die blaue Flagge wehte, rief er seinen Söhnen zu: „Ihr habt heute etwas gelernt, Ihr Jungen! Ein Lügner errötete Euch gegenüber, und konnte Euch nicht frei in die Augen sehen. Laßt's Euch eine ewige Warnung sein.“

Ein Offizier unterbrach den Lord: „Verzeiht, Mylord! Der Utkiekmann vom Vortopp bringt die Meldung, daß man in unserm Luv eine Flotte gewahren könne.“

„So bemüht Euch gefälligst selbst in den Vortopp und nehmt mein bestes Fernrohr mit,“ sprach Montague rasch. Es werden die Holländer sein, die unsere Avisoschiffe schon für gestern anmeldeten.“

Der Offizier hatte den empfangenen Befehl in möglichster Schnelle ausgeführt und kehrte zum Halbdeck zurück: „Sie sinds! Ich zähle schon an zwanzig Segel! Gebt Ordre, was nun geschehen soll.“

„Wir bleiben, wo wir sind. Hier ist Raum zum Schlagen, und so Gott will, erreicht die holländische Flotte in der Soulsbay das Ende ihres Daseins. — Sendet Botschaft an Seine Herrlichkeit den Herzog von York und an den Grafen d'Estrées. Morgen bricht der Tag der Wiedervergeltung an.

Die erteilten Befehle wurden auf das Schnellste ausgeführt, und Lord Montague bemühte sich, mittelst seines Fernrohrs das Ansegeln der holländischen Flotte genau zu beobachten. Aber die Nachtnebel stiegen aus den Wellen auf, und Meer und Horizont flossen in einander.

Am Morgen des 7. Juni war Admiral de Ruyter mit dem ersten Sonnenstrahl auf dem Verdeck. Die Admirale van Gent und Bankert hatten sich bei ihm eingefunden und den Angriffsplan besprochen. Vor ihnen lag die englische Flotte in einer langen, stolzen Linie und weiter abwärts die französischen Schiffe, an ihrer Spitze der „heilige Ludwig" mit der Kommandeur-Flagge des Grafen d'Estrées.

„So geht, van Gent, und werft Euch auf das Geschwader Montagues, während ich mit dem Herzog von York anbinde. Seht Euch vor, daß Eure Schiffe in steter Uebereinstimmung handeln, denn unsere Macht ist nur klein, und wir dürfen nichts verlieren. Der tolle Brakel ist bei Eurem Geschwader; gebt ihn mir, und nehmt Euch statt dessen den besonnenen Jakob van Prangen. Spart keine Zeit und geht dem Feind so schnell als nur irgend möglich zu Leibe. Lebt wohl, Freund; wir werden uns, wills Gott, nach der Schlacht froh und siegreich wieder sehen."

„Und wenn nicht, so sollt Ihr doch hören, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe," sprach van Gent und verließ das Admiralschiff.

„Ihr, Admiral Bankert," sprach de Ruyter zutraulich, „müßt mit Eurem Geschwader nach den Franzosen hinüber, und uns diese vom Halse halten. Tretet hierher, wo wir ihre Linie besser übersehen können und laßt uns zusammen unsere Dispositionen treffen.

Beide Admirale besprachen sich längere Zeit; als Bankert ging, stürmte Kapitän Brakel bereits über das Fallreep des Backbord.

„Hier bin ich nach Befehl, Herr Admiral! Was habt Ihr mit mir vor? Gent lichtet schon die Anker, und ich wollte, Gottes Donner, der erste sein, der diesem stolzen Montague den Morgenschlaf aus den Augen bläst. Was wollt Ihr von mir? Könnt Ihrs nicht kurz machen? — Es ist die allerhöchste Zeit. Was soll ich?"

„Jakob van Prangen hat, wie Ihr sehen könnt, Euren Platz schon in dem Geschwader des Herrn van Gent eingenommen," entgegnete de Ruyter ernst. „Ihr werdet dagegen in seine Stelle einrücken und bei mir bleiben."

„So?" rief Brakel unwillig. „Gottes Donner! Soll ich zum Nichtsthun verdammt sein?"

„Ich denke, Ihr habt gehört, daß Ihr bei mir bleiben sollt, und ich hoffe nicht, daß Ihr jemals Beweise meiner Unthätigkeit empfangen habt. Mäßigt Euch, Brakel, ich warne Euch noch einmal. Euer Ungestüm verdirbt alles! Geht jetzt an Euer Schiff zurück und rückt in die Linie an Kapitän van Prangens Stelle ein."

„Gottes Donner! — Ich gehe schon! — Aber das ist nichts, de Ruyter, gar nichts! Ihr werdets sehen!"

Er ging über das Fallreep mit zornglühendem Gesicht, um dem unwillkommenen Befehl zu gehorchen.

Admiral van Gent war unerschrocken auf das zweifach stärkere Geschwader des Feindes eingesegelt und bot diesem den Kampf. Das Gefecht begann mit Nachdruck; in dem Augenblick, als am Bord des holländischen Admiralschiffes der erste Schuß fiel, schlug der Wachtmann des ersten französischen Flügelschiffes die achte Morgenstunde an. Bald darauf erreichte de Ruyter das Geschwader Yorks und gab diesem sogleich die glatte Lage, die englischerseits mit gleicher Kraft erwidert wurde. Noch hatte der Kampf nicht zwei Stunden gedauert, als sich der Vorteil bedeutend auf Seiten der Holländer neigte, indem die Schiffe des Herogs von York sich langsam, fast unmerklich, zurückzogen, und die Mannschaften im Feuern ermatteten. Dadurch zu größerer Kraft entflammt, verdoppelte sich die Energie der holländischen Matrosen, die mit Jubelgeschrei ihren kühnen Führern folgten.

Da entstand in der Nähe der Kajütskappe am Bord der „sieben vereinigten Provinzen" ein Auflauf. Der Ruwart hatte erfahren, daß de Ruyter alle Anstalten treffe, den Herzog von York zu entern, und nun ließ es ihn nicht länger müssig liegen. „Und wenn es mein letzter Augenblick wäre," rief er vor Schmerz stöhnend, „so will ich Zeuge dieser ruhmvollen That sein! Bringt mich auf das Verdeck!

Die Matrosen, welche seine Leibwache bildeten und zum Unterschiede von der übrigen Mannschaft breite Leibbinden von roter Farbe trugen, setzten ihn auf einen Armstuhl und brachten ihn auf das Verdeck, wo sie ihn,

unter einem Hagel von Kugeln, im Schutz des Hütten-Daches niedersetzten, und ihn dann mit gezogenen Degen umgaben.

„Herr Ruwart!“ rief de Ruyter. „Thut das nicht! Setzt Euch nicht solcher Gefahr aus, gegen die Ihr Euch nicht einmal verteidigen könnt. Tragt ihn wieder unter Deck, Ihr Leute!“

Die Matrosen wollten dieser Weisung folgen, aber der Ruwart wies sie ernst zurück: „Wagt es nicht! Bei meinem Zorn! Ich bin auf meinem Posten und will nur mit meinem letzten Atemzuge von ihm weichen. Drängt Euch nicht um mich! Ich bedarf Eurer nicht. Was steht Ihr hier müssig, während dort Eure Genossen freudig dem Tod entgegengehen! Seid Ihr Niederländer? Fort mit Euch, Jungens! Und schlagt wacker zu! Da liegt schon die Enterbrücke! — Ha, Jürgen Peters! Die Kugel hätte Dich nicht getroffen, wenn Du gleich gegangen wärst, wie ich Dir befahl.“

„Aber er hat sie von Euch abgewandt!“ flüsterte ihm sein greiser Diener zu.

„Fort, Ihr Männer, fort! Wer mich lieb hat, greift an und steht hier nicht länger, wie ein feiger Hund! Vorwärts ins Feuer! — Herunter mit der Flagge Yorks!“

Und vorwärts stürmten die Männer, sich auf die Feinde stürzend; wilder und immer wilder tobte die Schlacht, während welcher die Holländer unvermerkt Raum gewannen, mußte auch jeder Fußbreit mit edlem Blute erkauft werden.

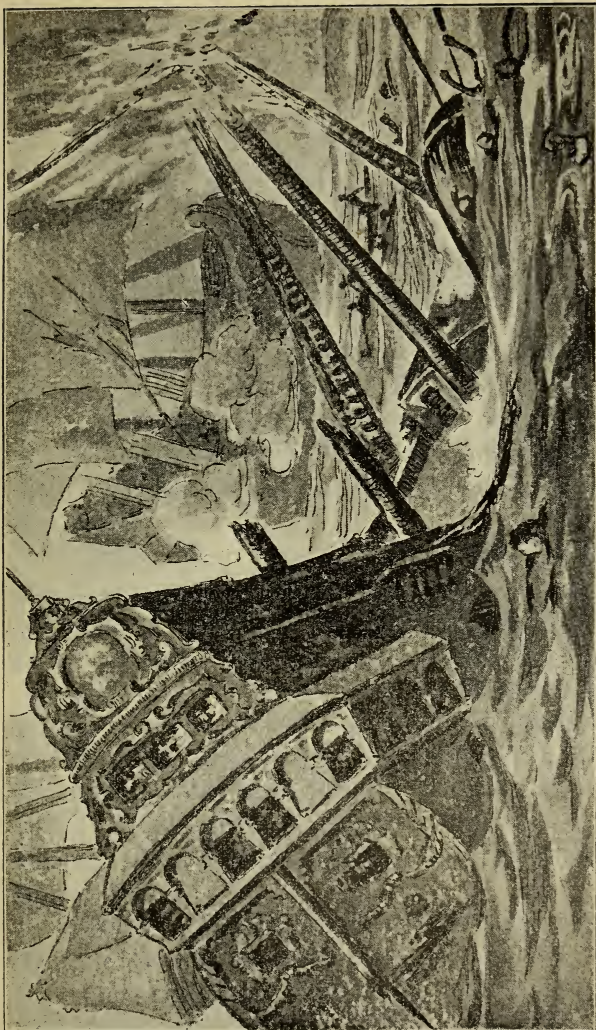
„Welche Heldenthaten sieht mein mattes Auge!“ sprach der Ruwart vor sich hin. „Herr, erhöre das

Flehen eines kranken Mannes, der auf der Welt nichts mehr nütze ist, und gieb ihnen in meiner Todesstunde noch den Sieg. Schütze mein unglückliches Vaterland, und laß mich dann versammelt werden zu meinen Vätern!" Er faltete die Hände und blickte mit seligem Lächeln, nur die Lippen bewegend, auf das Gefecht. Rechts und links von ihm schlugen die Kugeln nieder in Deck und Mast, von oben herab fielen Splitter, Blöcke und das abgeschossene stehende Tauwerk; aber als ob ein Engel schirmend seine Fittiche über ihn ausgebreitet hielt, blieb er unverletzt inmitten der allgemeinen Vernichtung.

„Das ist alles dummes Zeug, und den Teufel nichts wert," brummte Johannes van Brakel am Bord seines Schiffes vor sich hin. „Drei Pinken und zwei Kuffs habe ich ruiniert und einer Galiot das Steuerruder weggeschossen, das ist alles! War auch der Mühe wert! Steuermann, was wissen wir von dem Geschwader Gents?"

„Nichts, Kapitän! Es ist alles in Pulverdampf gehüllt. Aber wenn ich meinen Beobachtungen glauben soll — —"

„Beobachtungen — — —? Kerl, bist Du ein Mathematikus?" Wirf nicht mit so gelehrten Brocken um Dich, Grützkopf! Kannst nicht kurzweg sagen, was vor Deinen Augen vorgeht? Da treiben zwei Schiffe abwärts mit dem Wimpel Gents am Topp; sie sind durchlöchert wie ein Sieb und halten sich kaum über Wasser. Das ist genug für mich. Steuert da hinein! Geschwind!"



„Ich bitte Euch, Kapitän van Brakel. Erlaubt, daß ich Euch an die gemessene Ordre erinnere. Wir sollen. . .“

„Thun, was uns befohlen wird! Das ist die erste Seemannsregel. Befolgt sie für Euer Teil und laßt mich meine Haut allein zu Markt tragen! Da hinein, schnell!“

„Dort ist nichts als eine undurchdringliche Wand von Pulverdampf, wir können nicht wissen, wohin wir kommen.“

„Das ist mir gerade recht; das ist's, was ich liebe! Hurra, meine Schäfchen! Und wenn wir dem Teufel selbst begegnen, mich schiert's nicht, es ist ja nur ein älterer Bruder von mir, wie de Ruyter sagt. Seht Euch einmal um, Steuermann, was werdet Ihr gewahr?“

„Nichts, Herr. Rings um uns donnert's, rechts und links schlägt es hageldicht in festes Plankenwerk, und hier ist nichts als Dampf. Ihr seht ja nicht einmal die weiße Gösch auf unserm Klüverbaum.“

„Ha! Ha! Ha! Was sind wir für manierliche Leute!“ rief Kapitän Brakel. „Mir stehen die Haare zu Berge in dieser Einsamkeit! Brakel und seine Taugenichtse spielen Versteckens und sparen Pulver und Kugeln. Pest! Weiter! Weiter! Strafft die Marssegel und holt die Stagsegelschooten an. Ist alles klar bei den Geschützen?“

„Alles!“ antwortete der Ober-Bootsmann. „Wir können jeden Engländer oder Franzosen auf ein Gericht gerne gesehen zu Gaste bitten, und es soll ihm nicht fehlen, wenn er auch noch so fleißig zulangt.“

„Das ist gut, mein Junge! Und kannst gleich aufschüsseln, da treibt uns gerade einer quer vor den Bug. . . . .“

Ein Schiff trat aus dem Dampf hervor; man sah auf dem Wasser einen ungeheuern Rumpf und oben in der Luft einzelne Mastenspitzen, von denen der Wimpel des Admirals von der blauen Flagge wehte.

„Das ist Montague's Schiff!“ rief der Steuermann nach einer Pause. Es hat seine hundert zehn Kanonen am Bord.

„Dann können wir von unsern sechzig noch zehn vernageln! Klar zum Wenden! Lunten zur Hand! Wir gehen in den Wind! Feuer am Backbord! — So! — Luvt jetzt an! Laßt ihn abermals durchdrehen! — Feuer am Steuerbord!“

Die beiden glatten Lagen wurden nacheinander abgefeuert und die schweren Kugeln schlugen sich fest in die englischen Breitseiten.

„Noch drei Mal so, Jungens, und er hat genug. Stellt die Kanonen um einen viertel Fuß niedriger, damit Ihr ihn unter Wasser anbohrt! Die Sechsunddreißig-Pfünder müssen seine Pulverkammer fassen. Fertig! Feuer!“

Das englische Admiralschiff erwiederte den Angriff mit gleicher Kraft. Als nach zwei Stunden die Kämpfer erschöpft inne hielten und Kapitän van Brakel, von Pulverdampf über und über geschwärzt, aus mehreren Wunden blutend, seinen Leuten eine verteufelt gute Mischung von Genever und Bier zusammenbrauen ließ, lehnte sich Montague leicht auf den Arm seines Leib-

Dieners und blickte trauernd auf seine beiden Söhne, die verwundet vor ihm lagen.

„Welches Leid bricht über das Haus der Montagues herein,“ jammerte der alte Diener. „Ich sehe wohl, hier ist keine Hilfe weiter; der Arzt hat sich weinend entfernt.“

„Ich befahl es ihm, um dort Hilfe zu bringen, wo noch Hilfe möglich ist,“ sprach tonlos der Vater. „Hier ist alles verloren.“

„Mylord!“ rief der treue Diener. „Mylord! James schlägt die Augen auf, er bewegt die Lippen!“

Der Lord warf sich neben seinem Sohne in die Kniee. „Mein lieber James, mein teurer Knabe! Schließe Deine Augen nicht wieder, ziehe nicht die Finger krampfhaft zusammen.“

„Da fängt es wieder an!“ rief der Flaggen-Kapitän des englischen Admiralschiffes. „Frisch, Freunde, gebt es ihm tüchtig wieder!“

„Ich fliege zur Rache!“ schrie Montague aufspringend. „Alter John, bleibe bei den sterbenden Söhnen Deines Herrn! Mir nach, Engländer! Mir nach!“

Und aufs Neue begann die Schlacht mit erneuter Wut. Brakel hatte viele Havarie, aber sein Schiff schwamm noch flott über Wasser und gehorchte willig dem Steuer, als schon Montagues Dreidecker bis zur untersten Batterie eingesunken war, und am Bugspriet das Takelwerk und die Segel Feuer fingen. Die Pulverkammer stand bereits unter Wasser, und dadurch wurde jede längere Verteidigung unmöglich; die englischen Geschütze schwiegen, während die Kanonen der Holländer

Schuß auf Schuß entsendeten und keine ihrer Kugeln ohne Wirkung blieb.

Sämtliche Offiziere hatten einen ernsten Rat gehalten. „Wir können dies Schiff verlassen, ohne unsere Ehre zu gefährden," sprach der Admiral. „Der Feind wird es nicht besitzen! Blieben wir am Bord, würden wir uns nur nutzlos opfern, während wir auf einem anderen Schiffe noch um den Sieg fechten können. Laßt also die Boote herunter!"

Kapitän van Brakel beobachtete die Bewegungen auf dem englischen Admiralschiff und jubelte laut, ohne auf einen seiner Kadetten zu hören, der ihm berichtete, daß bereits über hundertfünfzig Mann dienstunfähig wären.

„Was schierts mich?" rief er. „Der Doktor soll sie zusammenflicken, und die andern sollen um so besser zuschlagen! Wenn der Pillendreher Zeit hat, kann er auch einmal nach meiner Schulter sehen. Ha, ha, ha! Boot auf Boot füllt sich und stößt ab. Sollen sie so entkommen? Frisch, ihnen auf den Pelz!"

Aber die englischen Kanoniere wollten die obere Schanze ihres Schiffes nicht verlassen, ohne den Feind, der sie bezwungen, noch einmal ihren Zorn empfinden zu lassen. Die schweren Geschütze entluden sich und Brakels Schiff, welches sich gerade mit der breiten Seite gegen Montague gewendet hatte, empfing die ganze Ladung so voll, daß es vom Kiel bis zum Mast zitterte und schwankte.

„Hei! Gut Ding das!" rief van Brakel, sich im Wundfieber schüttelnd. „Da ist ein Boot mit Seiner Herrlichkeit selbst. Der darf uns nicht entgehen, und

wenn ich ihn nicht anders bekommen kann, will ich ihn übersegeln. Angeluvt!"

„Es geht nicht, Herr! Der Vordersteven ist geborsten und das Steuerruder weggeflogen. Wir sind machtlos." Und als sollten die Worte des Steuermanns sofort ihre Bestätigung erhalten, trieb das Schiff seitwärts und alle Segel fielen back.

„Hölle und Teufel! Sollen wir das Spiel nicht zu Ende bringen? Du lügst! Das Steuer ist nicht ab!"

Er sprang nach der Pinne des Steuers, die halb zersplittert war. Da schrie ein junger Offizier laut auf; van Brakel stand in demselben Augenblick fluchend an seiner Seite.

Ein schwerbeladenes Boot war von dem sinkenden englischen Dreidecker abgestoßen. Im Hinterteile desselben stand Montague neben den beiden Leichen seiner Söhne; der übrige Teil war mit Soldaten und Matrosen angefüllt. Da schwankte der Dreidecker noch einmal und sank dann in die Tiefe, die Wasser brausten und zischten ihm nach, das Boot des Admirals wurde von dem Wirbel ergriffen und schlug seitwärts über.

Kapitän van Brakel war noch zeitig genug gekommen, um zu sehen, wie das Boot kenterte und Englands erster Edelmann mit seinen Genossen in die Tiefe des Meeres sank. Er wandte sich schweigend ab, und vor Frost schauernd erwiderte er selbst dann nichts, als sein Steuermann ihm meldete, daß ein befreundetes Schiff nahe, um ihn aus der Linie zu bugsieren.

Es dämmerte bereits, als der Schlachtendonner schwieg. Michael de Ruyter hatte die Schiffe York's nach langem Widerstande in die Flucht geschlagen, und

der Sieg war für Holland. Admiral Bankert kam an Bord und berichtete, wie er den Franzosen laut Befehl den Kampf angeboten habe, aber ohne sonderlich viel zu erreichen, denn sie hätten sich stets hin und her geschoben, ohne Ernst zu machen.

„Wie ich Euch sagte," entgegnete de Ruyter. „Sie sehen gern, daß wir und die Engländer tüchtig unter einander aufräumen, damit sie nachher desto mehr Raum für sich gewinnen. Der Franzmann ist schlau genug."

Ein Offizier nahte sich ernst dem Admiral „Ich bin beordert, Euch die letzten Grüße des Admirals van Gent zu bringen; er ist nicht mehr!"

De Ruyter stand erschüttert. „Abermals ein Freund! Es räumt rasch auf unter uns. Möge er in Frieden schlummern. Wie ist er gestorben?"

„Siegreich; mit dem Degen in der Hand."

Es entstand eine Pause, die der Erinnerung an einen tapferen Offizier gewidmet war. „Hochbootsmann!" rief de Ruyter. „Feuert das Trauersignal ab!"

„Ich kann nicht, Herr Admiral," sprach Abraham Lely in respektvoller Haltung. „Wir haben auch das letzte Korn verschossen. Die „sieben vereinigten Provinzen" haben heute 35000 Schüsse gethan."

„Es ist gut!" antwortete de Ruyter, mit der Hand winkend, als man dröhnende Schritte vernahm, und Johannes van Brakel mit verbundener Schulter erschien. „Nun, guten Abend beisammen, ich denke, Ihr wißt schon, was ich für ein Stück Arbeit gemacht habe?"

„Mit Grausen haben wir es gesehen und bezeugen Euch unser Staunen über die verwegene Tapferkeit!“ sprach der Admiral und schwenkte den Hut:

„Ein Hurra dem Kapitän van Brakel!“

„Hurra!“ rief das Schiffsvolk.

„Nun, so ist's recht. War's Euch endlich zu Dank?“ rief van Brakel.

„Im Uebrigen aber, Kapitän, gebt Ihr sogleich Euren Degen ab, und stellt Euch als Gefangenen des Lieutenant Bremer.“

„Wie? Was ist das? Gottes Donner!“

„Ich hieß Euch bei meinem Geschwader bleiben, und Ihr habt es ohne Ordre verlassen! Für diese gesetzwidrige Handlung bestrafe ich Euch! Gebt Euren Degen ab ohne Widerrede.“

Johannes van Brakel ballte die Faust, sein Gesicht glühte, die Augen drohten aus den Höhlen zu springen. Er griff krampfhaft nach dem Degen, als wollte er ihn ziehen; dann riß er den Gurt in Fetzen und warf die Waffe hoch über die Gallerie weg in die See. Der Admiral stand unbeweglich, nicht achtend der wütenden Blicke des Kapitäns. Dieser wollte reden, aber er erbleichte, Fieberfrost schüttelte ihn, und wankenden Schrittes ging er, die Hände vor die konvulsivisch arbeitende Brust gedrückt, von dem Halbdeck.

„Achtet auf ihn!“ sprach de Ruyter unerschüttet.

Die Sonne sank unter. Fernab am Horizont verloren sich die Reste der englischen Flotte im Nebel. Die Schlacht von Soulsbay hatte ihr Ende erreicht.

---

4. Dortrecht.

„Daß Gott erbarm!“ sagte der Wirt zur roten Tonne in der achtbaren Stadt Dortrecht, „das ist eine Zeit! — Jan! Schlingel! Streue die Tabaksasche nicht in der ganzen Stube herum! — Ja, ja, Friede ernährt, Unfriede verzehrt. — Es wird immer ärger in Holland, besonders durch diese Franzosen und Münsterländer. — Jan! Rücke die Bänke gerade! Alles steht schief! — Habe ich doch mein Lebtage nicht solchen grünen Muff gesehen! — Ah, guten Morgen, Mynherr van den Dyk. Beliebt's eine Pfeife zu nehmen? — Jan! Flammtje! — Nun, Mynheer? Was giebt es neues? Wollte, ich könnte hinzusetzen auch Gutes.“

Mynheer van den Dyk, ehrsamer Böttcher-Meister in der guten Stadt Dortrecht steckte kaltblütig seine Pfeife an, und sagte dann nach einer Pause: „Haben wieder eine Schlappe bekommen. Die Kölner und Münsterländer toben und wüten an den Grenzen und die Franzosen rücken unter Condé und Turenne bis in das Herz von Holland vor. — He, Jan! Ein Glas! — Ich weiß nicht, wo man zuletzt noch den Stüber zum Morgen-Trunk herbekommen soll.“

„Ja wohl, ja wohl, Herr van den Dyk. Handel und Gewerbe sind hin; ich kann meiner roten Tonne den Boden ausschlagen, es läuft kein Tropfen mehr heraus. Wohl bekomm's Euch, Mynheer!“

„Bei Wesel und Rheinsberg, bei Orsay, Burich und an vielen anderen Orten sind sie in unser herrliches Land eingedrungen. Sie brennen und morden, daß Gott erbarm, und die Menschen laufen von Haus und Hof hier zu uns nach der See, um nur das nackte

Leben davon zu bringen. Seht! Da kommt eben wieder solch armes Volk die Straße herauf. S'ist zum Erbarmen!" Mit langem Zuge trank der Meister sein Glas aus.

„Gewiß!" „Man könnte blutige Thränen weinen über all das menschliche Elend. — Jan! Laufe nach der Thür und schreie: Hier wird nichts gegeben! — Haben ja selbst nichts! Beliebt noch ein Glas, Mynheer?"

Da kam ein Kriegsmann im Lederkoller, mit breitem Schlachtschwert herein, die Pickelhaube schräg über dem Kopfe. Er strich den roten Knebel-Bart seitwärts und rief lachend: „Verdamm mich Gott, da sitzt das Bürgerpack und schwelgt, während unsereins es sich draußen sauer werden lassen und seine edlen Gliedmaßen daran setzen muß! Geschwind, Du Sauertopf von einem Wirt, bringe mir eine Kanne von Deinem süßen Wein!" Er lachte unmäßig über seinen Witz, und warf sich mit vielem Geräusch auf die Bank, einen langen Zug aus der dargebotenen Kanne nehmend.

„Was neues aus dem Felde?" fragte der Bürger.

„Neues? Hat sich was! Die Unsern reißen überall aus, und ich bin nur so vorauf geritten, um zu sagen, daß es mit der Herrlichkeit bald aus sein wird. Nirgends giebts mehr ein Standhalten. Unsere Offiziere verstehen den Krieg nicht; der vierundzwanzigjährige Frieden hat sie untüchtig gemacht. Und dazu die lange Trockenheit, die ist unser Verderbnis!" Er that einen herzhaften Trunk, um ihr so lange als möglich zu entgehen.

„Alle Kanäle, alle Gräben, die sonst bis zum Rande mit Wasser angefüllt waren," fuhr er fort,

„daß Jeder, der nicht Niederländer war, davor stehen bleiben und eine Brücke schlagen mußte, sind ausgetrocknet wie meine Kehle auf dem Marsch hierher, und die Franzosen und Rheinländer laufen, wohin sie wollen. Nun, wo soll der Mut herkommen, wenn die natürlichen Bollwerke wegfallen?“

„Gott erbarme sich unser!“ sagte der Böttchermeister und blickte niedergeschlagen in sein leeres Glas.

„Das sage ich auch . . .“ fiel der Wirt ein, der zum Fenster getreten war, aber plötzlich unterbrach er sich selbst: „Was ist denn das plötzlich für ein Geschrei und ein Auflauf am Hafen? „Seht nur wie das Volk rennt! Da wirft ein Kerl seine Mütze in die Luft und sieht gar nicht einmal nach, wohin sie fällt! Das hat was zu bedeuten, und ich muß doch . . .“

Aber ehe er noch aus der Fensternische trat, flog ein junger Mann mit dem Freudenschrei: „Sieg! Sieg!“ in das Zimmer.

Die Männer fuhren von ihren Sitzen auf, der Soldat rasselte bedeutend mit dem Schwerte, und der Wirt rief: „Was! Du bists, Hendrik? Denke ich nicht, Du schwimmst draußen und lernst den Seedienst auf de Ruyters Flotte?“

„Wir sind wieder da, Oheim!“ rief der junge Mann noch atemlos. „Wenn Ihr die Schiffe nicht Salutschüsse habt geben hören, so kommt das daher, weil wir keinen Schuß Pulver übrig behalten haben, aber sehen könnt Ihr sie, wenn Ihr auf den Hafendamm hinaustretet, und gesiegt haben wir auch! Die Engländer und Franzosen haben ihre rechtschaffenen Prügel bekommen. Nun wißt Ihr das, und nun gehts

wieder mit mir fort, versteht Ihr. Wir haben den Ruwart van Putten, Herrn Cornelius de Witt, zu Lande gebracht, und mit den Booten muß ich wieder zurück. Erhalte Euch Gott gesund, Oheim; hättet mir auch wohl ein Glas Wein anbieten können."

Der junge Seemann stürmte hinaus. Ganz Dortrecht war in Entzücken über den errungenen Sieg und der Ruwart wurde mit Freudengeschrei bis an seine Wohnung geleitet.

Aber schon am nächsten Tage liefen abermals trübe Nachrichten von der Landarmee ein, die Flotte mußte einen Teil ihrer Mannschaften abgeben; dadurch wurde auch die Seemacht geschwächt, und die Lage der Provinzen immer schwieriger.

In dem Hause des Ruwart van Putten, Cornelius de Witt, der zugleich die Würde eines Bürgermeisters von Dortrecht bekleidete und mit seinem Bruder, dem Rat-Pensionar, die Rechte des Volks mit eiserner Beharrlichkeit gegen die wachsende Macht des Hauses Oranien verteidigt hatte, herrschte tiefe Stille. Der Greis lag an einer Wunde darnieder, die er drei Tage nach seiner Landung von einem Banditen empfangen hatte, und schlief nach einem heftigen Fieberanfall sanft und ruhig, während draußen der Pöbel tobte, und umsonst nach einem Gegenstande suchte, den er seiner Wut zum Opfer bringen könnte.

Gertrud, des Bürgermeisters schmuckes Töchterlein, war beschäftigt, nach erhaltener Anweisung einen Wundbalsam zu bereiten, wobei sie indes ein leises Zittern

nicht verbergen konnte und den Thränen nicht wehrte, die sich aus ihren Augen drängten. Plötzlich schreckte sie auf und gewahrte einen Mann, klein und schmächtig, mit buschig schwarzem Haar und stechenden Augen. Er war schwarz gekleidet und in der Hand trug er eine Verbandtasche. Der Mann sah mit lüsternen Blicken nach dem schönen Mädchen hinüber und sein fahlbleiches Antlitz glühte.

„Ihr seid es, Meister Ariano?“ sprach die Jungfrau mit unsicherer Stimme. „Verzeiht, ich habe Euch nicht gehört. Ich werde sogleich sehen, ob der Vater . . .“

„Bleibt!“ unterbrach sie der Wundarzt rasch. „Bleibt und vergönnt mir noch länger den Anblick Eurer holden Schönheit. Wendet Euch nicht ab! Jedesmal, wenn ich Euch das glühende Gefühl schildern will, das in meinem Herzen für Euch aufflammt, wenn ich von meiner heißen Liebe zu Euch reden will . . .“

„Erbarmt Euch meiner, Meister Ariano! Ihr wißt nicht, wie Ihr mich quält.“

„Quält? In der That? Quäle ich Euch? So spracht Ihr nicht, als man Euern Vater, der von dem Dolche eines Mörders getroffen war, fast entseelt ins Haus trug, und ich herbeieilte und Hilfe brachte. Damals nanntet Ihr mich einen Engel der Rettung, einen von Gott gesandten Helfer, was weiß ich. Ihr bestürmtet mich, dem Vater zu helfen, verhießet mir den reichsten Lohn!“

„Nehmt von unserm Gute, was Euch genehm ist.“

„Der einzige Lohn, den ich verlange, ist Eure Liebe. Nur diese will ich; alles andere hat keinen Wert für mich.“

„Ich habe Euch nichts verschwiegen," sprach Gertrud mit bebenden Lippen. „Ihr wißt, daß ich verlobt bin."

„Wohl, Myjufvrouw, das weiß ich! Mit einem Hauptmann in der Garde des Prinzen von Oranien. Ich weiß, daß Euer Vater dieses Bündnis billigt, daß Ihr den jungen Herrn zärtlich liebt. Aber jener Herr ist fern, wer weiß, ob er zurückkehren wird, ob er es jemals kann."

„O nur zu wahr!" rief Gertrud mit überströmenden Augen. „Er wird, er kann nicht wiederkehren. Er ist auf dem Schlachtfelde geblieben; dies Papier enthält die grauenvolle Bestätigung."

„Es ist mir schon bekannt, reizende Gertrud."

„Ihr wußtet es? Wußtet, welchen furchtbaren Verlust ich beweine, und reißt doch so unbarmherzig an dem blutenden Herzen?"

„Wer ermißt den Drang der Leidenschaft . . ."

„Leidenschaft?" rief Gertrud. „Mich erschreckt eine Leidenschaft, die selbst nicht vor einer blutenden Leiche zurückbebt. Zum letzten Male denn: Meine Liebe ist bei dem Toten, ich kann und werde niemals die Eure sein! Laßt Euch diese Erklärung genügen, und gönnt mir Ruhe in meinem Schmerz. Bestürmt mich nicht mehr mit Euern Anträgen, ich würde Euch zurückweisen und Euch verachten." Sie entfernte sich schnell.

„Verachten!" sprach Meister Ariano vor sich hin. „Verachten!" Und seine Finger zuckten krampfhaft, in seinen Augen glühte eine ganze Hölle.

Da schlüpfte der Gehilfe des Arztes in das Zimmer, sah sich vorsichtig nach allen Seiten um und flüsterte

dann: „Es geht gut! Die halbe Stadt ist in Aufruhr! Die Volksmassen wachsen mit jeder Minute, und schreien: „Nieder mit den Flottendeputierten! Nieder mit Cornelius de Witt! Ich denke bei diesem Aufruhr mein Schäfchen ins Trockne zu bringen, und bin deshalb auf alle Fälle gerüstet. Hier eine französische Kokarde, da eine Orangebinde! Ihr solltet es auch so machen."

„Laß mich zufrieden!"

„Ja! Ich weiß schon, Ihr wollt hier ein hübsches Mädchen erobern. Teufel! das muß dieses Mal tief bei Euch sitzen. In der Maske eines Banditen den Vater zu verwunden, und in der Maske des Wundarztes ihn dann pflegen und hätscheln, um die Neigung der Herzallerliebsten zu gewinnen; das ist mehr, als mein dummer Kopf zu fassen vermag. Aber, um nicht eins ins andere zu reden! Kommt heute abend um acht Uhr zum goldenen Horn. Versammlung im Hinterhause! Parole St. Peter! Addio, schmachtender Seladon."

Der Gehilfe des Arztes entfernte sich, und dieser ging in das Zimmer des Kranken.

Cornelius de Witt saß auf seinem Ruhebette; die Wunde war fast geheilt, und nur noch sorgsame Pflege not. Seine Tochter lag vor ihm auf den Knieen und netzte seine Hand mit ihren Thränen.

„Beruhige Dich, mein Kind! Gott hat es so gefügt! Wollte ich Dir wehe thun, — nein, nein! Ich habe es ihm verziehen, daß er den Grundsätzen untreu ward, die ich ihm von Jugend auf einprägte, und zu Oraniens Fahne schwur. Hat er gefehlt, so büßte er

diesen Irrtum schwer genug mit seinem Tode! Fasse Dich, Gertrud! Wir bedürfen in dieser Zeit des allgemeinen Leids unsern Mut zwiefach.„

„Ich will mich zwingen, Vater!"

„Du wirst Trost finden . . . Aber steh auf, mein Kind! Wir sind nicht allein!"

Gertrud erhob sich schnell, blickte nach der Thür und entfloh mit einem leisen Schrei.

Der Arzt nahte sich dem Kranken, untersuchte die Wunde genau, und sagte dann: „Ihr habt meiner jetzt nicht mehr vonnöten; Ruhe und Pflege vollenden alles. Mein Geschäft ist abgethan.„

„Ich danke Euch!" sprach Cornelius de Witt. „Danke Euch aus der Fülle des Herzens für die Rettung meines Lebens, das eine verruchte Hand mir rauben wollte. Nicht um meinetwillen, sondern weil das Vaterland meiner noch bedarf in seiner großen Not. Nun ist's meine Pflicht, die Schuld des Dankes Euch abzutragen. Sprecht frei, welchen Lohn Ihr wünscht, und er soll Euch werden."

Der Arzt ergriff die Hand de Witts: „Laßt mich Euer Sohn sein."

„Wie, Meister?"

„Ihr habt heute die Trauerbotschaft empfangen, daß Euch ein Sohn gestorben ist, er fiel auf dem Schlachtfelde. Laßt mich seine Stelle einnehmen in Euerm Herzen; gönnt es mir, um die Neigung Eurer Tochter zu werben."

„Ihr wollt mein Eidam werden?" fragte de Witt langsam nach einer Pause.

„Mein Herz glüht voll heißer Liebe."

„Das geht nicht an!“ entgegnete de Witt ruhig. „Laßt uns davon abbrechen.“

„Sagt es nur frei heraus!“ unterbrach ihn Meister Ariano mit zornfunkelnden Blicken. „Ihr seid der mächtige gebietende Bürgermeister, ich bin ein armer Wundarzt; Ihr ein Sohn des Landes von hohem Ansehen und alter Familie, ich ein namenloser Mensch aus der Fremde, der seinen Vater nicht kannte und nichts hat als seine Wissenschaft.“

„Sprecht nicht weiter, Herr! Alles das ist nicht meine Meinung. Ich bin ein schlichter Bürgersmann, der wenig Anspruch auf Weltehre macht und allen Prunk verachtet. Nicht, weil Ihr von niedriger Abkunft seid, schlage ich Euch aus; sondern weil Ihr kein rechtlicher Mann seid, kann ich Euch nimmermehr als Eidam anerkennen, und wenn Ihr einen Herzogsmantel trügt.“

„Wahrhaftig!“ rief Ariano, und die Hand fuhr unwillkürlich nach dem Gürtel.

„Es mag hart sein, daß ich dem Manne, der mich von meiner Wunde heilte, solche Dinge sage,“ sprach de Witt. „Aber, wenn ich denke, was Ihr gesagt und gethan, seitdem Ihr bei mir aus- und eingeht, wenn ich mir die Träume zurückrufe, die ich während des heftigen Wundfiebers hatte, und dann Euch ansehe . . . Bitte, Meister! Laßt mich allein, und nennt mir den Lohn, den Ihr wünscht, ich will ihn mit Freuden zahlen.“

„Zahlen!“ rief der Wundarzt. „Ja, zahlen sollt Ihr! Cornelius de Witt, denkt dieser Stunde!“

Er stürmte fort und verließ das Haus des Bürgermeisters.

Auf den Straßen wurde es immer lauter. Die Volksmassen wuchsen mit jeder Minute, wilde Gesänge erschallten, dazwischen Flüche und rohes Gelächter. Steine flogen durch die Luft, und manches Haus ward bezeichnet als das Asyl eines Vaterlandsverräters.

„Greift nur zu! Leute! Greift nur zu!“ rief ein vierschrötiger Zimmermann, der einen langen Balken auf seiner Schulter balancierte. „Mit diesem Zahnstocher will ich den stolzen Mynheers die Zunge niederhalten, und ihnen in den Schlund hineinfahren. Kommt mit!“

„Wohin? Wohin zuerst?“ rief die tobende Menge.

„Das ist ganz einerlei!“ rief jener. „Sie müssen alle daran glauben, und da ists am besten, wir nehmen einen nach dem andern vor. Hier an der Ecke wohnt ein Krämer, der einen guten Schluck im Fasse und einen blanken Gulden im Sack hat. Er soll zuerst daran. Der Kerl ist so starrsinnig gegen das Haus Oranien eingenommen, daß er mir neulich keine Apfelsinen verkaufen wollte, weil sie orange Farbe haben. Frisch, Jungens! Faßt an!“

Er nahm den Balken von der Schulter und der Haufen rannte damit gegen die Thür, welche der Krämer aus Furcht vor den Aufrührern sorgfältig verrammelt hatte. Sie brach nach wiederholten Stößen zusammen, und während die Masse den Laden plünderte, das Hausgerät zertrümmerte und sich volltrank, glückte es dem Eigentümer, unter Todesangst sich mit den Seinigen durch eine Hinterthür zu flüchten.

Die Stadtmiliz zu Fuß und zu Pferde durchzog die Straßen, aber sie war nicht imstande, den Aufruhr

zu bändigen, denn ihre Zahl war nur gering, da die meisten wenige Tage vorher zur Armee beordert waren.

Einige Hafenarbeiter, mit Handspaken und Kuhfüßen versehen, kamen die Straße hinaufgestürmt und gewahrten einen starken Haufen, der gegen das Rathaus heranzog.

„Was sinds für welche?“ fragte einer.

„Ich kenne sie!“ war die Antwort. „Es sind die Zimmerleute von den Werften van Somms und Tietje Rieks mit ihren Aexten und Schwunghämmern!“

„Die Gesellen und Knechte aus der Ankerschmiede van Beets sind auch dabei, und der große baumstarke Kerl ohne Wams mit braunem Schurzfell, der die schwere Eisenstange um den Kopf schwingt, ist Jens, sein Werkmeister. Mich solls wundern, was sie vorhaben.“

„Wollen mitgehen! Wollen mitgehen!“ riefen die Arbeiter, und rasch hatten sie sich dem Zuge der Zimmerleute und Ankerschmiede angeschlossen.

„Was wollt Ihr im Rathause?“

„Wir wollen die Lügenbilder herausholen und zerreißen!“

„Was für Lügenbilder? Meinst Du die alten Ratsperrücken?“

„Gut das! Sind auch Lügenbilder. Haben uns bei ihren Lebzeiten immer viel vorgelogen von der Blüte und der Wohlfahrt der Stadt, und dabei haben wir zahlen müssen, als ob die größte Not vorhanden und der Feind mitten im Lande wäre! Schmeißt die ganze Sippschaft zum Fenster hinaus!“

„Hinaus! Hinaus!“ brüllte die Masse, während die Thür des Rathauses, die von ihren erschrockenen Wächtern längst verlassen war, gesprengt ward, und der Haufe laut aufjubelte.

„Hinein! Hinein!“ rief die halbtrunkene Menge, und drängte sich mit wüstem Geschrei zur Thür hinein, während andere begannen, das Pflaster aufzuwühlen und die Fenster einzuwerfen.

„Da! Da kommt schon eine der alten Perrücken herunter geflogen! Gebt Acht! Was ist's für einer?“

„Das ist der alte Dirk van Breden, einer der ersten Bürgermeister von Dortrecht! Der Kerl hat mich immer geärgert, wenn er so vornehm von der Wand heruntersah, dem steche ich die Augen aus.“

„Der ist aber schon an die dreihundert Jahre tot und hat uns im Grunde nichts gethan!“

„Aber er war ein Bürgermeister, und alle Bürgermeister sind Schelme! Also in Stücke mit ihm!“

„Wißt Ihr was? Wir sollten eigentlich ein Feuer anzünden, worin wir alle die schlechten Kerle schmorten und brateten. Wenn dann einer fertig ist, kann der Teufel gleich mit seiner Gabel zulangen und ihn verzehren.“

„Ja! Macht Feuer! Macht Feuer!“ brüllte der Haufe, und diese Aufforderung fand Beifall. Man schleppte alten Hausrat zusammen, die Flamme stieg wirbelnd empor, und Bild auf Bild, wie es aus den Fenstern herab auf die Straße flog, ward mit lauten Verwünschungen in den glühenden Scheiterhaufen geworfen. Da flog ein Portrait herab, das erst kürzlich den Ehrenplatz im Ratsaal erhalten hatte, und dessen Farben hell erglänzten.

„Ach, Ihr Leute, den werft nicht in das Feuer, den nicht!“ rief ein junger Mann und hing sich an den Arm des Vagabonden, der es in die Glut schleudern wollte.

„Und warum nicht? He?

„Das ist der Ratmann Pieter Dultz, ein so braver und rechtschaffener Herr, als je einer lebte. Er hat mich als armes Waisenkind ins Haus genommen, hat mich erzogen, und wer weiß, was ich geworden wäre, wenn er nicht starb.“

„Wischiwaschi! Laß meinen Arm los, Junge!“

„Nicht eher, bis Ihr mir das Bild gebt! Es soll nicht ins Feuer, eher will ich sterben!“

„Dazu kann Rat werden!“ riefen mehrere und griffen nach ihm.

„Ihr sollt das Bild lassen oder mich mit verbrennen!“ rief der junge Mann, sich mit raschem Griffe des Bildes bemächtigend und an sich drückend.

„Das kann geschehen!“ rief kaltblütig ein baumlanger Hafenarbeiter, hob den Jüngling hoch empor und warf ihn samt dem Bilde in die rotstrahlende Glut.

„Reißt ihn wieder heraus! Reißt ihn wieder heraus!“ riefen mehrere und stürzten sich auf den Scheiterhaufen. „Was? Wollt Ihr Euch an Unsersgleichen vergreifen? Haut dem langen Hallunken die Hände ab, und schlagt ihm damit ins Gesicht, so ohrfeigt er sich selbst.“

Die erhitzte Menge fiel über einander her, und während der junge Mann, aus der Glut zurückgerissen, mit Brandwunden bedeckt, das halbversengte Bild rettete,

artete der Streit des Pöbels in ein blutiges Handgemenge aus.

Eine große Anzahl war in die Archive gedrungen, vernichtete die kostbarsten Urkunden und Dokumente, und die Pergamente, worauf der Stadt Gerechtsame standen, wurden zerfetzt und dem Winde preisgegeben.

„Du!" flüsterte ein bis ans Kinn Vermummter einem Bekannnten zu, den er aus dem Gedränge zerrte, „Laß sie sich balgen! Komm und hilf mir, zwölf Engel extra verdienen."

„Zwölf Engel? Halbpart! Von wem kommen sie?"

„Von dem englischen Gesandten. Ich gebe Dir fünf und behalte sieben; das ist ehrlich geteilt, denke ich."

„Ich bins zufrieden. Was haben wir dafür zu thun?"

„Wir sollen das große Bild, daß in dem untern Ratssaal zunächst der Thür hängt, heimlich herausholen und ihm bringen. Auf den goldenen Rahmen kommts ihm nicht an; wir wollens herausschneiden und dann trage ich es leicht unter dem Mantel fort. Komm nur schnell!"

Beide Kerle schlichen durch eine Seitenpforte in das Haus und in den kleinern Saal des untern Geschosses. Sie warfen sich auf das Bild, das die Eroberung des Forts von Chattam auf Rochester-River vorstellte, und das van der Velde für die Ewigkeit gemalt zu haben glaubte. Aber ehe sie noch ihren Raub in Sicherheit gebracht hatten, drang von der andern Seite ein erhitzter Haufen in den Saal, der geheime Rückzug war ihnen abgeschnitten, und sie

wurden nach der großen Freitreppe hingedrängt, wo man ihnen die gemachte Beute entriß.

Zeigt her! Zeigt her!“ riefen einige.

„Nein! Erst werft die beiden Diebe die Treppe hinunter! So! Das ist recht! Wie die Thaten, so der Lohn! Nun zeigt her!

„Das ist ja das Fort von Chattam!“ rief ein Matrose mit einem Arm. „Da habe ich auch gefochten, und nichts von allem empfangen, was mir versprochen worden ist. Es ist ein Lügenbild.

„Ein Lügenbild ist es! Er hat Recht! Werft es ins Feuer!“

„Nein! Verbrennt es nicht. Hängt es irgendwo hin, wo es jedermann sehen und dabei daran denken kann, wie uns die Generalstaaten betrogen haben. Was? Sollten wir nicht ewigen Frieden und Ehre und Wohlleben vollauf haben? Und wann haben wir ein größeres Ungemach erduldet, als gerade jetzt, wo es alle Tage schlimmer wird? Die General-Staaten haben gelogen! Nieder mit ihnen!“

„Ja, werft sie alle ins Feuer! Alle!“

„Wir ziehen nach dem Haag!“

„Seht hier nach dem Bilde her, Jungens!“ rief der Seemann laut. „Seht diesen Mann hier! Das ist der Flottendeputierte Cornelius de Witt, unser hochmütiger Bürgermeister, der uns unser Blut und Mark aussaugt.“

„Er muß auch sterben! Er auch!“

„Den will ich fassen!“ rief der Matrose und schnitt mit seinem Messer die Gestalt des Deputierten aus dem Gemälde. „Nun folgt mir, Jungens! Hinaus vor's

Thor! Wir wollen ihn an den Galgen nageln! An den Galgen!"

„Ja, an den Galgen! An den Galgen!" schrie tobend die Menge und zog hinter dem Seemann drein. Der Platz vor dem zerstörten Rathause war jetzt wüste und leer.

Während dieser grauenvollen Auftritte, welche die ganze Stadt in Schrecken versetzten, hatte der Ruwart van Putten vergeblich versucht, kraft seines Amtes als Bürgermeister der Stadt, dem Unwesen zu steuern, und der rohen Zerstörungswut mit der Macht des Gesetzes entgegen zu treten. Sein siecher Körper erlaubte ihm nicht, sich selbst, mit den Waffen in der Hand, auf die Straße zu begeben, um die bessern Bürger zur Unterdückung des Pöbels aufzufordern, und seine Untergebenen, die er absandte, waren zu lässig im Dienst, oder thaten, vom Geist des Aufruhrs angesteckt, gerade das Gegenteil von Dem, was ihnen befohlen war. Sein Haus war leer, denn von allen Abgesendeten war keiner zurückgekommen, er hörte nur von unten herauf das bald näher bald ferner brausende Gewirr, das Prasseln der Dachziegel, die von dem wütenden Volke unter rohem Gelächter herabgeschleudert wurden. Zwei ältere Diener waren bei ihm geblieben, und mit ihnen ging er zu Rate, wie er es möglich machen könne, zu seinem Bruder Johann de Witt zu gelangen, der sich seit ein paar Tagen in Dortrecht befand, um sich mit diesem gemeinschaftlich zu beraten.

Hinter dem Hause des Ruwart befand sich ein öder Hofraum, zu beiden Seiten von den angrenzenden

Straßen durch eine hohe Mauer getrennt. Am Ende desselben schied ein niedriger Bretterzaun seinen Garten von der Behausung, worin Johann de Witt seine Wohnung genommen hatte. Auf diesem Wege gelangte der Ratspensionar zu dem Bruder, der ihn, auf dem Ruhebette sitzend, empfing.

Wenig Trost mochten beide Männer aus ihrer gegenwärtigen Lage schöpfen; ihnen fehlte die Macht, irgend einen heilsamen Entschluß auszuführen, und nichts blieb ihnen übrig, als rat- und hilflos den Untergang der ihnen anvertrauten Stadt und ihren eigenen zu erwarten.

„Und das beruhigt mich,“ sprach der Ruwart van Putten, „wir fallen mit Ehren. Mein Arm ist schwach, und ich kann mich nicht verteidigen; aber mein Geist ist noch kräftig und ich will mit meiner Ueberzeugung leben und sterben.“

„Ich auch!“ beteuerte Johann, dem Bruder die Hand reichend. „Weiß es Gott, ich konnte nicht anders. Mit beharrlichem Eifer habe ich die Ansprüche des Hauses Oranien niedergekämpft, denn sie sind das Grab unserer Republik.“

Unterdessen hatte der Lärm auf den Straßen wieder überhand genommen. Die Menge war dem Seemanne vor das Thor zum Hochgericht gefolgt, wo das Bild des redlichen Volks-Tribunen unter Absingung von Schandliedern an den Galgen geschlagen wurde, und kehrte nun zurück.

„Das ist alles recht gut!“ sprach ein ehemaliger Kuppler, dem der strenge Cornelius sein schmutziges

Handwerk gelegt hatte. „Nun hängt er da am Galgen, und es mag sich jeder Christenmensch daran spiegeln. Aber es ist doch nur eine gemalte Fratze, und der wirkliche Kerl, der Sünden ohne Zahl begangen und betriebsame Bürger um ihren mühevollen Erwerb und an den Bettelstab gebracht hat, liegt in seinem schönen Hause auf weichen Polstern und lacht uns obenein aus."

„Was sagt Ihr?" rief ein altes zahnloses Weib, welches das als unehrlich angesehene Gewerbe des Wahrsagens aus Kaffeesatz und geschmolzenem Blei trieb. „Wißt Ihr es ganz gewiß, daß er uns auslacht?"

„Ihr könnt es glauben!" beteuerte der Kuppler. „Mich lacht er aus, und Euch und uns alle! Er dreht uns eine Nase über die andere und hält sich dabei den Bauch vor Lachen."

„Das sieht ihm ähnlich!" schnarrte das Weib. „Ihm und seiner hochmütigen Tochter, der Gertrud, die auf dem Kirchgange so stolz rechts und links um sich schaut, als ob sie so'n Ding wäre, was sie drüben überm Wasser eine Königin nennen. Die und eine Königin! Kommt! Es wird überall abgerechnet in Holland, und ich will auch mal mit der hochnasigen Jungfer abrechnen, die mich eine alte Klatschbase geschimpft hat. Klatschbase! Na warte, ich gebe es Dir heim. Sollst mit Deinem Vater unter dem Galgen stehen und Abbitte thun. Nicht wahr, Jungens, das soll sie?"

„Ja, ja, das soll sie! Sie und der Vater! Alle beide! Wird sich gut ausnehmen."

„Nun kommen wir, alter Ruwart! Bist ein heimtückischer Hund gewesen Dein Leben lang! Hast das

Land verraten und es von den Engländern bezahlt erhalten."

„Nicht von den Engländern, Landsmann, sondern von den Franzosen!"

„Weißt Du das gewiß? Das ist wohl noch ärger! Sagt mal, Leute, was ist schlechter, wenn man von den Franzosen oder von den Engländern Geld nimmt?"

„Kommt auf eins heraus. Aber unser Bürgermeister ist ein doppelt schlechter Kerl, denn er hat von beiden ganze Säcke voll bekommen."

„Hat er? Nun soll er auch doppelt daran glauben. Kommt! Kommt!" Und mit wüstem Geschrei zog die tobende Volksmenge gegen die Wohnung Cornelius de Witts heran.

Gertrud flog zitternd, bleich vor Schrecken in das Zimmer. „Wir sind verloren! Ganze Haufen Volks dringen heran!"

„Ruhig, mein Kind! Fasse Dich!"

„Der Pöbel umstellt das Haus. Deinen Namen und den Euren, Oheim, rufen sie mit einem Strom von Verwünschungen aus. Sie suchen Euch."

„Hier sind wir zu finden!" antwortete Johann de Witt, sich aufrichtend.

„Sie drohen, unser Haus der Erde gleich zu machen."

„Es ist mir lieb geworden," sprach der Ruwart. „Wir besitzen es vom Aeltervater her, zweihundert Jahre! Fahre hin."

Da geschah ein heftiger Schlag gegen die eichene Thür des Hauses, daß die Wände zitterten. Die

Zimmerleute waren mit einem schweren Balken dagegen gerannt, und das Volk begrüßte lautjubelnd ihre That.

„Das ist gut, Leute, das ist gut! Noch einmal! So! Und jetzt wieder! Wohlgethan!“

Die Thür stürzte zusammen. Der Pöbel brüllte, als er aber in das Haus dringen wollte, wich er vor dem unerwarteten Anblick zurück. Die Brüder de Witt traten ihm entgegen.

„Hier sind wir!“ sprach Johann ruhig. „Was wollt Ihr?“

Das Volk hatte sich bald von seiner Ueberraschung erholt. Mit dem lauten Rufe: „An den Galgen mit Euch!“ stürmten alle dem Eingange zu, als Meister Ariano plötzlich dazwischen sprang und den Anstürmenden entgegenkreischte: „Rührt sie nicht an! Sie sind dem peinlichen Gericht verfallen, diese Giftmischer.“

„Was ist das? Was sagt Ihr?“

„Giftmischer sind's! Ich will's beweisen! Laut beweisen vor Gericht! Sie sollen eines schmählichen Todes sterben.“

Die Menge war schwankend. Sie überlegte, ob sie selbst ihr Racheschwert führen, oder ob sie das Schwert der Gerechtigkeit walten lassen sollte. Da änderte sich plötzlich die Scene. Trompeten schmetterten. Ein berittener Haufe mit einem Hauptmann an der Spitze, alle wohlbewaffnet, in Scharlachröcken, mit der orange Binde geschmückt, sprengten heran, und trieben die Volkshaufen auseinander. Schimpfend und drohend flog der Pöbel nach allen Seiten hin, und während die Reiter die Ordnung in der Straße wiederherstellten, nahte sich der Hauptmann den Brüdern, die er so eben

der Wut des Volkes entrissen hatte, und die ihm jetzt für seinen Beistand dankten.

„Ich habe nur meine Pflicht gethan," sprach der Hauptmann, und wer weiß, ob Ihr es mir danken werdet, denn kraft dieser Vollmacht Sr. Hoheit, des Prinzen von Oranien soll ich mich Eurer Personen versichern und Euch nach dem Haag abführen."

„Thut nach Eurer Ordre, Herr! sprach der Ruwart.

„Vater! Teurer Vater!" rief Gertrud, den Vater umschlingend, „Du wirst mich nicht allein hier lassen."

„Wenn ich Dich nicht zurücklassen muß?"

„Mir ist darüber nichts mitgeteilt," entgegnete der Hauptmann, „also habe ich keinen Beruf, Vater und Kind zu trennen."

„Dank Euch, edler Herr! Dank Euch tausend mal!" rief Gertrud. Aber Meister Ariano flüsterte ihr zu: „Wir sehen uns dort wieder!" und das Mädchen schauerte zusammen.

Eine Stunde später verließen die von ihrem Volke verstoßenen Tribunen, unter tausend Verwünschungen, von dem Hauptmann und seiner tapfern Schar geleitet, die Stadt Dortrecht.

---

5. Die Schleusen.

In dem Versammlungssaal der General-Staaten zum Grafenhaag ging es stürmisch zu. Die Ordnung der Debatten hatte längst aufgehört; der Präsident und die Deputierten verließen ihre Plätze. Ein Redner, der die Tribüne bestieg, hatte sich keiner Aufmerksamkeit zu rühmen; einzelne Gruppen standen umher, die be-

deutendsten Parteimänner hatten Zuhörer um sich gesammelt.

„Haltet fest, meine Freunde! Haltet fest!“ rief einer, und die Lebhaftigkeit seiner Bewegung gab den fliegenden Worten noch mehr Nachdruck. „Einmal wanktet Ihr, laßt es nicht zum zweiten Male geschehen. Wir haben einen General-Kapitän; bleibt dabei stehen, und gebt Eure Rechte nicht völlig aus der Hand. Nur eine Stunde die Zügel lässig gehalten, und das Roß eilt mit Euch unaufhaltsam davon. Rettet das Vaterland, Ihr rettet Euch selbst!“ Und ein wildes Getöse der Zustimmung unterbrach den Redner.

An der entgegengesetzten Seite des großen Saales drängte sich eine Anzahl von Deputierten um einen Mann, der auf eine Bank gestiegen war, um über den nächsten Kreis hinaus gehört und gesehen zu werden. Er hob beide Hände drohend auf und schrie mit kreischender Stimme: „Halbe Maßregeln sind schlimmer, als Nichtsthun! Durch die Sucht, stets halbe Maßregeln zu ergreifen, sind die Provinzen dem Untergange immer näher geführt. Jetzt deucht uns alles verloren, und es wird so sein, wenn wir nicht entschlossen den einzigen Ausweg betreten, der sich noch bietet. Seht auf Oranien! Er ist unsere einzige Zuflucht, unsere einzige Rettung! Er ist unser geborener Freund, unser natürlicher Beschützer. Sein edles Herz blutet bei dem Elend des Landes; er möchte gern helfen, aber er kann nicht, denn überall sind ihm die Hände gebunden. Legt die Macht in seine Hände, laßt ihn sein, was er sein kann, zu Eurem Heile sein wird, und die Niederlande werden ihre Wiedergeburt feiern.“

„Wir wollens! Wir wollens! Oranien soll Erb-Statthalter sein!“ riefen die Zuhörer.

„Er soll es nicht!“ schallte es von der andern Seite des Saales herüber. „Wir verkaufen unsere Rechte und Privilegien nicht; wir wollen unsere Gerechtsame nicht in dem Besitz eines einzelnen sehen.“

„Ihr seid störrisch und eigensinnig bis zum Uebermaß! Ihr opfert das Land und macht alle unglücklich, weil Ihr uns den Franzosen in die Hände liefert!“

„Und Ihr seid erkauft oder bestochen! Mit glatten Worten oder mit Gold!“

„Wir bestochen? Das geht zu weit! Nieder mit diesen französischen Spionen!“

„Nieder mit den orangistischen Verrätern!“

Da stürmte ein Deputierter atemlos in den Saal und schwang sich auf die Tribüne: „Haltet Frieden, Niederländer, und wendet Euch dem gemeinschaftlichen Feinde zu! Utrecht ist gefallen!“

„Utrecht gefallen!“ Ein Schrei des Entsetzens folgte diesem Ausrufe.

„Ja! Utrecht hat sich nach verzweifelter Gegenwehr ergeben! Narden ist übergegangen. Utrecht und Narden sind über; Condé und Turenne wüten im Herzen von Holland!“

„Zu den Waffen!“ riefen die Mutigsten in der Versammlung; bleich, mit fest geschlossenen Lippen schwankten die übrigen zu dem nächsten Sitze. In diesem Augenblicke herrschte eine tiefe Stille in dem Saal, die erst unterbrochen wurde, als Cornelius van Tromp in die Versammlung trat.

„Da ist van Tromp! Cornelius van Tromp! Was bringt Ihr uns?“

„Was kann er bringen? Ist er mächtiger als wir?“

„Er ist tapfer zu Lande und zur See; ein Niederländer mit Leib und Seele.“

„Aber ein Orangist über alles! Was können wir von einem solchen hoffen! Glaubt ihm nicht! Mißtraut seinem glatten, vornehmen Gesicht! Er ist ein heimlicher, aber desto wütenderer Feind.“

„Ja!“ rief der Admiral. „Ich bin ein Freund Oraniens und seines Hauses. Ich habe es von jeher offen gesagt. Wer will mir ein Verbrechen daraus machen? Ich bin ein so guter Niederländer, als irgend einer, und bringe dem Vaterlande jedes Opfer, das ihm frommt. Ihr aber, die Ihr unter der Maske von Parteigängern Zwietracht säet, um für Eure Privat-Interessen im Trüben zu fischen, auf Euer Haupt wird der Fluch fallen, der sich jetzt schon erfüllt.“

„Was bringt Ihr, van Tromp? Redet!“

„Unsere Landmacht weicht; eine Stadt nach der andern geht in Feindeshand über; aber noch war nicht alles verloren, wir hatten noch ein schützendes Bollwerk: unsere Flotte. Jetzt ist sie hin!“

„Weh uns! Was sagt Ihr?“

„Sie ist hin, denn am Bord unserer Schiffe sind die Bande der Ordnung zerrissen, die Subordination ist Kinderspott für Bootsjungen und Deckläufer. Die Kanoniere weigern den Dienst bei den Geschützen, die Matrosen kehren sich nicht mehr an Kabelgat und Takelwerk, die Offiziere werden schwierig und machen gemeinschaftliche Sache mit dem Volk. Seeleute und

Soldaten, sich sonst gegenseitig Schach haltend, schließen jetzt Kameradschaft mit einander und lehnen sich gegen den gemeinsamen Feind auf. Die Befehlshaber sind weiter nichts, als eine Null, und sobald die Flotte wieder mit dem Feinde zusammentrifft, werdet Ihr es erleben, daß sie zu ihm übergeht oder feig nach allen Kompaßstrichen ins Blaue hinaussteuert."

„Das verhüten Gott und de Ruyter!"

„Er ist nicht allmächtig!" entgegnete van Tromp rasch. „Wo die Kraft der andern erlahmte, wird auch seine Weisheit betteln gehen. Ich kenne nur einen Helfer, dem wir uns mit Vertrauen in die Arme werfen können! Einen! Aber bald muß es geschehen, bald, sonst ist auch der zu schwach geworden, und alles geht rettungslos unter."

Während die General-Staaten in steter Aufregung Entwürfe auf Entwürfe machten, ohne einen festen Entschluß fassen zu können, hielt sich der General-Kapitän der Niederlande, Prinz Wilhelm Heinrich, der blühende Jüngling mit dem besonnenen Geiste des gereiften Mannes, ruhig innerhalb seines Palastes und widmete sich mit der strengsten Sorgfalt den wichtigen Geschäften, die auf ihm ruhten. Er hatte einige Kuriere mit wichtigen Depeschen nach den verschiedensten Orten abgesendet, und soeben war der letzte entlassen, als der Vertraute des Prinzen, Oberst Wahlberger, eintrat.

„Wie steht, Wahlberger? Was bringt Ihr neues?"

„Wenig Gutes, durchlauchtigster Prinz! Die neu geworbenen Truppen sind fast schlimmer, als gar keine;

sie schlagen nicht, sie weichen nur; haben in nichts eine Fertigkeit, als im Plündern, und das einzig Sichere ist, daß sie zum Feinde übergehen, wenn sich für ihre Raubsucht hier nichts mehr vorfindet. Die wenigen Holländer, die es wahrhaft ehrlich meinen, sind zu schwach, als daß sie einen Erfolg zu unsern Gunsten herbeiführen könnten."

„So muß ich zum äußersten schreiten, und die General-Staaten, wie zäh sie immer sind, müssen sich fügen. Ich darf nicht gestatten, daß diese Franzosen weiter vordringen. So oder so! Auch ihre Stunde schlägt!"

„Nun habt Ihr es doch gesehen, wie es mit dem deutschen Bündnisse bestellt ist, zu dem Ihr so großes Vertrauen hattet?" sagte der Oberst bitter. „Wo bleibt der deutsche Kaiser mit dem versprochenen Hülfsheer? Was hat der Kurfürst von Brandenburg so Bedeutendes in den jülichschen Landen zu thun, daß seine Soldaten nicht die Grenzen jenes Herzogtums überschreiten, während wir täglich einem gewissen Untergange näher geführt werden? Fluch über eine solche Allianz!"

Da erschien der Kanzler des Prinzen, das sorgenvolle, schneeweiße Haupt gesenkt, mehrere erbrochene Depeschen in der Hand.

„Nun?" fragte der Prinz, ihm rasch entgegen eilend.

„Faßt Euch, mein edler Herr!" sprach der Kanzler ernst mahnend. „Unsere Anstrengungen sind abermals vergeblich gewesen. Frankreich weist jede Friedens-Unterhandlung mit dem größten Uebermut zurück, denn

Ludwig glaubt, unser ganzes Land bereits sein zu nennen, und die Bedingungen Englands sind so schimpflicher Natur, daß selbst der feigherzigste Niederländer den Tod vorziehen würde."

„Seit Gelderland besetzt ist, seit Utrecht und Narden fielen," sprach Oberst Wahlberger, „habe ich keine Hoffnung mehr. Ich verzweifle daran, das rechte Mittel zu finden."

„Aber ich nicht!" entgegnete rasch der Prinz. „Ich kenne ein Mittel, ein entsetzliches zwar, bei dessen Anwendung das Blut in manchen Adern zu Eis gerinnen mag; ein Mittel, das manches unschuldige Leben dahinraffen wird — —"

„Was ist das für ein Mittel?" unterbrach ihn der Kanzler.

„Die Schleusen, Ihr Herren!" sprach mit festem Tone der Prinz.

Der Kanzler wich erbleichend zurück, und der Oberst rief: „Mit diesem Worte streicht Ihr unsere blühenden Aecker und Wiesen aus der Welt!"

„Besser, auf einer zerstörten Erdscholle den letzten freien Atemzug aushauchen, als sich überwunden und besiegt durch blühende Felder treiben lassen!" entgegnete der Prinz.

„Ich bewundere die Größe Eures Geistes," sprach der Kanzler. „Ich bewundere und schweige."

„Ueberlaßt mich einen Augenblick mir selber, meine Freunde!" bat der Prinz. „Es drängt und wogt so gewaltig in mir, ich muß mit mir selbst zu Rate gehen."

Der Kanzler und der Oberst enfernten sich. Wilhelm Heinrich war allein.

Mehrere Stunden vergingen. Die Sonne war längst hinabgesunken und finstere Nacht umgab das Schloß. Die Korridore und Säle, wo im Laufe des Tages eine so laute Bewegung geherrscht hatte, standen verödet, und nur die wachthabenden Leibtrabanten gingen in den öden Gängen gemessenen Schrittes auf und ab. In dem Gemache des Prinzen waren die Kerzen tief herabgebrannt und lange Schatten flackerten an den Wänden. Der Prinz stand, in Gedanken versunken, am Fenster und sprach einzelne Worte vor sich hin, die Hände gegen die Brust gepreßt, als wollte er so den Sturm beschwichtigen, der in seinem Innern tobte.

„Noch immer langt keine Botschaft an, daß die Sitzung geschlossen ist; noch immer dauert der Kampf fort, und meine Gegner räumen das Feld nicht. — Sie kämpfen für ein Phantom, das nie Leben und Mark gewinnen wird, aber kämpfen mit einem Mut und einer Ausdauer gegen mich, die ich achten muß. Wären meine Freunde von gleichem Mute und gleicher Kraft beseelt, längst wäre ich am Ziel.“

Eine lange Pause trat ein; kein Laut unterbrach die tiefe Stille: „Und was will ich? Was anderes, als dieses Volk, mit dem mein ganzes Dasein verwachsen ist, dem ich durch meine Väter unauflöslich angehöre, von der Schmach befreien, die es darniederhält, und es einer glücklichen Zukunft entgegenführen.“

Er ging mit starken Schritten auf und ab und stand endlich vor einem lebensgroßen Bilde still, das den Ahnherrn des Hauses von Oranien darstellte. In diesem Augenblicke flammten die Kerzen hoch auf und warfen einen hellen Schein auf das Antlitz des ersten

Oranien, der seinen Enkel fest anzublicken und aus dem Rahmen zu treten schien.

„Dich nehme ich zum Zeugen für die Heiligkeit meines Gelübdes!“ rief er aus. „Du sollst der Hüter meines Schwures sein, den ich mit vollem Herzen in dieser Stunde leiste: Ich schwöre, daß ich nicht eher ruhig mein Haupt niederlegen will, bis ich dies Land von seinen Feinden befreit, und jene Kette, die es fesselt, zerbrochen habe, damit es den ihm gebührenden Platz in der Reihe der Staaten Europas einnehme.“

Da trat ein Diener ein, der einen Hauptmann der Garde meldete. Dieser trat ein und berichtete, daß er den von Sr. Durchlaucht erhaltenen Auftrag ausgeführt und den Herrn Ruwart van Putten samt dessen Bruder, den Ratspensionär de Witt, bis eine Stunde vom Grafenhaag geleitet habe, und sich jetzt weitere Verhaltungsbefehle erbitte.

„Ich danke Euch für Euren Eifer, Herr Hauptmann,“ sprach der Prinz. „Die Männer sind in hohem Grade ehrenwert und ich möchte um vieles nicht, daß sie irgendwie gekränkt würden. Ich hoffe auch, daß Ihr sie mit all der Rücksicht behandelt habt, die ihre Stellung verdient. Gebietet auch die Notwendigkeit, sie als politische Feinde Hollands zu betrachten, so will ich doch nicht, daß man strenger gegen sie verfahren soll, als irgend nötig. Deswegen, Herr Hauptmann, laßt Ihnen in der Voorport eine standesgemäße Wohnung bereiten. Bewacht sie wohl, aber gebt ihnen aufmerksame Diener, die sie mit aller schuldigen Ehrerbietung behandeln.

Der Hauptmann entfernte sich, und an seine Stelle trat einer der Geheimschreiber des Prinzen: „Verzeiht, gnädigster Herr,“ sprach dieser, bleich, mit bebender Stimme, „ich bringe eine Nachricht, die mich bis aufs äußerste erschreckt hat. Ein Italiener, ein Wundarzt, namens Ariano, seit mehreren Jahren in Dortrecht ansässig, der Herrn Cornelius de Witt in seiner letzten Krankheit behandelt hat, sagt aus, daß ihn jener Herr de Witt — ich kann es nicht sagen, gnädigster Herr!“

„Redet! Ich befehle es Euch!“

„Er sagt, daß Herr de Witt ihn, als seinen Arzt, dahin zu bringen gesucht hat, Euch durch Gift aus der Welt zu schaffen!“

Der Prinz erbleichte: „Giftmischer! sagt Ihr? Unmöglich!“

„Es ist sogleich ein geheimes Verhör angeordnet,“ entgegnete der Schreiber. Hoffentlich wird alles ein boshaftes Lügengewebe sein.“

„So ist's!“ rief der Prinz, der sich völlig wieder gefaßt hatte. „Es ist eine Lüge! Es muß eine Lüge sein! Geht! Ich mache Euch dafür verantwortlich, daß dieser Italiener seine boshafte Verleumdung nicht weiter plaudern kann.“

Der Geheimschreiber entfernte sich und ließ den Prinzen in großer Aufregung zurück.

Eine Stunde später entstand in den äußersten Gängen eine rasche Bewegung; Thüren wurden geöffnet und zugeworfen, Fenster erhellten sich. Der Prinz fuhr aus dem Sessel auf und wandte sich zu dem eintretenden Kanzler.

„Die Würfel sind gefallen! rief dieser dem Prinzen entgegen. „Fortan herrscht nur ein Wille in diesen Provinzen, der Eure, Herr!“

„Redet, Herr Kanzler!“

„Die Opposition ist besiegt; die Anhänger der de Witts sind aus dem Felde geschlagen. Die Herren Generalstaaten haben einstimmig das ewige Edikt vernichtet und den General-Kapitän der Provinzen, Prinz Wilhelm Heinrich von Oranien — Euch, meinem durchlauchtigsten Herrn! — die Würde eines Erbstatthalters feierlich übertragen. Es ist sofort eine Deputation abgeordnet worden, um Eurer Hoheit die Wahlakte zu überbringen, und im Namen der Generalstaaten Euch zu huldigen. Geruhe Euer Hoheit zu bestimmen, wann diese Deputation vorgelassen werden soll.“

Der Prinz antwortete nicht, aber er warf einen flammenden Blick an die Decke des Gemachs und auf das Bild des Ahnherrn, der ein stummer Zeuge seines heiligen Gelübdes war. Der Kanzler betrachtete seinen Herrn mit Ehrfurcht und verneigte sich tief, als dieser ihm den Befehl erteilte, die Deputation unverzüglich bei ihm einzuführen.

Die französischen Vorposten standen bereits über Narden hinaus. Ein Trupp Reiter hatte sich um ein helles Feuer gelagert; man rückte die Kessel näher, rupfte einige Hühner und schlachtete ein Kalb, willkommene Beutestücke, die soeben von einem Streifzuge eingebracht waren. Die Sonne berührte mit dem untern Rande den Horizont, und die weite Landschaft glühte

in rötlichem Schein. Das Gras auf den Wiesen war welk, und die breiten Gräben, welche sie durchschnitten, bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet.

„Ventre Saint Gris!“ rief ein bärtiger Reiter. „Das wird eine leckere Mahlzeit, wie uns lange keine zuteil geworden, denn die guten Bissen werden bei diesen Mynheers verdammt schmal!“

„Müssen ihnen einmal wieder das Fell ausklopfen,“ antwortete einer von Condé's schwarzen Musketieren, damit sie ein wenig geschmeidiger werden! — Da, dieses Faß mit Branntwein habe ich von einem ketzerischen Pfaffen erpreßt, der bei Seele und Seligkeit beteuerte, er habe keines Strohhalmes Wert mehr in seinem Hause.“

„Laßt uns gleich versuchen, was es für eine Art Stoff ist!“ sprach der Reiter. „Ich gebe den Braten, Du giebst den Trunk, das ist kameradschaftlich. Teufel, das ist stark! Giebt's hier nicht einen Schlauch voll Wasser, um eine gute Mischung daraus herzustellen?“

„Wasser? Ich glaube, man könnte hier zwanzig Fuß tief graben, ehe auch nur ein Tröpfchen aus dem Lehm hervorsickerte. Seit Mittag haben wir nichts mehr in den Schläuchen, und noch immer bleibt die Zufuhr aus.“

„So müssen die Sappeurs darnach graben! He! Holla! — —“

„Horcht! Stille da, einen Augenblick! War es mir doch, als donnere es.“

„Ihr seid nicht klug, Sergeant! Donnern bei dieser schönen, heitern Luft?“

„So hört doch nur hin! Sperrt die Ohren auf. Ist das kein Donner?“

„Nein! Donner ist das nicht! Aber ein eigentümliches, dumpfes Rauschen. Es scheint auch, als ob es immer näher käme. Was mag es sein?“

Die Soldaten hatten das Faß, sowie die Bratenwender verlassen und steckten die Köpfe zusammen.

„Mort de ma vie!“ rief der Musketier, „wenn es nicht ganz unmöglich wäre, so wollte ich einen Eid schwören, das sei Wasser.“

„Wasser! Ha! Ha! Wo soll hier Wasser herkommen? Und mit solchem Getöse! Ihr seid nicht klug. Was sagt Ihr, Jerôme?“

Jerôme, ein kräftiger Büchsenspanner, der aus der Bretagne gebürtig war, und längere Zeit das Fischerhandwerk getrieben, hatte sich auf seine Büchse gestützt und horchte angestrengt hin. „Das ist doch Wasser! Bei der unbefleckten Jungfrau Maria, so wahr ich selig zu werden hoffe, das ist Wasser! Gerade so brauste und zischte es, wenn ich Nachts in meiner Fischerbarke aufwachte und die einsetzende Flut gegen die Ufer heranrauschte. Dann war immer bald darauf der Teufel los, und es passierte irgend ein Unglück, woran vorher niemand gedacht hatte. Hilf uns, Gott! ich glaube, hier ist es auch nicht geheuer.“

Er blickte scheu um sich, und alle folgten seinem Beispiel; die Furcht ist ansteckend.

Die Dämmerung brach tiefer herein. In geringer Entfernung von dem Vorposten zog ein Trupp Flüchtlinge die Straße. Man hatte sie von Haus und Hof

vertrieben, und sie wanderten mühsam mit der geretteten Habe in das ungewisse Elend.

„Da ist frische Beute!“ rief ein halbbetrunkener Reitersknecht. „Wer geht mit? Wir teilen alle!“

„Steh still, Kerl!“ rief der Bretagner, ihn beim Schopfe fassend und zu Boden werfend. „Willst rauben und plündern in dem Augenblick ... Horcht! Da braust es stärker gegen uns heran, und die Dämmerung bricht so schnell herein, daß man in der nächsten Entfernung nichts mehr zu erkennen vermag. — Laßt die Leute da ruhig ihres Weges ziehen, und gebt ihnen lieber noch einen Zehrpfennig mit auf den Weg. Horcht! Horcht! Abermals! Das ist die See, die schäumende See! Sancto Maria! Ora pro nobis!“

Der Bretagner warf sich in die Kniee und betete eifrig. Mehrere folgten seinem Beispiel; die übrigen steckten die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander. Keiner wagte ein lautes Wort.

Da sprengte ein Reiter die Straße nach Narden entlang; er trug die Uniform der Turenneschen Leib-Trabanten und kam hart an dem Vorposten vorüber.

„Helft Euch selbst! Rettet Euch, so gut Ihr könnt,“ rief er, einen Augenblick anhaltend. „Alles ist verloren.“

„Was giebts, Kamerad? Was ist geschehen?“

„Die Schleusen sind geöffnet!“ rief er im Weitersprengen. Von allen Seiten dringen die Meereswellen durch Dämme und Deiche herein. Ganz Holland gerät unter Wasser und wir müssen alle jämmerlich ertrinken!“

Der Reiter flog seine Straße dahin, gespornt von Angst und Entsetzen, geleitet von dem Weheruf der zurückbleibenden Soldaten.

„Helft! Helft! Laßt uns eilen, davonzukommen! — Her meinen Mantelsack! — Um Gotteswillen, schnell! — Die Wellen sind schon hinter uns her!“ So riefen die Soldaten in wilder Hast durch einander, ihre Habseligkeiten zusammenraffend, und in blinder Unordnung dem Reiter folgend, der schon längst hinter den aufsteigenden Nebeln verschwunden war.

Die Gräben und Kanäle waren gefüllt, aber das Wasser ruhte nicht darin wie eine heitere Spiegelfläche; es tobte und wütete, als ob es vom Gewittersturm gepeitscht und aufgerüttelt würde, es stieg Zoll um Zoll, Fuß um Fuß bis über den Bord hinaus und überströmte Gärten und Felder, Moor und Wiesen.

Ein Dorf lag an der Straße, vom Silberschimmer des Mondes übergossen. An dem letzten Hause desselben pochte ein Mann: He, holla! Aufgewacht!“

„Was giebt's draußen?“

„Steht auf, eilt Euch! Die See kommt ins Dorf!“

„Ihr seid verrückt!“

„Sie kommt, sage ich. Ich bin's, Nachbar Storm. Hört Ihr's denn nicht donnern? Ich muß die andern wecken.“

Und weiter eilte er, die Dorfstraße entlang, über den Kirchhof weg, zum Turm, nach dem Glockenstrang greifend. Auch von anderer Seite her ist die Warnung erschollen, Lichter blitzen auf, die Wasser rauschen durch die Nacht heran, und der weiße Gischt spritzt hoch empor, das Sturmläuten tönt bang und schaurig und mischt sich mit dem Angstschrei der Weiber, die hinausstürzen ins Freie, rat- und hilflos nach den Männern

rufend und angstvoll die Kinder suchend, die sie selbst in den Häusern zurückgelassen haben.

„Wohin ziehen wir in der Nacht mit den Kranken und Gebrechlichen, Nachbar?"

„Ich weiß es nicht! Laßt es den Prediger sagen oder den Schulzen. Mein Verstand ist hin!"

„Helft mir mein krankes Weib forttragen, Nachbar Klaus! Sie jammert sich zu Tode!"

„Seht Ihr nicht, daß ich auf jedem Arm eines meiner gebrechlichen Kinder habe? Helft Euch selbst."

„Ach Gott, ach Gott! Ich armes Weib! Mein Spinnrad steht noch darin, und der ganze Rocken ist voll Flachs. Wo geht es denn nun hin?"

„Dort hinauf, nach Bockholt zu!"

„Nein! Da nicht! Da ist's Unheil auch schon, sagt der Schulze, wir sollen hier links gehen, nach Aartendal."

„Geht Ihr links, ich gehe zum Vetter nach Bockholt."

„Und ich da hinaus. — — Laßt mich los, alter Weber, und hängt Euch sonst wo an; hier ist sich jeder selbst der Nächste!"

„Wie das braust! Es wird uns über den Kopf zusammenschlagen, ehrwürdiger Herr!"

„Mut, meine Kinder!" rief der Prediger. „Wir suchen die Straße nach Amsterdam!"

Und in Zeit von einer Stunde war eine ganze friedliche Einwohnerschaft aus ihrer Heimat vertrieben; klagend und weinend suchte jeder die von ihm gewählte Straße, aber die rastlosen Fluten waren ihnen zuvorgekommen, sie verschlangen die Straßen und sprengten die Brücken und Dämme. Zwischen Hecken und Zäunen

hindurch gleitet ein lecker Kahn; ein flüchtig zusammengebundenes Floß, mit Menschen besäet, treibt mit dem Strome hin; sie wenden sich rückwärts, aber der Abschiedsblick fällt nicht mehr auf den heimatlichen Herd, die unbarmherzigen Wellen haben ihn schon verschlungen.

Der Tag bricht an und beleuchtet ein thränenwertes Schauspiel; ringsumher, so weit das Auge reicht, eine schäumende See, mit Leichen und Trümmern bedeckt. Die Klage des Menschen ist schon verstummt, aber die die Wut des entfesselten Elements, mit dem sich der Sturm verbündet, ist noch nicht gebrochen. Die Wogen türmen sich über einander, sie verschlingen die Dörfer und rauschen durch die Straßen der Städte. Die Lager des Feindes verschwinden, seine Reiterscharen sprengen in wilder Unordnung dahin; die gefürchteten Armeen Ludwig XIV. ziehen sich immer weiter nach den Grenzen. Die Holländer stehen keinem Feinde mehr gegenüber, ihnen gehört der Kampfplatz, aber dieser ist nichts als eine öde Wasserwüste.

---

6. Der Texel.

Unweit der äußersten Bucht, wo bei schweren Stürmen die rückkehrenden Fischer eine Zuflucht finden, standen einige Kerle bei einander, müßige Strandläufer, die nichts zu verlieren hatten, und machten ihre Glossen über die Ereignisse der Zeit.

„Das ist alles wenig nütze, und dient nicht dazu, ein fingerlanges Stück Tabak in meine leere Dose zu schaffen,“ sagte der vordere, ein langer, windschiefer Seilerknecht, der schon aus zehn Werften entlassen war.

„Geht mit van Tromp, mit Evertson, mit de Witt, mit wem weiß ich! Es ist mit Hollands Seemacht zu Ende; sie können alle nichts.“

„Allenfalls den de Ruyter nehme ich aus!“ sprach sein Nachbar einlenkend.

„Den auch nicht! Den erst recht nicht! Die andern können nicht und der will nicht. Das ist noch viel schlimmer, und er soll sich vorsehen, daß die Patrioten ihm nicht einmal über sein Takelwerk kommen!“

„Oho! Hallo!“ riefen mehrere.

„Es steht niemand so hoch, daß nicht noch ein Eisenblock über seinem Kopf angebracht werden kann.“

Aber er hat doch erst vor kurzem wieder in der Soulsbay so glänzend gesiegt.“

„Soulsbay! — Hm! — Habt Ihrs gehört, Leute? — Soulsbay? Nun, es ist lange her. Ueber einen Monat denke ich. Und was wird es großes gewesen sein? Man hört nicht sonderlich viel davon! Hätte seit der Zeit schon drei, vier Mal wieder siegen können, hat draußen nichts anderes zu thun, als zu siegen. Das wäre besser, als die Engländer so nahe kommen zu lassen, daß wir sie jeden Augenblick hier auf der Reede haben können.“

„Na! Das nun eben nicht! Das fehlte auch noch. Die Engländer hier auf der Reede!“

„Wollen sich Revanche holen von Rochester her!“

„Das sollen sie sich unterstehen! „Seht, wer da angesegelt kommt! Kennt Ihr ihn?“

„Ist der schwarze Frerk Pieter mit seinem Boot. Kommt! Laßt uns ins Wirtshaus gehen! Halt nicht viel von ihm, denn er hat ein Gesicht wie ein Schinder,

und verschachert seinen Herrn für einen Silberling weniger als Judas."

Die nichtsnutzigen Strandläufer zogen sich von dem nichtsnutzigsten ihrer Gesellen zurück, der auf einer zerbrochenen Ankerboje sitzen blieb und den schwarzen Frerk Pieter mit seinen Gefährten landen sah.

„Ha! Ha! Ha!" lachte er in sich hinein. „Gestern haben sie falsch gespielt und dem Ankerwirt drei Quartier Brantwein gestohlen; heute geberden sie sich, als ob aus allen Löchern ihrer Jacke die Ehrlichkeit mit zehn Augen herausguckte! — Vaterland! Pah! Giebt es mir satt zu essen und zu trinken? — Nichts da! Ich aber will leben, gut leben, und wer mich am besten bezahlt, der hat mich. — — Guten Morgen, Frerk Pieter.

„Guten Morgen!" entgegnete dieser, der mit seinen Begleitern näher kam, mürrischen Tones. „Hast Dich schön aufgeführt! Müßig und allein sitzt Du hier, während ich eine ganze Kompagnie zusammengebracht habe."

„Ist's meine Schuld?" rief der Strandläufer ärgerlich aufspringend. „Hatte Dir eine gute Couleur zusammen, falsche Spieler und diebische Säufer, aber als es an's Tageslicht kam, wollten sie Patrioten sein! Pah! Laß sie laufen; sie waren nicht fünf Stüber wert. Bezahle mich anständig, und ich arbeite für Zehn!"

„Wollen sehen! Hörst Du das Geld in der Tasche klimpern? Sind englische Kronen und sollen Dir gehören, wenn Du es gescheit anfängst. Da, scher Dich hin, und mache Dich mit den Leuten bekannt,

trinkt einen Schluck mit einander, und dann fort über alle Berge, Jeder an sein Werk!"

Der Strandläufer ließ sich zu den Genossen Frerk Pieter's führen, und sprang bei dem Anblick des Ersten drei Schritte rückwärts. „Was ist das? Ihr seid's, Steuermann Jacob Quick? Nun, das ist lustig! Sie gerben Euch das Fell tüchtig durch, und peitschen Euch als feige Memme zum Lande hinaus . . . ."

„Schweig! wenn Du nicht meine Hand an Deiner Kehle haben willst!" rief der Steuermann. „Der Rücken brennt mir noch, und ich sehe stets das glühende Eisen — — Tod und Teufel, und Du kamst davon.

„Ich war klug und ließ mich nicht greifen. Als der Sturm vorüber war, kam ich zurück und sie mußten mich ernähren so gut als die übrigen. Aber Ihr freilich wurdet jämmerlich zugerichtet."

„Die Pest ihnen dafür! Jetzt bin ich gekommen, es wett zu machen. Sie sollen den roten Hahn über ihre Flotte hinfliegen sehen! Verdamme mich Gott, sie sollens!"

„Haltet das Maul mit Eurem Gewäsch," rief Frerk Pieter dazwischen, „und seht ein bischen nach diesem Herrn, der Euch das Wort gönnen will. Die Mützen herunter, Kerls, das ist Master Glad, ein Freund des Königs von England, und mit dem Herzoge von York auf Du und Du!"

„Meinetwegen!" entgegnete der Strandläufer. „Mich scherts nicht. Hat er Geld, dieser Herr Glad?"

„Ganze Säcke voll! Und er spart's nicht, sondern giebt mit vollen Händen."

„Das ist gut! Willkommen, Mynheer oder Master! Wenn Eure Kronen so rund und glatt sind, als Ihr selbst, Herr Glad, so werden wir gute Geschäfte machen. Was ist so ein Kerl wert, wie ich? He?“

„Das läßt sich alles bei einem guten Trunk am bequemsten abmachen!“ sprach Frerk Pieter dazwischen und zog eine blinkende Flasche unter der Jacke hervor. Da! Wer will meine Nachtigall pfeifen hören?“

„Gut das!“ rief der Strandläufer, sich der Flasche bemächtigend. „Die soll singen, bis sie keinen Ton mehr in der Kehle hat. Kommt, Master Glad, ich bringe Euch an einen Ort — — Sobald die Kerle besoffen sind, gehen sie doch in unser Netz! Wenn Ihr gut zahlt, kriegt Ihr Revanche, und Ihr werdet sehen, daß die Schiffe im Zuydersee und im Pampus nicht schlechter brennen, als die auf der Themse.“

Der Strandläufer, der Spion und der unter dem Galgen Gestempelte gingen zusammen in das unferne Wirtshaus und schürten dort die ersten Kohlen zu dem Brande, der die Niederlande zu verheeren bestimmt war.

Weitab trieb die holländische Flotte. Es war den Engländern glücklich gelungen, Michael de Ruyter auf eine falsche Fährte zu führen, und während dieser nach den Bänken von Godwins steuerte, wo er mit den Engländern zu einer neuen Schlacht zusammenzutreffen hoffte, segelte der Herzog von York nach dem Texel, wo zahlreiche Spione seinen Empfang vorbereitet hatten. An einem heitern, wolkenfreien Morgen wurde der Dreidecker des königlichen Admirals sichtbar, und hinter ihm

zog die stolze Reihe der Fregatten und Barken mit wehenden Flaggen und Wimpeln heran.

„Von den Franzosen findet sich keine Spur, Königliche Hoheit!" nahte sich meldend ein Offizier dem Admiral. „Die beiden Galioten, welche auf Kundschaft ausgesendet waren, sagen aus, daß ihnen kein französisch gezacktes Segel in den Weg gekommen ist."

„Desto besser, desto besser, Ihr Herren!" wandte sich der Herzog zu seinen Freunden. „Die Ehre des Tages bleibt dann uns allein."

„Ja, Königliche Hoheit!" entgegnete Sir Edmund Banks, „wir haben eine solche Gelegenheit verdient und wollen sie uns zu Nutze machen. So lange die Flagge Englands von dem Rumpf eines Schiffes weht, ist ihr nicht ein solcher Schimpf widerfahren, als vor Rochester, und bei dem heiligen Dunstan! wir wollen unsere Genugthuung."

„Sie soll uns werden, Sir Edmund, im vollsten Maße," antwortete der Herzog. „Nur einen Tag noch mäßigt Euern Eifer und dann will ich Euch nicht länger zurückhalten. Ich hoffe, alle Vorkehrungen sind genau so ausgeführt, wie ich sie angeordnet habe. Eure Fregatten sind schlagfertig, und Eure Brander können jeden Augenblick zünden?"

„Keine Minute Zögerung von meiner Seite," entgegnete der Lord.

„Und Ihr, General Wylde?" fuhr der Herzog fort. „Wird die Ausschiffung der Truppen auf kein Hindernis stoßen?"

„Alles ist auf das Sorglichste verarbeitet," entgegnete der General. „Laßt den Anker fallen und ich

stelle zwei Stunden später drei tausend Mann zu Eurer Verfügung am Strande auf.“

„Nun dann, Ihr Herren! Was braucht es mehr? Dort liegt die Küste von Holland vor uns. Wir ankern zu guter Zeit, und ehe die Sonne untergeht, hat Wylde seine Truppen gelandet. Ueber Nacht sollen die Freudenfeuer, die wir aus ihren Werften anzünden, weit hinausleuchten in die See und die Mynheers zu Amsterdam unter Fluchen und Beten aus ihren Betten jagen!“

Der Herzog begab sich in seine Kajüte und die Offiziere teilten bereits die Kränze für den nahen Sieg unter sich aus. Ihre ganze Thätigkeit war darauf gerichtet, die Segellast ihrer Schiffe zu vergrößern und ihren Lauf zu beschleunigen, aber keiner achtete darauf, daß ein leichtes Galiot in ihrem Lee hinstrich und ohne Flagge oder sonstiges Abzeichen mit scharf angezogenen Segeln gegen die rollende See aufkreuzte. An seinem Bord befand sich ein einfacher holländischer Schiffer mit seinen beiden Maaten; ein Patriot, dessen Namen die Geschichte nicht kennt; der Einzige von allen holländischen Strandbewohnern, der Verstand genug hatte, das Unheil zu erkennen, das seinem Vaterlande drohte, und hinreichenden Mut besaß, um unter gewisser Todesgefahr auf die hohe See hinaus zu lavieren und die Flotte des Landes herbei zu rufen.

Kaum hatte sich die englische Flotte bis auf eine gewisse Strecke dem Lande genähert, als alle Segel back gebraßt wurden, und man auf ein Zeichen harrte, das die vorausgesandten Freunde zu geben versprochen

hatten. Es ließ nicht lange auf sich warten. Eine Smack trieb mit vollen Segeln heran, die auf ihrem Hauptmast eine rote und darunter eine weiße Flagge aufgezogen hatte. Am Bord derselben befanden sich sechs Niederländer, die, von dem Glanze des Goldes geblendet, es über sich genommen hatten, die feindliche Flotte sicher einzulotsen und an dem geeigneten Orte vor Anker zu bringen.

Am Strande zu Texel, an den Ufern des Zuydersees, bis hinauf zu dem Y, wo das stolze Amsterdam auf Pfählen ruht, herrschte eine unruhige, ängstliche Bewegung. Kein Ort war frei von fremden Gästen. Dorst hausten Engländer, die sich unter den verschiedensten Masken eingefunden hatten, oder Holländer, die aus entfernten Provinzen hierher gelangten, mit Geld vollauf versehen wurden und sich den Ausländern eng anschlossen. Sie trieben es so eifrig und geheimnisvoll, daß den Uferbewohnern ängstlich zu Mute wurde, und sie ein Kreuz schlugen, wenn sich eine jener Galgen-Physiognomieen auch nur von weitem sehen ließ. Mancher ehrliche Patriot sah schärfer, als seine Genossen, und es ward ihm klar, daß Verräterei im Werke sei; er schloß sich, die innere Abneigung unterdrückend, den geheimnisvollen Fremden an, und wenn diese trunken vom feurigen Genever waren, plauderten sie ihre Geheimnisse aus. Angst und Entsetzen verbreitete sich, als die Kunde offenbar wurde. Hier war nirgends Hilfe. Alle Truppen waren im Felde, alle dienstfähigen Männer im Namen des Landes zur Flotte oder zum Heere

gepreßt; nur Weiber, Greise und Kinder befanden sich daheim.

Da wurde das Signal gegeben, daß die Flotte der Engländer nahe. An ihrem Bord befanden sich geübte Lotsen, die das Fahrwasser genau kannten und sich verbindlich gemacht hatten, die ihnen übergebenen Schiffe im Y vor Anker zu bringen. Die Transportschiffe, an deren Bord die Truppen sich befanden, waren sorgsam in eine Linie gebracht und alle Vorkehrungen so getroffen, daß die Landung durch nichts gestört werden konnte. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich den Unglücklichen, die ein Opfer dieses feindlichen Ueberfalles zu werden fürchteten; sie beluden sich mit ihrer besten Habe und flüchteten den Orten zu, die von andern bereits als eine Stätte des Jammers verlassen waren. Es gab keinen Ort in Holland zu der Zeit, wo das Unglück ein schützendes Asyl gefunden hätte.

Die Flotte lag jetzt auf demjenigen Punkt, wo einige Sandbänke zu übersegeln waren, welche sie von den Landungsplätzen trennten. Es war das letzte schirmende Bollwerk; wurde es erobert, war Holland verloren. Mit halber Flut wollte man sie nehmen und dann mit völligem Hochwasser stromaufwärts gehen, während die Verbündeten am Lande ein Freudenfeuer nach dem andern anzünden und sämtliche Werften, Küstenfahrzeuge, Magazine und alles andere vernichten sollten, was zum Heile der Schiffahrt seit einem Jahrhundert dort angelegt war. Auf den englischen Schiffen war alles vorbereitet, die Unternehmungen am Lande durch ihre Kanonen wirksam zu unterstützen, und auf den Verdecken der Transportschiffe standen die Soldaten

mit ihrem Gepäck auf dem Rücken, jeden Augenblick des Befehls zum Landen gewärtig.

Nun war der letzte Moment der Ebbe verlaufen; langsam und träge, nur dem sorgfältig forschenden Auge bemerkbar, trieb der weiße Schaum an den Seiten der englischen Schiffe hin; ein Stück Holz, von dem Galion des Admiralschiffes über Bord geworfen, brauchte fünf Minuten, um zu dem Spiegel zu gelangen, und stand dann ganz still.

„Die See ist stall!“ bemerkte der Lotse zu einem der wachthabenden Offiziere. „Gebt nun Befehl, daß die Anker auf- und niedergewunden werden, damit wir mit der ersten Vorflut lichten und Segel setzen können.“

Die Anordnung des Lotsen wurde befolgt und alles überflüssige Tau eingewunden, sodaß man mit einem Ruck die Anker lichten konnte. Sorgsam spähte man indessen rückwärts, um die Flut erscheinen und die am meisten nach außen liegenden Schiffe vor derselben schwajen zu sehen.

Aber es geschah nicht. Regungslos lag das Meer da. Es war, als ob die Hand des Herrn sich dagegen erhoben und sein allmächtiger Wille gesprochen hätte: „Bis hierher und nicht weiter!“ Vergebens harrten die Engländer auf das Einsetzen der Flut; sie blieb aus. Welche Unordnung in jenen verhängnisvollen Augenblicken in dem Stand der Gestirne oder in der Tiefe des Meeres herrschte — niemand weiß es; aber zum ersten Male, seit ein Kiel an Hollands Küste gelandet, blieb die Flut aus, und als die Flut der neuen Ebbe kam, floß das Wasser von neuem ab, so

rasch, daß gegen das Ende derselben die Sandbänke drohend aus dem Wasser sich emporstreckten.

Am Bord der Flotte herrschte die größte Verwirrung; man lief durcheinander und begehrte Rat von denen, die keinen zu geben wußten. Die Lotsen zitterten, die Offiziere sahen verschlossen vor sich hin, die Matrosen und Soldaten äußerten laut ihre Furcht.

Da war die zweite Ebbezeit vorüber, und der Wachtmann, der von hundert Augen unterstützt wurde, rief: „Die See ist stall!“ Aber auch jetzt wollten die am fernsten liegenden Schiffe nicht vor der neuen Flut schwajen, sie blieb abermals aus, und regungslos, ohnmächtig lag die Flotte, wie in einem stehenden Pfuhl.

Endlich, tief in der Nacht, als schon im fernen Osten ein einzelner Lichtstreif den kommenden Tag verkündete, erwachte die See aus ihrem Todesschlaf. Die lautplätschernde Welle schlug gegen die Dünen, die Flut trieb sie vor sich her, weiter und immer weiter; die Oberfläche tanzte und brandete, zischte und schäumte, die Flut zog heran, begrüßt vom tausendstimmigen Hurra! Am Bord der Schiffe, die bisher wie eine Reihe von stillen Grabeshügeln anzuschauen gewesen waren, wurde es lebendig, und alles tanzte zu Deck und Mast. Die Ankerwinden rollten und klapperten, die Taue aus der See aufpalmend, die Segel fielen von den Raaen, sie stiegen an den Stengen empor und legten sich back, bis der Augenblick der Einfahrt gekommen sein mochte.

Am Bord des Admiralschiffes fiel ein Schuß, das betreffende Signal folgte ihm nach. Die Schiffe sollten, nach Anweisung ihrer Lotsen, sich langsam treiben lassen,

man würde dann bis zum Anbruch des Tages über alle Untiefen hinweggekommen sein, und dem glorreichen Zuge der Flotte stehe nicht das geringste Hindernis mehr im Wege. Am Bord der Schiffe waren alle voll Erwartung, die Stunden schlichen ihrer Ungeduld im unerträglichen Schneckengange vorüber, und unablässig spähte jedes Auge nach Osten, ob nicht endlich der langersehnte erste Morgenschimmer sich zeigen wollte.

Aber noch ehe er kam, brauete im Norden, Westen und Süden ein furchtbares Unwetter zusammen, die Wolkenmassen stiegen mit Flügelschnelle aus der Tiefe und wuchsen zur Riesenhöhe empor; sie türmten sich unheilvoll übereinander, und bevor der erste trübe Schein der Morgendämmerung über den Wasserspiegel hinglitt, warf sich der pfeifende Sturm auf die mit Segeln überladenen Schiffe. Er überraschte die Achtlosen und richtete in dem oberen Takel- und Spierenwerk eine so furchtbare Verwüstung an, daß Segel und Raaen zu Deck kamen, und mancher Klüverbaum unter dem Bugspriet auf- und niedertanzte. Jetzt war an ein Aufsegeln nach Amsterdam nicht zu denken, man mußte suchen, bei dem mit jeder Sekunde wachsenden Sturm von diesen Untiefen hinwegzukommen und ein freies Fahrwasser zu gewinnen. Ein neues Signal ward gegeben, und dieselbe Flotte, die vor einer Stunde in gerader Richtung nach dem Zuyder See abgehalten, kreuzte jetzt vor dichtgerefften Sturmsegeln im Angesicht des Texels, im Kampf mit den plötzlich entfesselten Elementen, nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht.

Die Verschworenen harrten unterdessen auf ihren verschiedenen Stationen zu Lande des ersten Schiffes

das ihnen das Signal geben würde: „Es ist Zeit!“ Aber dieses Schiff kam nicht, und die Verlegenheit stieg mit jeder Minute. Einige wollten auf ihre eigene Hand die Zerstörung beginnen, andere hielten sie davon zurück. Master Glad, der einen besonders bezeichneten Platz inne hatte und sich mit Frerk Pieter zusammen hielt, ward von dem Strandläufer und dem Steuermann Jakob Quick angegangen, sie nicht länger von dem glorreichen Werke zurückzuhalten. Beharrlich widersetzte sich der Engländer diesem Ansinnen, er dürfe das nahe liegende Dorf nicht eher anzünden, bis der erste englische Wimpel in dem Bereiche seines Gesichtskreises sei, weil sonst die übrigen seinem Beispiele folgen würden und der Lärm viel zu früh nach Amsterdam käme.

Der Wortwechsel artete aus; die Beutegierigen ließen sich nicht länger zurückhalten, und als man sie mit Gewalt zum Bleiben zwingen wollte, warfen sie sich auf Master Glad und Frerk Pieter, die ein Opfer ihres Ingrimms wurden. Aber auch der Strandläufer und der Gestempelte entkamen dem Verhängnis nicht. Als sie von der Plünderung der nahen Dorfkirche zurückkehrten und die erbeuteten kostbaren Gefäße nicht mit ihren Genossen teilen wollten, wurden sie ihnen von diesen abgenommen und sie selbst zum Dorfe hinausgeprügelt.

Dies war die einzige Gewaltthat, die sich längs dem ganzen Ufer vom Texel bis zum Y. ereignete. Die Flut schäumte und brauste unterdessen ohne Unterlaß, sie wuchs einige Fuß über das gewöhnliche Maß,

trat über die Vorsetzen und Bollwerke hinaus und dauerte zwei Stunden über die Zeit.

Drei Tage währte dieser furchtbare Sturm; schon am ersten waren die Schiffe der Flotte immer weiter von einander getrennt, am zweiten befanden sie sich in den verschiedensten Richtungen segelnd, jedes sich selbst überlassen, und am dritten Tage trieben die meisten der englischen Küste zu, um in einem befreundeten Hafen Schutz vor dem noch immer steigenden Unwetter und Muße zur Ausbesserung ihrer Havarien zu gewinnen, während die holländische Flotte wohlbehalten in den Wielingen kreuzte.

---

7. Grafenhaag.

Die Nachricht, daß die General-Staaten dem Prinzen von Oranien die Würde eines Erb-Statthalter übertragen, daß dieser sie angenommen und die Huldigung empfangen habe, verbreitete sich von dem Grafenhaag aus durch ganz Niederland und ward überall mit Jubel aufgenommen. Die Städte sandten ihre Deputationen, die Armee und die Flotte huldigten dem Gebieter und schwuren ihm unbedingten Gehorsam. Ein neuer Geist beseelte das Heer, neues Vertrauen keimte in den Herzen der Niederländer auf und als die ersten entscheidenden Schritte des Regenten von einem glücklichen Erfolge begleitet waren, kannte der Jubel keine Grenzen. Der ganze Haß des Volkes fiel auf die Männer, welche durch ihre Beharrlichkeit den glücklichen Wechsel der Dinge so lange aufgehalten hatten. Vergessen waren die Treue und Hingebung, womit die

edlen Tribünen der Niederlande sich nur den Interessen des Volkes gewidmet hatten, vergessen die Schlachten, die sie geschlagen, die Siege, die sie erkämpft, und der mit ihrem Blut errungene Lorbeer, den sie auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hatten. Man drehte und deutelte ihr Benehmen, wußte überall etwas zu entdecken, das einen Schatten auf ihr Thun werfen konnte, und redete endlich sich und den andern ein, daß alles, was jene Männer gethan, nur geschehen sei, um ihren eigenen Vorteil zu fördern und die Provinzen den Engländern und den Franzosen in die Hände zu spielen. Immer offener sprach der Widerwillen der Menge sich aus, und laut verlangte sie, daß das Blut der Verräter zur Sühne des beleidigten Volkes auf dem Schaffote vergossen werden solle.

Die Gefangenen, welche man von Dortrecht unter militärischer Bedeckung nach dem Haag gebracht, verweilten dort in stiller Haft. Man hatte sie in das große Staatsgefängnis geführt, daß den Namen „Voorpoort van de Haave“ führte, und hier lebten die Brüder de Witt in stiller Einsamkeit bei einander. Zwischen ihnen stand Gertrud wie ein friedlicher Engel, unablässig sorgend und tröstend.

Die Anklage Ariano's war angenommen worden, und der Prozeß wurde beharrlich fortgeführt. Mehrere Male war der Kanzler selbst in dem Gefängnis erschienen und hatte den aufs neue erkrankten Cornelius mit aller Strenge verhört. Mit edler Entrüstung wies dieser jede Anklage zurück, und beteuerte seine Unschuld, während der Wundarzt vor Gericht mit der eigensinnigsten Ausdauer bei seiner ersten Aussage blieb,

und den Verlauf der Angelegenheit mehrere male mit der größten Genauigkeit und ohne Veränderung erzählte. Einer der Richter, der Doktor Erasmus Schleiden, klugen Sinnes dem Drange der Verhältnisse sich fügend, im Herzen aber den Mut der Gebrüder de Witt achtend, und fest entschlossen, den Ruwart von einer Anklage zu befreien, die er für falsch hielt, ließ den Wundarzt bei einbrechender Nacht zu sich rufen, und verlangte von ihm noch einmal eine klare Darlegung des ganzen Thatbestandes. Ariano gab sie, gleichlautend mit seinen frühern Aussagen.

„Ich muß Euch nur sagen," entgegnete der Richter, „daß der Angeklagte, des Leugnens müde, sich schuldig bekannt, und den Verlauf der Sache ganz so erzählt hat, wie Ihr."

Meister Ariano hielt den festen Blick des Richters aus. Was auch in seinem Innern vorgehen mochte, sein Aeußeres blieb unverändert und er entgegnete nach einer Pause: „Ich wußte es wohl, daß seine Gewissensangst endlich mächtiger sein würde, als seine Halsstarrigkeit."

„Holland ist Euch vielen Dank schuldig, Meister; Ihr habt es von einer großen Gefahr befreit. Euer Lohn kann nicht geringe sein."

Der Wundarzt verneigte sich lächelnd.

„Es ist uns alles daran gelegen, diesen Prozeß bald beendet zu sehen. Ihr begreift das, und werdet dazu die Hand bieten. Unterdessen kann man Euch vielleicht wieder einen Dienst leisten."

„Befehlt über mich, edler Herr!" sprach rasch Ariano.

„Es ist verfügt, die Jungfrau de Witt von ihrem Vater und Oheim zu entfernen; ihre stete Gegenwart an dem Orte, wo die Verhöre gehalten werden, ist nicht länger ratsam. Man wird sie bei einer achtbaren Familie unterbringen, und da ich weiß, daß Ihr Euch einst für das Schicksal dieser Dame interessiertet, so könnte ich, wenn ich Eurer Ergebenheit erst ganz versichert bin, es ohne Zweifel durch meinen Einfluß dahin bringen, daß Ihr zum Vormunde Gertrudens ernannt würdet.“

Bei diesem Erbieten, das mit großer Zutraulichkeit gemacht wurde, verließ den Italiener die angekünstelte Ruhe. Die Aussicht, jenes Mädchen, das er mit der glühendsten Sinnlichkeit liebte, seinen Händen überliefert zu sehen, raubte ihm jede Besonnenheit. Mit eilenden Worten sprach er seinen Dank für diese Gunst aus, er strömte von Beteuerungen über und erbot sich zum blinden Werkzeug seines gnädigsten Gönners.

„Nur ein Umstand ist noch aus dem Wege zu räumen,“ begann der Richter aufs neue. „So genau auch die Aussagen des Cornelius mit den Eurigen übereinstimmen, waltet doch eine Differenz ob. Das Gift, welches Ihr von ihm empfingt, war ein blutroter Saft in einem goldenen Fläschchen, daß er . . . wie war es doch . . .?“

Ariano fiel rasch ein: „Daß er bereits vor siebzehn Jahren, er sagte nicht zu welchem Zwecke, von einem herumziehenden Armenier an der Amsterdamer Börse gekauft habe.“

Ganz recht. So habt Ihr es zu verschiedenen Malen zu Protokoll gegeben. Nun behauptet aber de

Witt, daß er dies Fläschchen erst vor fünf Jahren bei seiner Anwesenheit in England von einem Eurer Landsleute gekauft habe. Diese Abweichung ist dem Gerichte besonders deshalb unangenehm, weil sie eine neue Verzögerung des Urteilsspruches veranlaßt, und da man diese Angelegenheit beendet zu sehen wünscht . . .“

„Befehlt doch nur, edler Herr!“

„Cornelius schwört, seine Aussage nicht ändern zu wollen; er behauptet fest . . .“

„Erlaubt, edler Herr!“ fiel Ariano rasch ein. „Er mag Recht haben. In der That erinnere ich mich . . . es ist am Ende eine unwesentliche Abweichung. Leicht möglich, daß ich mich irre, und wenn ich nach genauer Ueberlegung . . .“

„Schon gut, lieber Meister. Wir verstehen uns. Der Angeklagte sagt ferner aus, daß, als Ihr jenes Fläschchen zuerst bei ihm gesehen, er Euch mitgeteilt hätte, es enthalte einen kräftigen Wunderbalsam, der von heiligen Männern in einem Kloster angefertigt sei.“

„Das ist wahr! Das ist wahr!“ entgegnete Ariano unwillkürlich, da sich dieser Umstand genau so verhielt.

„Und es ist ferner wahr,“ fuhr der Richter fort, „daß er Euch mit dem Fläschchen ein Geschenk machte, Ihr es aber am anderen Morgen lächelnd mit den Worten zurückgabt, Ihr hättet den Wundertrank untersucht, und hieltet es gegen Euer Gewissen, ihm ein so köstliches Arcanum zu rauben.“

Ariano verneigte sich, als der Richter plötzlich mit hohem Tone sagte: „Und es ist ferner wahr, daß sich das Fläschchen bei Cornelius de Witt gefunden, und

daß es statt der roten eine weiße Flüssigkeit enthielt, von der ein Tropfen tötliche Wirkung hervorzubringen im Stande ist, wie Ihr selbst vielfach erfahren."

Die letzten Worte waren mit erhobener Stimme gesprochen; der Wundarzt bebte unwillkürlich zurück: „Was sagt Ihr, edler Herr? Dies seltsame Benehmen . . ."

„Elender Betrüger!"

„Wie? Ihr wagt es?"

„Ich wage es in dem guten Glauben an die Stimme in meinem Innern, und auf den Grund der widersprechenden Aussagen Deines feigen Gehilfen . . ." Er zog die Klingel. Zwei Bewaffnete traten ein: „Bemächtigt Euch dieses Mannes und führt ihn in einen sicheren Kerker."

Ariano, der mit schlotternden Knieen keines Wortes mächtig, dastand, sah die Bewaffneten sich nähern. Plötzlich raffte er sich zusammen, die Todesangst gab ihm doppelte Stärke, er warf den Nächststehenden zur Seite und entfloh aus der Thür. Man setzte ihm nach, und Ariano, in dem Hause unbekannt, konnte den Ausgang nicht finden. Er geriet in einen langen Hang, der zum Hinterhause führte. Seine Verfolger waren ihm auf der Ferse und befanden sich in der Mitte des Ganges, als er, das Ende desselben erreichend, gegen eine Thür stieß, die mit eisernen Riegeln wohl versehen war. Mit der letzten Anstrengung verzweifelnder Todesangst riß er „diese zurück, die Thür sprang auf, und die kühle Nachtluft drang ihm erquickend entgegen. Mit einem teuflischen Lachen seiner Verfolger spottend, sprang er über die hohe Schwelle

und stürzte kopfüber in den tiefen Kanal, der unmittelbar hinter dem Hause vorüberfloß. Weit abwärts fand man am nächsten Morgen seine Leiche, gegen ein hervorspringendes Pfahlwerk geschleudert.

Die Gebrüder de Witt befanden sich in dem gemeinschaftlichen Wohngemach, welches sie in der Voorport zum Grafenhag inne hatten. Sie hatten ein Schachbrett zwischen sich, aber ihre Gedanken waren anderswo und die Figuren blieben unberührt.

Gertrud saß unfern von ihnen. Gram und Kummer hatten die Farbe von ihren Wangen gescheucht, und tiefe Furchen in ihre Stirn gegraben. Sie hatte lebhaft den Wunsch ausgesprochen, nach Köln zu einer Tante reisen zu dürfen, welche Vorsteherin eines adligen Fräuleinstiftes war, um dort eine Freistatt zu finden. Der Vater hatte hatte seine Einwilligung erteilt, und man harrte der Erlaubnis des Prinzen.

Da rasselten Schlösser und Riegel zu einer sonst ungewöhnlichen Stunde; ein Diener erschien mit brennenden Kerzen und meldete einen Abgeordneten des hohen Gerichtshofes.

Doktor Erasmus Schleiden trat ein: „Herr Cornelius de Witt, ich habe Euch eine frohe Botschaft zu bringen. Die Anklage, welche man gegen Euch erhoben, besteht nicht mehr; Seine Hoheit, der Erb-Statthalter hat befohlen, sie fallen zu lassen. Euer Prozeß wird nicht weiter fortgeführt.“

„Niedergeschlagen, sagt Ihr?“ entgegnete Cornelius. „Aus gnädiger Gesinnung fallen gelassen, nicht feierlich

kassiert, weil meine Unschuld anerkannt ist und ich vor dem Volke gerechtfertigt dastehe? Das nehme ich nicht an!"

„Mein edler Herr!" sprach der Doktor. „Begnügt Euch mit dem, was Euch zu Teil geworden, wenn Ihr dem Rat eines Eurer Verehrer Gehör geben wollt, und nehmt noch die Versicherung hin, daß der ganze Gerichtshof fest von Eurer Unschuld überzeugt ist. Vielleicht wäre es möglich gewesen, diese vor aller Welt aufzuklären, wenn nicht Euer Ankläger, nachdem man ihn entlarvt zu haben glaubte, durch einen unglücklichen Zufall zu Tode kam."

„Ariano tot!" Gertrud schauerte zusammen.

„Er ist gestorben!" sagte Erasmus Schleiden. „So laßt denn auch jenen unseligen Prozeß vergessen sein — —"

„Wir de Witts haben in Holland nichts mehr zu verlangen," sagte der Ratpensionar mit Bitterkeit. „Wir lassen geschehen, was wir nicht ändern können."

„Euch, Myjufvrouw," wandte sich der Doktor an Gertrud, habe ich ebenfalls eine Botschaft zu überbringen. Ihr batet um die Erlaubnis zu einer Reise nach Köln; dieser steht nichts im Wege. Ihr dürft bestimmen, wann Ihr sie antreten wollt; ich habe den Befehl, Euch zu geleiten."

Gertrud warf sich in die Arme ihres Vaters. „Du wirst es bestimmen, wann ich Dich verlassen soll."

„Reise gleich, mein Kind!" antwortete Cornelius. „Schon lange bist Du auf diese Stunde vorbereitet und wir entgehen den Qualen eines langen Abschiedes. Ziehe

hin, Gertrud. Der Herr sei mit Dir und gieße den Balsam des Friedens in Dein wundes Herz."

Vater und Tochter hielten sich lange fest umschlossen, endlich drängte Cornelius sie von sich. „Zum letzten Male denn, leb wohl! Euch, Herr Doktor, übergebe ich vertrauensvoll mein Kind."

Erasmus Schleiden legte die Hand auf das Herz: „Ich schwöre Euch, die Jungfrau zu treuen Händen zu überliefern."

Der Ratpensionar unterstützte seine wankende Nichte; er drückte einen Abschiedskuß auf ihre Stirn und übergab sie dem Doktor, ihm leise andeutend, sich zu entfernen. Gehorsam ließ Gertrud sich aus dem Zimmer führen, und der Ratpensionar trat teilnehmend zu dem Vater, der mit überströmenden Augen in seinen Sessel zurückgesunken war.

Große Haufen von Volk hatten sich vor Tagesanbruch auf den Straßen des Grafenhaag zusammengerottet. Der Prinz von Oranien war plötzlich in der Nacht abgereist, und niemand wußte, wohin er sich gewendet.

„Warum ist er fortgeritten?" rief ein Mißvergnügter, „jetzt, wo wir seine Hilfe notwendig brauchen."

„Ja! Warum ist er fortgeritten?" schrie ein anderer. „Erst Statthalter werden und dann fortreiten! Das können wir auch!"

„Und wohin ist er geritten, Leute?" fragte ein dritter. „Wohin? Wohin?"

„Ja, wohin? Das wollen wir wissen! Wer kann es sagen, wohin der Prinz geritten ist?"

„Wer's sagen kann? Nun, die General-Staaten! Die stecken ja ihre Nase in alles, also können sie mit uns darüber sprechen!"

„Das sollen sie. Laßt uns gleich hin!"

„Wartet noch! Da kommt ein stattlicher Rittersmann her; so viel ich bei der schwachen Dämmerung sehen kann, trägt er die Orange-Binde. Der wird es wissen."

„Fragt ihn! Fragt ihn!"

„Edler Ritter! He! Edler Ritter! Der gnädigste Herr Prinz ist fort! Könnt Ihr uns nicht sagen, wohin er ist?"

„Ihr wißt es nicht?" entgegnete der Ritter. „Zu Eurem Schutz ist er hinausgezogen, um den Haag und seine treuen Einwohner vor Ueberfall zu schützen."

„Das ist brav! Das ist brav! Hurra der gnädigste Herr Prinz!"

„Ich folge ihm mit diesen Leuten zu seinem Beistande nach," fuhr der Ritter fort. „Haltet nur treu zu dem Prinzen, damit es ihm gelingt, den Feind zu vertreiben, den diese verräterischen de Witts herbeigerufen haben."

„Der Ritter hat recht!" schrie der Pöbel. „Lauft ihm nach und sagt's ihm, daß er recht hat!"

„Also die de Witts haben doch das Land verraten!" sprach bedächtig ein Schuhflicker. „Kurios! Ich habe immer geglaubt, sie meinten es gut mit uns und verteidigten unsere Rechte."

„Das hast Du geglaubt? Was bist Du für ein Dummkopf, daß Du das geglaubt hast. Dafür sollst Du gezwickt werden!“

„Au weh! Prügelt mich doch nicht so für meinen guten Glauben! — Hilfe! Hilfe!“

„Was giebts da?“ fragte einer, der aus der nächsten Straße herbeieilte. „Warum schlagt Ihr den armen Kerl tot?“

„Weil er dumm genug gewesen ist, es zu glauben!“ war die Antwort.

„Was hat er denn geglaubt?“

„Daß zweimal zwei vier sind!“ flüsterte ihm sein Nachbar zu, der längst einen Zahn auf ihn hatte.

„Bist Du verrückt? Darum einen Menschen totzuschlagen? Das glaube ich ja auch!“

„So! Das glaubst Du auch? Leute, hier ist einer, der glaubt das auch! Sollen wir ihm das hingehen lassen?“

„Schlagt ihm den Schädel ein! Da, Du de Witte-scher Hund! Du sollst das Maul nicht wieder aufreißen zum Lästern.“ Und mit Wut warfen sie sich über das neue Opfer ihres fanatischen Zornes her, das unter ihren Händen röchelnd seinen Geist aufgab.

Immer drohender wuchsen die Haufen an; die Mörder, welche ihre Hände bereits in Blut getaucht hatten, stellten sich an die Spitze, und weiter ging es von Verbrechen zu Verbrechen. Man zertrümmerte die Häuser friedlicher Bürger, und wer nur irgend dem Volke verdächtig war, als sei er nicht gut oranisch, oder habe dem Lande irgend einen Nachteil zugefügt, fiel diesem

unbarmherzigsten aller Richter in die Hände und ward ohne Urteilsspruch gerichtet.

Die Kunde von dem entsetzlichen Aufruhr war zu den Gebrüdern de Witt in die Einsamkeit des Gefängnisses gedrungen; einer ihrer erschrockenen Wächter hatte ihnen erzählt, daß der Pöbel sie selbst aus dem Gefängnisse zerren und dem zögernden Gericht zuvorkommen wolle.

„Wohlan denn,“ sprach der ältere, zu seinem Bruder gewendet, „so wollen wir diesen Hunden zeigen, daß wir gewohnt sind, dem Tode mutig in die Augen zu sehen. Gieb mir die Hand, Bruder Cornelius, es gilt den Abschied für's Leben.“

„Leb wohl, Bruder Jan! — Es ist ein bitterer Kelch, den wir trinken müssen. Unser Leben war nur ihrem Glücke geweiht, unsere Anstrengung nur ein Kampf um ihre Freiheit. Und sie — —“

„Willst Du mir in diesem ernsten Augenblick ein Lächeln entreißen?“ sagte der Ratpensionar. „Dank hast Du erwartet? Hast ihn gewollt? Armer, kurzsichtiger Bruder! Wenn nicht eine edlere Idee mich begeistert hätte, meine Hand wäre schon das erste Mal am Griffe des Schwertes erlahmt.“

„Hörst Du's?“ fuhr Cornelius auf. „Sie sprengen das äußerste Thor; mit wüstem Geschrei stürmen sie in den Hof!“

„Unser Tag ist gekommen!“ rief Johann begeistert. Siehst Du dort das Morgenrot durch das Fenster leuchten? Wie flüssiges Gold legt es sich um die eisernen Gitterstangen! Das ist die Sonne Oraniens.“

„Sie leuchtet unserer Leichenfeier! Lebe wohl, Bruder Jan! Wir waren redliche Streiter vor dem Herrn, die das Recht nicht beugen ließen von irdischer Gewalt. Jetzt beugen wir uns der höhern.“

„Und sie wird uns einen Rächer erwecken. Wir sind allein und können niemandem unsere Gesinnungen als ein Vermächtnis hinterlassen. Aber aus unserm Blut wird die üppig wuchernde Saat aufkeimen, die des Unheils so viel über dies verderbte Land ausstreut. Horch! Sie stürmen näher, sie sind schon auf dem Gange!“

„Berate Dich mit Gott, Cornelius, und vergieb Deinen Feinden! Bist Du mit Ihm versöhnt?“

„Ich bins! Glaube nicht, daß ich zittere; es ist das Fieber, das mich noch immer nicht verlassen hat. Der Druck meiner Hand ist fest. Diese Bestien sollen mich nicht beben sehen.“

„Da kracht die Thür! Lebe wohl, Bruder, lebe wohl!“

Drei Schläge wurden mit Aexten und eisenbeschlagenen Kolben gegen die Thür des Gefängnisses gethan. Sie brach krachend zusammen. Ein Haufen von Blut und Trunkenheit erhitzter Kerle stürzte laut schreiend ein, und warf sich auf die Brüder, die, noch einen schnellen Blick wechselnd, keinen Laut mehr von sich gaben.

Der Hof des Gefängnisses war mit Menschen dicht angefüllt. Mit rohem Gelächter sahen sie die Scheiben, den Rahmen und das Gitterwerk des großen mittleren Bogenfensters herabstürzen, und gewahrten mehrere ihrer Genossen, die den halb erwürgten Cornelius de Witt

auf den Schultern wiegten, während sie den Ratpensionär bei den Beinen nachschleiften.

„Da habt Ihr den ersten!“ rief es von oben herab, und tausendstimmiger Jubel verschlang diese Worte.

Ein undurchdringlicher Schleier verhüllte mitleidsvoll dieses grauenvolle Schauspiel.

---

8. Amsterdam.

Anna von Geldern saß in dem Hinterstübchen ihres Hauses mit einer Handarbeit eifrig beschäftigt, sehnsüchtig des Gatten gedenkend. Die Kunde von den Schrecknissen, welche Holland zu vernichten drohten, war auch in ihre Einsamkeit gedrungen, und die Volksaufläufe zu Dortrecht, Grafenhaag, Middelburg, Rotterdam und vielen anderen Städten, von denen man ihr erzählt, hatten sie mit Schrecken erfüllt. Seit der alte Hausdiener Adam Geert ihr die Nachricht von dem schmählichen Ende der Gebrüder de Witt hinterbrachte, hatte sich eine trübe Ahnung ihres heiteren Geistes bemächtigt, und sie schrak bei dem geringsten Lärm zusammen, der von der Straße zu ihr heraufschallte.

Leise öffnete Adam Geert die Thür und steckte den Kopf herein: „Verzeiht, ehrsame Frau, wenn ich Euch störe, aber ich darf Euch nicht verschweigen, was ich weiß. Es laufen sonderbare Gerüchte in der Stadt um; mein alter Gevatter, der Weinschenk drüben, hat hergeschickt, wir sollten auf unserer Hut sein. Von allen Orten her sind Mißvergnügte in Amsterdam ein-

getroffen und haben auch das hiesige Volk aufgereizt; es kann jeden Augenblick losgehen."

„Was sagst Du, Adam Geert?" fragte Frau Anna aufspringend. Sende schnell zu meinem Schwiegersohn . . ."

„Bin in meiner Herzensangst schon dagewesen; aber der Herr Diakonus ist nicht, wie er es gewollt, gestern Abend aus dem Haag zurückgekehrt, und Eure Frau Tochter getraut sich nicht, mit den Kindern allein hierher zu gehen, denn Ihr müßt wissen, daß schon allerlei verdächtiges Gesindel durch die Straßen schleicht . . ."

In diesem Augenblicke geschah ein lauter Schlag gegen die Hausthür; der alte Diener sank beinahe in die Kniee und rief: „Da haben wirs, da ist der Pöbel schon! Was haben wir armen, unschuldigen Menschen gethan? Aber dies Volk verschont nicht das Kind im Mutterleibe."

Das ungestüme Klopfen wiederholte sich. Frau Anna befahl dem Diener, sofort nachzusehen, wer draußen sei. Er ging mit großer Verzagtheit, und bald darauf trat der ehrbare Kaufmann und Fähnrich in der Bürger-Miliz, Mynheer Wessel Smidt, ein kurzes behäbiges Männchen, mit fröhlichem Kopfnicken in die Stube.

„Nichts für ungut, Frau Base, daß ich etwas ungestüm Einlaß in Euer Haus begehrte," begann Wessel Smidt, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, „aber die Zeit ist auch ungestüm, und es wird jetzt nirgends in der Welt viel gefragt, sondern alles stürmt unangemeldet in die Häuser und in die Länder. Nun geht denn auch zu Amsterdam der Teufel los."

„Ich hoffe, der Aufruhr wird hier keine Nahrung finden.“

„Nahrung? O, er kann sich hier dick und fett nudeln!“ lachte Wessel Smidt. „Er wird ein baumstarker Kerl, sage ich Euch, denn es giebt hier ganze Spelunken voll Gesindel, die alle auf eine günstige Gelegenheit harren. Darum habe ich auch Euer Haus in einen Defensions-Zustand versetzt.“

„Was meint Ihr damit, Herr Vetter?“

„Was ich meine? Seht doch die weiße Kokarde an meinem Hut, die weiße Schärpe um den Leib und den Degen hier an der Seite! Was? Bin ich nicht wohlbestallter Fähnrich der Bürger-Miliz von Amsterdam? Liegt es mir als solchem nicht ob, die Ruhe und Ordnung der Stadt bewahren zu helfen, und allen Bedrängten darin nach Kräften beizustehen?“

„Das ist sehr brav, sehr edel von Euch gedacht!“

„Nichts brav, nichts edel, sondern nur meine verfluchte Schuldigkeit!“ entgegnete rasch der Milizen-Fähnrich. „Habe ich nicht als Mensch und Bürger die Pflicht, alles zu beschützen, was mir lieb und wert ist, und was wäre mir, außer Weib und Kind, noch lieber als meine vielgeschätzte Frau Base, sintemal sie allein und schutzlos in ihrer Behausung ist, während ihr Eheherr sich draußen auf hoher See für Land und Leute preisgeben muß? Da ist es doch wohl Schuldigkeit, daß wir, soviel an uns ist, Gleiches mit Gleichem vergelten. Habe deshalb auch ein Dutzend meiner Leute, alle ehrsame Männer und Familienhäupter, mit tüchtigen Lanzen bewaffnet, vor dem Hause aufgestellt und ihnen befohlen, nach Kräften Recht und Ordnung zu hand-

haben. Darum könnt Ihr auch ganz ruhig sein . . . He, alter Adam, was giebt es?"

Der alte Diener kam näher und sagte kleinlaut: „Eure Lanzenmänner werden uns nicht viel helfen, ehrsamer Herr. Habe eben gehört, wie sie die Köpfe zusammensteckten und sagten, er wäre Mittag vorbei, und die Ablösung sei noch nicht da, ob ihnen gleich der Magen so windschief hinge, als möglich. Wenn man als Kriegsmann seine Schuldigkeit thun solle, müsse man auch seine Ordnung haben. Da dachte ich mir denn — —"

„Geschwind," unterbrach Frau Anna den Diener. „Bringe den Männern, was das Haus vermag an Speisen und Wein! Schnell!"

Mynheer Wessel Smidt war durch diesen Beweis einer geringen Manneszucht nicht wenig bestürzt und entschuldigte sich sehr wortreich gegen seine vielgeschätzte Base, ohne indes seine Verlegenheit sonderlich bemeistern zu können, dann aber begab er sich hinunter zu seiner kriegerischen Schar, um ihr derbe den Text zu lesen. Diese aber hörte nicht sonderlich darauf, sondern ließ sich die aufgetischten kalten Speisen wohlgefallen und hatte eine besondere Fertigkeit darin, mit jedem Zuge bis auf den Grund des Bechers zu kommen. Er ging brummend und scheltend fort, dem Gefreiten schließlich die strengste Wachsamkeit empfehlen, um die übrigen Pikets zu mustern, die seinem Befehl übergeben waren.

Die Untergebenen des Mynheer Wessel Smidt hatten unterdessen den ihnen gereichten Gottesgaben alle mögliche Ehre erwiesen und standen mit freudeglänzenden Gesichtern zu beiden Seiten der Hausthür, die Lanzen

kerzengerade vor sich aufgepflanzt, sodaß niemand hinein oder hinaus konnte. Die Kinder aus der Nachbarschaft gafften sie neugierig an, und manches Mädchengesicht nickte ihnen aus den gegenüberliegenden Häusern schelmisch zu, sonst aber kümmerte sich kein Mensch um sie, und dieser ruhige Zustand wirkte so unwiderstehlich auf sie, daß sie ihre Augen zu Boden senkten und sich der innerlichsten Beschaulichkeit hingaben.

Nach einer Stunde trat Adam Geert zur Thür hinaus und erschrak nicht wenig über den Anblick, der sich ihm darbot. In der That hatten die ehrenwerten Milizen den Bechern des Admirals etwas zu viel Ehre angethan, sie schliefen sorglos und ruhig, während die Straße sich immer mehr mit Menschen füllte, unter denen sich mancher verdächtige Kerl befand, der nicht mit den besten Absichten hierher gekommen schien. Nur mit großer Anstrengung gelang es dem Alten, die Schläfer zu ermuntern und unter die Waffen zu bringen; aber sehr fraglich muß es bleiben, ob es ihnen gelungen sein würde, den Excessen zu begegnen, wozu der Pöbel, der seit einiger Zeit zusammenlief, nicht wenig Lust bezeigte, wenn nicht in dem Augenblick, als er schon mit Schimpfworten auf die bewaffneten Bürger eindrang, eine berittene Schar herangesprengt wäre und die Unruhestifter mit flachen Säbelhieben nach allen Richtungen hin zerstreut hätte. Kaum war der letzte fort, als die Milizen sich mit großer Geistesgegenwart wieder bei ihren Waffen einfanden und der Tag ihnen unter harmlosen Gesprächen, still und geräuschlos vorüberging.

Am Abend wurde es in den Straßen der Stadt wieder bedenklicher. In den verschiedenen Teilen bildeten sich einzelne Haufen und liefen mit wüstem Geschrei durch die Gassen. In den Branntweinschenken, die von Gästen vollgepfropft waren, erschallten aufrührerische Lieder und derbe Gassenhauer, oder die Menge hörte auf einen ihrer Genossen, der des Wortes bemächtigt hatte und die Gemüter durch Reden erhitzte, die er aus sich schöpfte, oder die ihm von andern zugeflüstert wurden.

Im Erdgeschoß der Herrenschenke zum „Wappen van Leuwaarden“, das einen goldenen Greifen im grünen Felde darstellt, saßen einige Männer um den Tisch versammelt und vertrieben sich die Zeit mit Gesprächen, Genever und Wein.

„Und was soll's mit Euch werden, Hauptmann?“ fragte einer. „Wollt Ihr, da Euer Arm gesund ist, wieder zur Armee zurückkehren?“

„Den Teufel will ich thun,“ antwortete dieser barsch. „Was kümmern mich diese Holländer? Einmal habe ich mir für ein Lumpengeld meine Glieder zerhacken lassen; jetzt, wo sie notdürftig wieder halten, sollen sie mich hier füttern, und ich will meines Lebens froh werden. Eingeschenkt, Ihr Herren! Wenn Ihr so eifrig für den Dienst des Landes besorgt seid, warum geht Ihr denn nicht an Bord Eures Schiffes zurück, da Ihr doch längst kein anderes Fieber mehr habt, als das Flaschenfieber?“

Alle lachten, und der bezeichnete Seemann, ein untersetzter Schottländer, sagte schmunzelnd: „Mein Hintermann ist in meine Stelle gerückt, während ich

krank war. Käme ich nun an Bord zurück, müßte er mir weichen; sein Avancement ginge zurück und er würde gewissermaßen degradiert. Das aber würde mein Gewissen zu sehr beschweren."

Sein Landsmann, der Hauptmann mit den zerhackten Gliedern, stieß mit ihm an und fragte nach dem entgegengesetzten Ende des Tisches hinüber: „Was giebts da, Ihr Herren?"

Der Wirt erzählte, daß er einen bemerkenswerten Gast bekommen habe. „Ihr erinnert Euch wohl des Schiffskapitäns Johannes van Brakel, der bei Rochester die Ketten der Themse sprengte und durch seinen Mut ganz allein die Schlacht in der Soulsbay gewonnen hat, und darauf von de Ruyter, der wegen dieses Sieges eifersüchtig ward, der Insubordination angeklagt und von dem Kriegsgericht verurteilt wurde?"

„Das ist uns allen wohl bekannt!" entgegnete der Hauptmann. „Was ist mit dem Kapitän? Muß ein toller Kerl sein, und ich möchte ihn wohl einmal kennen lernen."

„Dazu kann Rat werden," fuhr der Wirt fort. „Der Kapitän hat seine Strafe abgesessen und ist spornstreichs nach Amsterdam gekommen. Seit zwei Stunden ruht er in meiner besten Stube aus, und als er hörte, daß hier eine ehrenwerte lustige Gesellschaft versammelt sei, hat er sagen lassen, er würde gleich herunterkommen."

„Hurra! Hurra!" schrie der Seemann mit dem Flaschenfieber. „Hierher, Du Hund von einem Wirt! Wasche mir den Schlund mit einem neuen Quartierchen

rein, damit ich dem willkommenen Gast desto lustiger entgegenjubeln kann!"

„Holla, Ihr Herren!" rief der Hauptmann. „Laßt uns auf einen höflichen Empfang denken! Das ist ein Mann, der von sich hat reden machen, und ein guter Zuwachs für unsere Tafelrunde sein wird. Wir müssen ihm mit einem fröhlichen Willkommen entgegengehen."

„Da ist der Herr Kapitän schon!" rief der Wirt und alle sprangen auf, die Becher zusammenstoßend und jubelnd.

„Dank Euch, Ihr Herren, Dank Euch für den fröhlichen Empfang!" rief Brakel an den Tisch tretend. „Hier ist ein guter Hafen und ich will mich sogleich zu Anker bringen. Erlaubt mir auch, daß ich das Tonnen- und Bakengeld voraus bezahle, wie sich's geziemt. Heda, Du Schuft von einem Wirt, vierundzwanzig Kannen von Deinem besten Wein hierher!" Laßt mich zurücken.

Der Wein ward gebracht, es wurde fröhlich getrunken, gescherzt und gejubelt. Brakel ward von allen geehrt und beglückwünscht, daß er dem Gefängnisse glücklich entronnen sei.

„Dank, Ihr Herren!" entgegnete der Kapitän. „Das ist vorbei und meine ganze Beschäftigung soll jetzt darin bestehen, es Denen heimzugeben, die mir die Schmach angethan haben."

„Wenn Ihr dazu eines helfenden Armes benötigt seid," sprach der wortführende Hauptmann, „so befehlt über mich. Eingeschenkt! Es lebe der Sieger von Soulsbay!"

„Dem Sieger von Soulsbay! Hoch!" riefen alle.

Kapitän Brakel warf den steinernen Krug, den er so eben ergriffen hatte, mit solcher Gewalt zu Boden, daß die Scherben weit umher flogen: „Verdammt die Soulsbay! Ich bekomme das Fieber, wenn ich daran denke! — Sie ist das Grab meiner Fröhlichkeit, und ich bin nicht eher wieder zufrieden, bis ich Rache genommen habe! Volle, blutige Rache!"

In diesem Augenblick trat ein Matrose in den Saal. Ohne sich sonderlich viel um die übrige Gesellschaft zu bekümmern, ging er gerade auf den Kapitän zu und sagte: Der Pieter ist wieder da."

„Der Pieter? Her mit ihm! Gleich!"

„Er kann nicht, Kapitän; antwortete der Matrose. „Der Kerl hinkt so gottserbärmlich, daß ich ihm den Gang hierher abgenommen habe. Es sei alles gut gegangen, läßt er Euch sagen, er habe den de Ruyter mit eigenen Augen gesehen."

„Hat er? Das ist eine gute Botschaft! Da Kerl, hast Du zehn Gulden! Wo ist dies Wundertier von Admiral?"

„Wenn er nicht schon jetzt in Amsterdam in seiner Behausung steckt, sagt Pieter, so werdet Ihr ihm unfehlbar begegnen, wenn Ihr ungesäumt die Straße nach dem Haag einschlagt. Teufel einmal, Kapitän, Ihr habt viel Glück."

„Was heißt das, Grützkopf?"

„Das heißt, in dem Augenblicke, wo Ihr es mit dem de Ruyter ausmachen wollt, fallen Euch die Helfer so zahlreich zu, wie Fliegen auf einen Honigfladen. Ihr dürft nur winken . . . ."

Der Matrose brachte seine Rede nicht zu Ende, denn der Kapitän schlug ihn mit seiner Eisenfaust so stark gegen den Kopf, daß er bewußtlos der Thür zutaumelte: „Packe Dich zu Deinem Straßengesindel! Meine Sache will ich allein ausfechten, und der Teufel soll Dem das Licht halten, der mir zu einem solchen Gange seine Kameradschaft anbieten will!“

„Das ist ein resoluter Kerl!“ flüsterte der Hauptmann seinem Nachbar zu.

„Sie nennen ihn in der ganzen Flotte des Teufels Milchbruder,“ entgegnete dieser. „Die alte Schlange, ihre beiderseitige Amme, hat sie vortrefflich gesäugt.“

„Noch einmal, Ihr Herren, auf fröhlichen Willkommen, und dann an mein Geschäft!“ rief Brakel, seine Kanne schwingend. „Ist es glücklich vollbracht, kehre ich wieder, und wir wollen unser Gelage wieder von vorne anfangen.“

Er eilte hinaus auf die Straße. Hier war es bereits lebendig geworden. Große Haufen von Gesindel drängten sich einander vorüber und eilten dem Stadtteile zu, wo die Wohnung de Ruyters lag. Die Aufrührer füllten allein die Straßen und herrschten dort, ungestört und unbelästigt von den Stadt-Milizen; kein unbescholtener Mann ließ sich blicken, und alle Läden, alle Fenster und Thüren waren dicht verschlossen.

Ein schäbiger Kerl mit einer Binde über das linke Auge hing sich an den Arm eines unbeholfenen Schiffers, der nicht rasch genug im Gedränge fort konnte: „Spute Dich, Frerk Pieter, spute Dich! Ich komme sonst zu spät, und habe doch einen ganz besonderen Zahn auf diesen Hund von einem Admiral. Diesmal kannst Du

das Plündern ganz allein besorgen, ich bin zufrieden, wenn ich den roten Hahn auf sein Dach setze."

„Nimmst ja das Maul verdammt voll, Jakob Quick," entgegnete jener. „Ist auch sonst Deine Art, vor einem Sack voll Gulden wegzulaufen!"

„Hast meinen Rücken gesehen?" fragte Jakob Quick. „Sie haben einen Stempel hineingebrannt. Und er ist mit Schuld daran, er vor allen andern. Das will ich bezahlt haben. Feuer um Feuer!"

Eine betrunkene Schar zog laut singend vorüber.

Der Kompaß ist entzwei!
Mit den Admiralen ist's vorbei!
Tromp braßet an den Wind gar scharf,
Und nach ihm folgt der Stellingwarf,
De Vrieß ist überlei,
Kommt schlagt die Kerls zu Brei!

„Da singen sie schon wieder eines von den Liedern von Anno 65. Wo man die hört, giebt's immer blutige Köpfe. Frisch, Leute, singt alle mit."

Und im verstärkten Chor zog die Masse weiter:

Die Admirale sind Pack,
Sie machen nur dummen Schnack!
Allein der Schande Kranz und Korn,
De Ruyter sind's und Evertson!

„Zu meiner Zeit lautete das Liedel anders," brummte Frerk Pieter. Sie haben's geändert. Die Leute schicken sich in die Umstände. Wir wollen mitsingen."

Allein der Schande Spott und Korn,
De Ruyter sind's und Evertson;
Die Kerls sind überlei,
Die schlag'n wir auch zu Brei.

„Das ist gut, Leute! Thut, wie Ihr sagt! Da liegt ja schon das verdammte Haus! Steine her!“

„Steine her! Steine her!“ rief der Pöbel und begann in größter Eile das Straßenpflaster aufzureißen. —

In dem Hause Michael de Ruyters, wo Anna van Geldern mit ihrem alten Diener und einer Magd einsam hauste, herrschte große Furcht. Die Milizen, welche der wohlbestallte Stadtfähnrich, Mynheer Wessel Smidt, seiner Base zur Verfügung gestellt hatte, zogen sich vor der Uebermacht in guter Ordnung zurück, der Führer dieser Schar begab sich in das Innere des Hauses, dessen Thür er mit Adam Geert's Hilfe kunstreich verrammelte, und nun war die Wohnung des Mannes, den ganz Niederland den Retter des Vaterlandes nannte, dem Angriff eines rohen Pöbels preisgegeben, sein Weib schwebte in Todesgefahr.

„Gott fügt es!“ sprach Frau Anna mit fester Stimme. „Ich sterbe Ihm! Möge nur meinem Herrn mein trostloses Ende verschwiegen bleiben. Das ist Eure Sorge, Vetter; Gott wird Euch die Lüge nicht anrechnen.“

„Das sei ferne,“ entgegnete Wessel Smidt. „Meint Ihr denn, ich überlebte den Tag? Dreimal habe ich, mit Lebensgefahr, mich zu diesen Aufrührern hinabbegeben und mit ihnen unterhandelt, aber ohne Erfolg. Jetzt verlasse ich das Haus nicht wieder, aber zu Eurem Schutze stehe ich auf der Schwelle dieses Gemachs und falle ich, so decke ich Euch mit der Fahne der Stadt.“

Adam Geert, der unterdessen auf den Knien gelegen, und in der Stille gebetet hatte, sprang plötzlich auf und rief erregt: „Ehrsame Frau! habt Ihr es gehört?"

„Was denn, Adam Geert?"

„Das Glöcklein an der Hinterpforte des Gartens. Ich hab's deutlich vernommen. Der Klingelzug ist im Täfelwerk der Pforte verborgen, und nur von Dem aufzufinden, der ihn genau kennt. Ach Gott, das ist mir in die Beine gefahren! Wenn ich doch nur hinaus könnte."

„Du irrst Dich, Adam Geert! Wer sollte jetzt . . . Du irrst Dich ganz gewiß."

„Nein! Es war das Glöcklein! Vielleicht Eure Frau Tochter, oder der Herr Diakonus, oder gar Junker Engel! — Aber ein Helfer ist's! — Ich ermanne mich ja schon! — Ach Gott, da klingelts wieder, hell und deutlich. Nun muß ich hinunter!"

Adam Geert eilte, so rasch er konnte, die Stiege hinab. Als er bei der Pforte ankam und in die Hände klatschte, vernahm er einen leisen ihm wohlbekannnten Pfiff. In der Freude seines Herzens schrie er laut auf, er riß mit zitternder Hand den Riegel zurück, und Michael de Ruyter flog herein. Den Mantel und die Kappe, worin er sich verborgen hatte, beiseite werfend, den Diener flüchtig begrüßend, eilte er dem Hause zu.

„Das habe ich wohl gedacht," sagte Adam Geert, vor Freude weinend, „ich wollte es nur nicht sagen, aber ich hörte ja die Glocke; so klingelt niemand als er! Und wie rüstig er noch war! Oho! Ihr pöbelhaftes Bettelpack! Jetzt kommt nur! Er wird's Euch schon

zeigen!" Und mit einer drohenden Geberde nach der Straßenseite hin, folgte er seinem Herrn in's Haus.

Anna van Geldern lag weinend an der Brust des geliebten Mannes, und wollte ihn bereden, zusammen mit ihr auf dem Wege, den er gekommen, zu entweichen; Wessel Smidt hatte neuen Mut geschöpft und wollte die Unterhandlungen abermals beginnen, Adam Geert aber schleppte für den Admiral ein großes Schlachtenschwert herbei, um seinen geliebten Herrn zu waffnen.

„Das ist nichts, meine Freunde!" sprach de Ruyter. „Kein rechtlicher Seemann verläßt sein Schiff zur Zeit der Not und giebt es den Wellen preis. Wenig hilfe mir's, Anna, Dir zu befehlen, mit des Vetters und Adam Geert's Hilfe zu flüchten, da es noch Zeit ist; Du würdest mir doch nicht gehorchen, und so muß es denn nun schon bleiben, wie es ist. Horch, wie dieser Pöbel schreit und brüllt! Es ist derselbe Pöbel, der singend vor mir hersprang, wenn ich nach einem Siege landete. Guter Gott! Alle diese Flüche und Verwünschungen treffen mich unverdient, und doch verursacht mir dieses Wutgeschrei ein unendliches Weh."

Und als hätte der wildtobende Haufe diesen Klagelaut seines Helden vernommen und wollte ihm Hohn sprechen, erhob sich ein dreifach stärkeres Geschrei; unter schallendem Hohngelächter flog eine Ladung von Steinen gegen das Haus und zertrümmerte die Fenster.

Adam Geert, der in seiner Angst im Hause hin- und hergelaufen war, flog mit blutendem Kopfe in die Stube: „Ach, meine teure Herrschaft! — Eilt! Flieht doch nur! — So ist es mir gegangen! Auf dem Vorplatz flog ein Stein durch das Fenster und mir gerade

an den Kopf! — Ach Gott, ach Gott! Das ist mein Letztes!"

„Nun keinen Augenblick länger gesäumt! rief der Admiral entschlossen. Laß mich los, Anna! Haltet sie zurück, Wessel Smidt, und sorgt für den alten Mann. Ich will ein Wort mit diesen Aufrührern reden." Und flüchtigen Schrittes eilte er nach dem Vorderhause, wo ein neuer Hagel von Steinen durch die bereits zertrümmerten Fenster flog.

Mitten unter den Haufen, die das Haus des Admirals umlagert hielten, befanden sich Jakob Quick und Pieter Frerk mit brennenden Pechfackeln in den Händen. Sie schrieen und tobten und machten ihren Genossen begreiflich, daß es nichts nütze, dergleichen blutsaugerischem Volke, das sich von ihrer Armut ernähre, blos einen Schrecken einzujagen; man müsse sie empfindlicher züchtigen, und darum sei nichts besser, als ihnen das Haus über dem Kopf anzuzünden und sie samt und sonders zu verbrennen.

Da erschien Michael de Ruyter am Fenster, waffenlos, entblößten Hauptes, die Stirn von Silberlocken umwallt. Aber aus seinem Auge blitzte ein hoher Mut, und als er den Arm ausstreckte, um anzudeuten, daß er reden wolle, erschien er nicht als ein Bittender, sondern als der gebietende Admiral, der am Bord seines Dreideckers der willig harrenden Mannschaft seine Befehle erteilt.

Bei dem Anblick des Helden wich die Menge unwillkürlich zurück; die Waffen senkten sich, das laute Geschrei ging in ein unverständliches Gemurmel über.

„Da ist er selbst!" sagte einer. „Wie er aussieht!"

„Wie sein Auge blitzt, man sollte meinen, es ginge einem ans Leben!"

„Er winkt schon wieder! Still da, laßt den Admiral sprechen; wer weiß, was er zu sagen hat."

„Im Grunde genommen ist es ein braver Herr, und nun ich ihn so vor mir sehe, thut es mir odentlich leid — —"

„Was thut Dir leid, Hund von einem Schneider? Verdammter Ziegenbock! Meckerst Du noch einmal, schlage ich Dir einen Blaffernagel durch die Zunge!"

„Laßt uns doch den Menschenschinder vom Fenster wegjagen, Leute! Ein paar Steine nach seinem Kopf!"

„Daß Du Dich nicht mausig machst!" rief sein Nachbar, ihm in den Arm fallend. „Es soll ihm keiner was thun, ehe er geredet hat. Er winkt mit der Hand. Redet, de Ruyter!"

„Ja, redet! redet!"

„Wenn wir ihn reden lassen," flüsterte Pieter Frerk, „sind wir um die Beute. Er darf nicht zum Worte kommen."

„Nein, gewiß nicht!" entgegnete Jakob Quick, seine Pechfackel schwingend. „He! Zurück da! Kerl, ich male Dir mit diesem brennenden Pinsel ein Heiligenbild auf Deine Visage, daß Du aussiehst wie eine bekleisterte Altarwand! Weg da! Feuer!"

„Feuer! Feuer!" wiederholten die Parteigänger der beiden Mordbrenner und drangen gegen das Haus vor, während sich auf ein gegebenes Zeichen Fackel an Fackel entzündete und der Lärm sich von neuem erhob.

Johannes van Brakel hatte die Spur de Ruyters aufgefunden; je näher er dem Hause desselben kam, je

mehr schwoll der Menschenstrom an. Er sprang fluchend von einer Seite zur andern und drängte sich überall durch, wo eine Lücke bemerkbar wurde. Als aber die Menge sich immer mehr verdichtete und ihm den Durchgang versperren zu wollen schien, riß der letzte mürbe Faden seiner Geduld; er griff mit seinen beiden eisernen Fäusten in das Gedränge, warf die Kerle, die er gerade packte, rechts und links zur Seite, und indem er drei Schritte weiter vordrang, wiederholte er denselben Wurf, bis er sich einen Gang durch das Volk gebahnt hatte und dicht unter dem Fenster stand, von welchem herab de Ruyter noch immer vergebens zu sprechen versuchte.

„Was will das Gesindel hier?“ rief der Kapitän im Weiterschreiten. „Hängt Euch nicht an mich, Kerle! Dorthin mit Dir, Schlingel, und verdrehe die Augen nicht so! — Pah! Deine Kehle ist auch kein Krater, obgleich Du genug flüssig Feuer hast! — Wollt Ihr brabantische Kopfnüsse? Ich bringe sie wohlfeil zu Markt! Holla, de Ruyter! Höre mich!“

Mit der Stimme, die so oft den Sturm übertönte und mit den Kanonen um die Wette donnerte, schrie er die letzten Worte hinauf, und es entstand eine augenblickliche Ruhe.

„Da bin ich, de Ruyter! Ich, Johannes van Brakel! Das Gefängnis habe ich hinter mir und mein Patent zerrissen. Hier stehe ich Dir als Mann gegenüber und fordere Dich zum ehrlichen Zweikampf!“

Der Pöbel gewann wieder die Oberhand. Das Gesindel schämte sich, daß es sich von einem einzigen Manne hatte einschüchtern lassen und fuhr auf: „Zwei-

kampf? Pah! Nichts da! Er gehört uns allen und soll von unsern Händen zerrissen werden."

„Steigt ins Fenster, Leute, und werft ihn uns zu."

„So, Du Lump?" rief van Brakel, mit der Hand ausholend. „Da liegen Deine Zähne, sammle sie wieder auf! Achtung, de Ruyter! Ich will Genugthuung von Dir für den Schimpf, den Du mir zugefügt! Da Du aber jetzt von lauter Gesindel umringt bist, so will ich Dir erst helfen aufräumen und Dir Luft schaffen!" Und wie ein Blitz hatte er sein Schwert aus der Scheide und mähte sich in den Haufen hinein; die Zunächststehenden stürzten mit blutigen Köpfen nieder, und eine große Anzahl feiger Burschen ergriff das Hasenpanier. Jakob Quick und Pieter Frerk warfen sich dem Kapitän mit ihren Fackeln entgegen und stießen heftige Drohworte aus, wenn er noch einen Schlag thue, aber in demselben Augenblick saß auch schon das Schwert Brakels vier Zoll tief in dem Schädel des einen Mordbrenners und fuhr gleich darauf seinem Genossen in die Kehle.

„Nun brennt an, Ihr Schelme! Die Pest über Euch, daß Ihr den Arm erhebt gegen einen Mann, der Euch alle über Wasser gehalten hat!"

Er schwang sich auf die Schwelle des Hauses. „Du hast einen Mann vor Deiner Thür stehen, de Ruyter, der keinen von diesen Lumpen zu Dir hereinläßt, so lange noch eine Sehne seines Armes hält! Wir machen's nachher wett! Nun kommt heran!"

Mit unerschrockener Kaltblütigkeit vertheidigte er sich gegen die heranströmende Menge, aber endlich würde

er der Uebermacht erlegen sein, wenn nicht Entsatz gekommen wäre. Eine starke Schar von Milizen, teils zu Fuß, teils zu Pferde, drang in die Straße ein und trieb den Pöbel vor sich her, der mit Geschrei und wüstem Gesang den Schauplatz räumte.

Der Admiral war längst herabgekommen und hatte sich zu dem Kapitän gesellt; auch der Fähnrich Wessel Smidt schloß sich ihnen an.

„Da, Du Hund, das ist dafür!“ rief van Brakel und schlug einen Kerl nieder, der mit einer Lanze nach ihm gestoßen hatte, die in der Seite des Kapitäns sitzen blieb. Dieser schwankte und ließ das Schwert sinken: „He! Holla! Was ist das? — Reißt mir das Spierenwerk aus dem Leibe! — Ho! Wie das schwankt! Bin ich besoffen, oder auf hoher See? Ich glaube, de Ruyter, das ist mein Letztes.“

Man trug den Kapitän ins Haus und widmete ihm jegliche Sorgfalt, aber umsonst; seine Stunde hatte geschlagen.

„Laßt's gut sein, Michael de Ruyter! Mit der Genugthuung ist es nichts. Hier ist's zu spät, und drüben werden wir uns schwerlich zu sehen bekommen, denn ihr fahrt schnurstracks in den Himmel und ich werde wohl Quartier bei meinem ältesten Herrn Bruder finden.“ Er erhob sich von seinem Lager und sah den Admiral fest an: „Ich hätte mir nichts daraus gemacht, Euch im ehrlichen Zweikampf den Degen durch den Leib zu jagen, aber, Gottes Donner! Das Gesindel da .... Nun gebt mir die Hand!“

Es waren seine letzten Worte. Der heldenmütige Kämpfer vor Rochester und in der Soulsbay sank zurück und sein tieferschütterter Admiral drückte ihm die Augen zu.

Das war nun die letzte Scene des Trauerspiels von 1672.



XLIII.

Letzter Abschied.

(Juni 1675.)

Dem Felde des Krieges, gedüngt mit dem Blute der edlen Brüder de Witt, entkeimte eine furchtbare Saat; von jenem unglückseligen Tage an wuchs das Unheil mächtig, empor, und schlug über den Provinzen brausend zusammen.

Die Muse der Geschichte hat mit ernstem Griffel die Ereignisse jener Tage auf ihren Tafeln verzeichnet. Spaniens Beistand hatte die Niederlande gerettet, aber dafür diese Monarchie in einen Krieg mit Frankreich verwickelt. Das letztere wollte die Herrschaft Spaniens in Italien untergraben, und bot zur Erreichung dieses Zweckes jedes mögliche Mittel auf. Die Stadt Messina war der Hauptsitz der französischen Intrigue. Spanien erlitt mehrere Niederlagen, und als es nicht länger im Stande war, der Uebermacht der Franzosen zu widerstehen, wandte er sich an Holland, um den Beistand desselben für sich in Anspruch zu nehmen. Es verlangte eine hinreichend starke Flotte im Mittelmeer, und vor allen Dingen, daß diese von Michael de Ruyter be-

fehligt werde. Diese letztere Bedingung war so dringend hervorgehoben, als ob ohne dieselbe die Hilfe Hollands kaum in Anschlag zu bringen sei.

Michael de Ruyter, der von dem Erbstatthalter nach seinen letzten glorreichen Zügen, die in der Geschichte von Hollands Marine ewig leuchten werden, zum Lieutenant-Admiral-General von Holland und Westfriesland ernannt worden war, lebte während dieser Vorgänge in der strengsten Abgeschiedenheit seines Hauses. Die Jahre waren nicht spurlos an ihm vorübergezogen; das Alter machte seine Rechte geltend. Seit jenem verhängnisvollen Augusttage, als sein Freund, der Ratspensionär, und dessen edler Bruder ein Opfer der Volkswut wurden, nagte ein geheimer Kummer an seinem Herzen, und das Lächeln war aus seinem Antlitz verschwunden.

Es war spät abends. Die Fenstervorhänge waren dicht zugezogen, und die hinter einen Schirm gestellte Lampe verbreitete einen trüben Schein. De Ruyter lag schlummernd auf seinem Ruhebette ausgestreckt. Neben ihm saß Anna van Geldern und schaute ihn mit liebender Besorgnis an.

Der Admiral schlug die Augen auf: „Du bist's, Anna? Was machst Du noch hier? Habe ich Dir nicht geheißen, zu Bette zu gehen? Ich bedarf Deiner nicht.“

„Schilt nicht, de Ruyter, Dein Schlaf war so unruhig. Ich fürchtete mich, Dich allein zu lassen.“

„Erst gestern hast Du bis nach Mitternacht hier gesessen. Du sollst Dich nicht so preisgeben. Ueber-

dies fehlt mir nichts, und wenn zum Ueberfluß Adam Geert oder ein anderer da ist, so ist das genug."

„Adam Geert schläft jetzt und wird mich nachher ablösen, lieber Freund."

„Ihr sollt mich nicht mehr als einen Kranken behandeln," sprach de Ruyter. „Ich bin vollkommen genesen, und nur noch matt, sehr matt. Auch das wird sich ändern, wenn ich erst wieder hinaus darf in den Garten oder gar ..." Sein Auge begegnete dem traurigen Blicke seines Weibes, er brach ab und fragte: „Wer war denn heute zu verschiedenen Zeiten hier? Immer war es derselbe und immer wurde er abgewiesen. Höre, Anna, ich hoffe, Du handelst nicht eigenmächtig hinter meinem Rücken. Es ist wieder etwas im Werke, das Vaterland braucht seine Männer ..."

Anna unterbrach ihn: „Ich folge dem Gebot des Arztes und thue nichts, als was ich vor meinem Gewissen verantworten kann. Nun aber kommt Adam Geert, und ich will Dir nicht länger ungehorsam sein. Gute Nacht, lieber Mann."

Der Admiral folgte seiner Frau mit einem Blicke der Liebe: „Daß ist recht, Adam Geert, daß Du sie ablöst! Im Grunde brauche ich Euch alle nicht, aber Ihr wollt es ja nicht anders."

„Es wollen so viele Euch dienen," sagte Adam Geert, „so sehr viele; aber es geht doch nicht."

„Was heißt das?"

„Da waren heute Eure zwölf Bootsgasten wieder; sie kommen alle Tage. Und noch viele andere, die mit Euch gefahren sind lange Zeit hindurch. Sie bitten um Gotteswillen, wir sollen sie doch nur einen um den

andern bei Euch wachen lassen; sie wollen alles thun, was in Menschenkräften steht. Nun, wir Hausleute gebens nicht zu, aber es ist doch schön."

„Höre Alter, das ist nicht recht, daß Ihr die Leute so vornehm abspeist. Ihre Hilfe brauche ich, Gott sei Dank, nicht, aber ich will sie sehen und ihnen für ihre Liebe danken. Wenn sie nach Eurem sauertöpfischen Benehmen noch Lust haben, morgen wiederzukommen, so bringst Du sie hier herauf, hörst Du? — Alle! — Widersprich mir nicht, Alter, und setze Dich dort in den großen Stuhl. Wir wollen beide schlafen. Gute Nacht."

Am andern Morgen erhob sich de Ruyter leicht und frei. Er ließ sich von Adam Geert ankleiden und ging in das Gastzimmer, wo eine große Anzahl von Matrosen sich eingefunden hatte, die den Helden, der sie so oft zum Siege geführt, mit Jubel begrüßte.

„Dank, Kinder, Dank! Ihr seht, ich bin schon wieder auf den Beinen, und kann bald bei Euch an Bord kommen."

„Das ist schön, Herrr Admiral," entgegnete ein Schaluppenmeister, „und wenn es nun wieder losgeht, wie es doch überall verlautet . . ."

„Verlautet schon dergleichen?" fragte de Ruyter.

„Wir sollen die Spanier herausreißen, die um unsertwillen in die Patsche geraten sind, denke ich; und die wollen absolut, daß Ihr mit dabei sein sollt, Herr Admiral. Aber es hat's Euch niemand sagen wollen, weil Ihr krank seid. Nun, dachte ich, wie ich ihn kenne, nimmt er's übel, wenn er es nachher erfährt,

und da will ich's wohl anbringen, wenn sich eine Gelegenheit findet, er hat ja dann doch das Thun und Lassen. Nichts für ungut, Herr Admiral."

Adam Geert schlug die Augen nieder und war auf einen Zornes-Ausbruch gefaßt, denn er wußte wohl, daß Frau Anna beharrlich jeden Besuch zurückgewiesen, und er hatte treulich dazu geholfen. Aber der Sturm zog vorüber, de Ruyter gab dem Schaluppenmeister die Hand, sagte allen Lebewohl, bat sie, ihre Kameraden zu grüßen und versprach, sie mit Nächstem auf der Flotte zu besuchen.

Als Adam Geert die Leute wieder hinausführte und Frau Anna eintrat, erhob de Ruyter die Hand und sagte: „Ei, ei! Ich erfahre das schöne Ding! — Anna, Du bist ein gutes, herzliches Weib, aber Du mußt mir nicht solchen Kummer machen! Ich gehöre nur mir und den Meinigen, wenn das Vaterland mich nicht braucht."

Anna van Geldern wollte sich verantworten, als Adam Geert zurückkehrte und den Herrn Präsidenten der General-Staaten meldete, der so eben in's Haus getreten sei. Der Admiral kam seiner Frau zuvor und befahl, den hohen Gast sogleich zu ihm zu führen.

Der Präsident, Willem von Nassau, Herr von Ortdyk, trat ein, und gleich darauf waren beide Männer in ein ernstes Gespräch vertieft.

„Ich dachte mir einen solchen Ausgang," sagte der Admiral gegen den Schluß, und bin herzlich froh, daß Ihr Edelmögenden unsern Bundesgenossen den begehrten Beistand nicht versagen wollen."

„Möchten wir nur jedem Verlangen entsprechen können,“ antwortete der Präsident. „Ich habe Euch nichts von dem verhehlt, was Spanien verlangt.“

„Und ich weiß sehr wohl, daß Ihr zu mir gekommen seid, um meine Einwilligung zu erhalten. Was wollt Ihr mit mir, Ihr Herren? Die frühern Zeiten sind hin. Ich bin ein unbrauchbares Wrack, das keinen Steuerkurs mehr hält, und mit einem bloßen Namen gewinnt man keine Schlachten.“

„Nur zu Euch hat Spanien unbedingtes Vertrauen, nur zu Euch blickt der geringste Seemann so gut als der Halbdecks-Offizier mit dem Mute des Siegers auf. Alle Herzen sind für Euch .... Michael de Ruyter, Ihr werdet Euer Vaterland nicht vergebens bitten lassen, wenn es Euch auffordert, in seinem Namen eine heilige Ehrenschuld zu bezahlen.“

„Nein gewiß und wahrhaftig nicht!“ rief der Admiral lebhaft. „Wenn das Vaterland meiner wirklich bedarf, so rufe es mich, und mein letzter Atemzug ist sein.“

„Das wußte ich!“ entgegnete der Präsident. „Nehmt einstweilen meinen Dank, und erlaubt mir, Euch in die Versammlung zu geleiten . . . .“

„Nein, nicht jetzt! Jetzt nicht,“ sprach schnell de Ruyter. „So geschwind kann ich mein Wort nicht geben; erst muß ich alles sorgsam erwägen. Das verspreche ich Euch, es soll niemand auf meinen Entschluß irgend welchen Einfluß ausüben, niemand, wer es auch immer sei. Aber mit mir selbst muß ich erst zu Rate gehen, ehe ich einen entscheidenden Schritt thue! Dann bin ich Euer mit Leib und Leben! Morgen,

Herr Präsident, morgen werde ich in Eurer Versammlung erscheinen und Euch meinen Entschluß mitteilen."

Er verabschiedete sich und kehrte in sein einsames Zimmer zurück. Den ganzen Tag über war er ernst und verschlossen. Mit Bestürzung hatte Frau Anna den Antrag des Präsidenten der General-Staaten vernommen, aber weder ihr, noch den zahlreichen Freunden, die im Laufe des Tages sich einfanden, war es vergönnt, mit ihm hierüber zu reden, und als der Abend hereindunkelte, entfernte er alle, um in der Stille der Nacht mit sich selbst zu beraten, was er zu thun habe.

Erst gegen Morgen schlummerte er ein; er war völlig einig mit sich und keine Aenderung seines Entschlusses mehr denkbar. Als einige Stunden später Frau Anna leise in das Gemach trat, bot der Admiral ihr einen frohen Tag und befahl dem Diener, der sich schlaftrunken aus dem Sessel erhob, ihm seine Uniform anzulegen.

Um die Mittagsstunde begab sich de Ruyter, in Begleitung einiger ihm treu ergebenen Deputierten, in die Versammlung der General-Staaten. Bei seinem Eintritt erhoben sich die Anwesenden insgesammt, den Helden mit lautem Zuruf begrüßend. Als dieser seinen Platz eingenommen hatte, sagte der Präsident: „Mit doppelter Freude begrüße ich Euch heute in dieser Versammlung, mein tapferer Admiral, denn es ist mir ein Beweis, daß Ihr den allgemeinen Wunsche nachgebt und Euch an die Spitze der Flotte stellen wollt, um unsere Flagge neuem Sieg entgegenzuführen."

„Herr Präsident, und Ihr werte Herren alle!“ entgegnete de Ruyter. „Ich habe Euren Ruf vernommen und bin ihm gefolgt. Habt Ihr auch wohl bedacht, was Ihr verlangt? Ich bin ein matter, kraftloser Greis, der an der Schwelle des Lebens steht; meine Tage sind gezählt und meine Stärke ist hingeschwunden. Nur in meiner Liebe zum Vaterlande stehe ich auch dem Mutigsten und dem Edelsten nicht nach, und kraft dieser Liebe nehme ich, weil Ihr es so fordert, die Last auf meine Schultern, die Ihr mir zuwälzt. Wolle Gott, daß sie mir nicht zu schwer werde.“

„Ihr sollt hinreichende Kräfte finden zu Eurer Unterstützung, edler Herr,“ sprach Willem von Nassau. „Die tapfersten Offiziere werden sich zu diesem Seezuge drängen, um noch einmal die Ehre zu haben, unter Eurem Kommando zu dienen.“

„Noch *ein* Mal?“ antwortete de Ruyter mit einem trüben Lächeln. „Noch *ein* Mal und dann nicht wieder. Leicht möglich, daß es so kommt. Bisher hat die Hand des Herrn mich wunderbar beschirmt. Ist jetzt meine Stunde gekommen, soll sie mich vorbereitet finden. Es ist beschlossen, werte Herren, ich führe Eure Flagge nach dem mittelländischen Meere. Und nun zum Geschäft: Welche Kräfte stellt Ihr zu meiner Verfügung?“

„Es ist beschlossen worden,“ nahm einer der Deputierten von Amsterdam das Wort, „eine Flotte von achtzehn Schiffen ersten und zweiten Ranges den Spaniern zur Hilfe zu senden.“

„Ihr Herren, das ist nichts!“ sprach der Admiral.

Wie? Nichts? Die Schiffe, welche man zu diesem Zuge bestimmt, führen über 800 Kanonen; außerdem

giebt man Euch die nötigen Transportschiffe und Brander."

„Ihr Herren noch ein Mal, das ist nichts. Mit einer so geringen Streitmacht kann Holland den Seezug nach Sizilien nicht unternehmen."

„Das klingt seltsam," fuhr der Amsterdamer Deputierte fort, „und ich bin in Verlegenheit, wie ich diese Worte des tapfern Admirals deuten soll. Wenn unsere Hilfsflotte sich mit den spanischen Schiffen vereinigt, stellt sich eine Seemacht heraus, die der französischen an Zahl überlegen ist, und die obenein den Vorteil hat, daß sie von einem de Ruyter befehligt wird. Welches Bedenken kann hier noch vorliegen?"

Diese Bemerkung des Deputierten von Amsterdam brachte einige Aufregung in der Versammlung hervor. Eine große Anzahl fiel ihm bei und meinte, eine gleiche Macht von beiden Seiten sei alles, was Spanien billigerweise verlangen könne.

„Ihr Herren, ich sage es Euch zum letzten Male, dies Exempel ist falsch!" rief de Ruyter, sich von seinem Sitz erhebend. „Die Franzosen haben eine starke Flotte, wohlausgerüstet und wohlbemannt. Auf diese Spanier aber ist kein Verlaß. Wir können nur sicher auf uns selbst rechnen, und deshalb ist eine Zahl von fünfundzwanzig Schiffen das wenigste, was mir zugeordnet werden muß. Damit aber hoffe ich, unter Gottes Beistand, meine Pflicht erfüllen zu können. Das ist mein letztes Wort!"

Er setzte sich wieder und achtete wenig auf die Reden und Gegenreden, welche von den Sitzen der Deputierten aus mit großer Aufregung geführt wurden.

Da vernahm man plötzlich mitten in dem Gewirr eine laute Stimme von den hintersten Bänken, welche voll Uebermut rief: „Was hindert den Admiral, mit den achtzehn Schiffen, die ihm zugewiesen sind, in See zu gehen? Ich hoffe nicht, daß wir auf den Gedanken kommen sollen, der Herr Admiral fange auf seine alten Tage an, sich zu fürchten.“

Diese Worte waren allgemein vernehmbar gewesen; nach ihnen trat eine Totenstille ein. Michael de Ruyter zuckte zusammen und fuhr mit der Hand nach dem Herzen; sein Angesicht erbleichte, Thränen traten ihm in die Augen; er versuchte sich aufzurichten, aber seine Beine zitterten so heftig, daß sie ihm den Dienst versagten.

„Daß die Zunge verdorre, die eine solche Lästerung aussprach!“ rief leidenschaftlich ein Deputierter.

„Wir kennen Euch, Herr,“ rief ein anderer, „und Ihr sollt uns für diese Schmach Genugthuung geben.“

„Ich habe mich noch nie einer solchen Aufforderung entzogen!“ entgegnete jener rasch.

„Wir auch nicht!“ fielen andere ein. „Wir können zu gleicher Zeit abrechnen. Hole der Teufel die spanische Allianz und alle Anhänger dieser Zwiebelfresser dazu!“

„Zur Ordnung! Zur Ordnung!“

„Recht! Ruft nur: Zur Ordnung! wenn Ihr Euch festgefahren. Es ist das eine bequeme Weise, auf fremde Kosten sich aus der Verlegenheit zu ziehen.“

„Zur Ordnung! — Herr Präsident! Ruft den Uebermütigen zur Ordnung!“

Willem von Nassau griff nach der vor ihm stehenden Glocke; sie erklang hell und laut, aber ihr Ruf wurde nicht vernommen.

Der Admiral hatte sich indessen längst wieder gefaßt und eine ernste Ruhe war auf sein Angesicht zurückgekehrt. Er erhob die Hand, zum Zeichen, daß er sprechen wollte, aber er vermochte nicht, sich in diesem allgemeinen Gewirr das Wort zu verschaffen.

„Still da! Still! De Ruyter hat sich erhoben! De Ruyter will reden! Seht auf ihn und schweigt! Der Herr Admiral hat das Wort! Redet! Redet!"

Der Präsident bewegte zum zweitenmal die Glocke, dann erhob er sich und bedeckte das Haupt. Die Deputierten verstummten.

Der Admiral hatte sich auf die Schulter eines seiner Freunde gestützt und sprach mit hohem Ernste: „Ich habe ein schwer verletzendes Wort gehört; ich will es nicht bekämpfen, noch mich dagegen verteidigen; ich fühle es, daß ich beides nicht bedarf. Ich fürchte mich nicht! Bringt mich an Bord eines lecken Schiffes und befehlt mir in See zu gehen, ich ziehe meine Flagge auf und steuere unter Gottes Geleit, wohin Ihr wollt. Statt der achtzehn Schiffe mögt Ihr jetzt acht oder fünf oder noch weniger zu meinem Dienst bereitstellen, ich segle damit nach der mittelländischen See. Ich habe keine Furcht, außer vor Gott, aber ich beklage es von Grund meines Herzens, daß in dieser Versammlung Männer sind, die so wenig Vaterlandsliebe besitzen, daß sie ihre Flagge so leicht preisgeben. Wenn es Euch gleich ist, ob sie einen neuen Schimpf erfährt, indem Ihr sie so nachlässig beschützt in den Kampf sendet, so

wird sie doch ausreichen, meinen Leib zu decken. Ich gehe sofort nach dem Texel ab und erwarte die Bestimmung des Segeltages. Weiter habe ich hier nichts zu sagen."

Mit diesen Worten verließ de Ruyter die Versammlung der Deputierten, die in großer Aufregung zurückblieb.

Anna van Geldern hatte mit stiller Bangigkeit die Rückkehr des Gatten erwartet. Das Gerücht von seinem Entschluß war ihm schon vorangeeilt. „Also ist es doch wahr?" rief sie aus, ihn in die Arme schließend.

„Ja, mein liebes Weib, es ist gewiß wahr, und nichts mehr daran zu ändern!" sprach der Admiral. „Du mußt es nun schon verzeihen, daß ich Dir ungehorsam gewesen bin, es ging nicht anders, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Aber das verspreche ich Dir, Anna, es soll ganz gewiß das letzte Mal sein. In Zukunft gehorche ich Dir allein! Aber was ist denn das für ein Lärm in der Stube? Gewiß hast Du Gäste, und es ist nicht fein, daß Du sie so allein läßt. Komm, Hausmütterchen, komm."

Mit thränenschweren Augen führte Anna van Geldern den Gatten in die Stube, wo Kinder und Enkel versammelt waren. Die Ersten traten in stiller Betrübnis dem Vater entgegen, und umarmten ihn schluchzend, die Enkel aber umschlangen jubelnd seine Kniee und der Aelteste rief laut: „Großvater! Nimm mich mit! Großvater, laß mich mitfahren!"

„Nun! Das ist ein Empfang!" rief de Ruyter aufatmend, „zugleich ein Willkommen und ein Abschied,

wie er das Herz erfreut. Aber schämt Euch, Ihr Großen, daß Ihr mit gefurchten Gesichtern und bethränten Augen vor dem Vater erscheint. Da seht die Kinder an, die tanzen und springen und machen mir das Herz nicht schwer. Kommt her, Jungens, daß ich Euch küsse. Ihr wollt mich also fortschicken?"

„Ja, Großvater!" rief der Aelteste. „Mutter sagt, Du gehst dahin, wo die Apfelsinen wachsen. Bringe mir recht viele mit, Großvater!"

Die Mutter zog den Knaben an sich: „Du mußt den Großvater nicht so am Arm zerren, Myndert; Du thust ihm weh. Bitte ihn lieber, daß er hierbleibt, und nicht wieder von uns geht."

Und auf's Neue drangen Weib und Kinder auf den Greis ein, der sich gesetzt hatte, daß er sie nicht verlassen, sondern das Kommando ablehnen möchte.

„Ihr drängt mich, Kinder! Ihr quält mich mehr, als Ihr wißt! Dünkt es Euch kein Frevel, einen Mann von seiner Pflicht abwendig zu machen? Laßt ab, sage ich. Komm her, Myndert!"

Der Knabe sprang zum Großvater; dieser legte die Hand auf dessen goldgelocktes Haupt: „Was hast Du da in der Hand, Junge?"

„Meinen Kreisel!"

„Und hast Du ihn recht lieb?"

„Das will ich meinen! Sind so blanke Nägel oben und unten; grüne und rote Blumen sind darauf gemalt und er springt so hoch und so lange."

„Und wenn nun Jemand käme, der Dir den Kreisel wegnähme. Was würdest Du thun?"

„Ich wüde erst recht schön bitten, daß er ihn mir wiedergebe."

„Aber wenn er es doch nicht thäte?"

„Dann würde ich ihn schlagen und stoßen, so lange bis er ihn fallen ließe."

„Nun, Knabe, Dein Vaterland .... Du kennst doch Dein Vaterland?"

„Ja, Großvater; das ist Holland, und wir sind alle Niederländer! Alle zusammen."

„So denke einmal, diese Holländer hätten zusammen irgend ein Ding, das ihnen so lieb wäre, als Dir Dein Spielzeug. Es käme aber jemand und nähme es ihnen weg."

„Dann würden die Leute sehr traurig sein!" antwortete der Knabe.

„Gewiß. Und diese traurigen Leute kämen nun zu mir und sagten: Die Feinde haben uns alles genommen, was wir auf Erden lieb hatten. Du allein bist stark genug, um sie zu zwingen, daß sie es wieder herausgeben. Wir haben alle zu Dir das Vertrauen, daß Du den Dieben ihren Raub abjagen kannst. So gehe denn hin, Michael de Ruyter, und hole uns zurück, was wir verloren, damit wir wieder lustig werden. Myndert, mein Junge, wenn die Leute so zu mir sprechen, was muß ich dann thun?"

„Ei, Großvater, da mußt Du hingehen und den Leuten das Spielzeug schnell wiederholen."

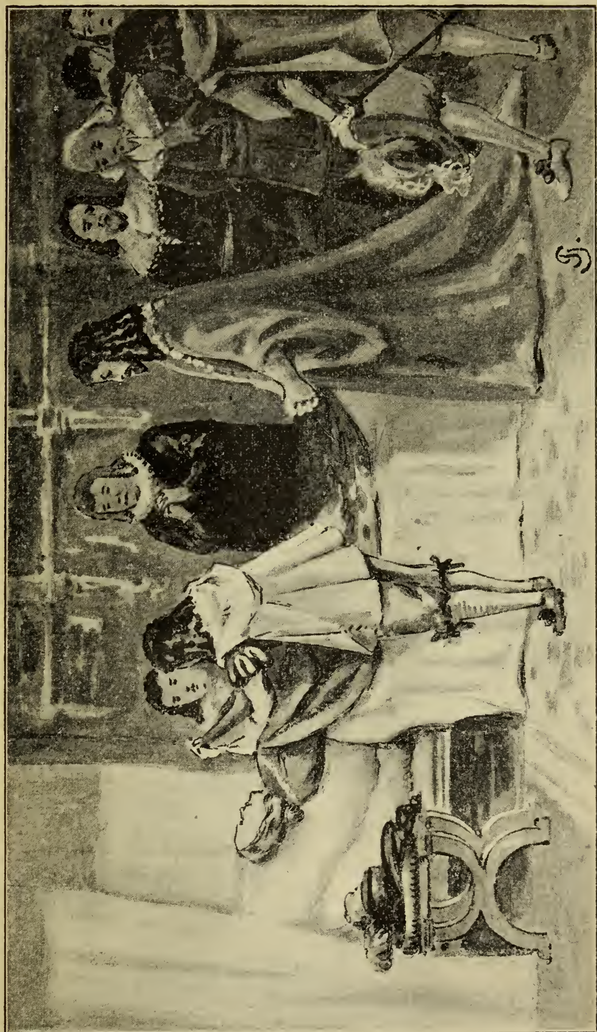
„Der Junge beschämt Euch alle mit einander," sagte de Ruyter mit hohem Ernst. „Ich halte mein gegebenes Wort, ich ziehe den Spaniern zu Hilfe. Und damit ich Eure Klagen und Thränen ein für alle

mal enthoben bin, so sage ich Euch in dieser Stunde Lebewohl! Laßt es rasch geschieden sein. Hier, Weiber, noch einen Kuß; ihr Männer, noch diesen Händedruck! Kommt her, ihr Kleinen, mein Segen ruhe auf Eurem Haupte! Geht jetzt, geht alle! Es muß geschieden sein! Gott will es!"

Frau Anna warf sich laut schluchzend in des Gatten Arme: „Erbarme Dich Deines Weibes, Michael! Mir sagts eine innere Stimme: Wir sehen uns nicht wieder."

„Anna! Was sind das für Träume? Bist Du eine Christin und überläßt Dich solchem finstern Aberglauben? Du bleibst in der Obhut Deiner Söhne und Töchter daheim, die für Dich schaffen und sorgen; ich ziehe dahin in dem Geleite Gottes, ohne dessen Wille kein Haar von meinem Haupte fällt, und der mich mit seiner allwaltenden Vaterhand beschirmt hat seit jener Ersteigung des Marienturms zu Vlissingen bis zu dieser Stunde. Ich vertraue ihm ferner, und er wird es wohl machen."

Eine Stunde nach diesem ergreifenden Abschied war Michael de Ruyter schon unterwegs. Am Bord der Schiffe angelangt, die er nach dem Mittelmeer führen sollte, wurde er von den Offizieren und Matrosen mit lautem Jubel empfangen. Der Befehl zum Segeln traf ein, und fröhlich gab der Admiral die Weisung, die Anker zu lichten. Ein sonniger, wolkenfreier Morgen lächelte auf die dunkelgrüne See herab, die Segel stiegen an den Stengen empor, ein günstiger Wind blähte sie auf, und immer weiter entfernten sich die



Schiffe von dem befreundeten Ufer, wo die Menge ihnen das letzte Lebewohl zurief.

Michael de Ruyter stand auf dem Dache der Hütte des Admiralschiffes und blickte sinnend auf das fern vom Horizont verschwimmende Land: „Lebe wohl!“ rief er mit unterdrückter Wehmut, „lebe wohl, Du tausendmal geliebte Heimat! Nun fühle auch ich es in meinem Innern: Ich sehe Dich niemals wieder!“

XLIV.

Heldentod.

(April 1676.)

Angestrahlt vom jugendlich-frischen Morgen wogte das mittelländische Meer um das blühende Gestade Siziliens. Die Luft war von Balsamdüften durchhaucht, und der Delphin glitt leise durch die tiefblauen Wellen.

Es war der 25. April. Auf der Höhe von Catanea, im Angesicht des rauchenden Aetna, schwamm die französische Flotte, die den Hafen von Syrakus verlassen hatte, um dem holländischen Admiral, der auf dieser Höhe kreuzte, abermals die Schlacht zu bieten.

Auf dem voransegelnden Schiffe „Le Saint-Esprit," einem Dreidecker von neunzig Kanonen, befand sich der Admiral Duquesne, dem der Oberbefehl dieser Station anvertraut war. Ihm folgte zunächst „Le Saint Michael" unter dem Kommando des Marquis de Preuilly d'Humiéres und der Kapitän Beaulieu mit dem Neunzig-Kanonenschiff „Le Conquérant". Zwanzig andere Schiffe folgten in majestätischer Haltung und die beiden Brandschiffe „Notre-Dame de Lumière" und „Notre-Dame de Chapelet" machten den Beschluß.

Dieser wohlgeordneten Streitmacht entgegen segelte de Ruyter mit seinen achtzehn Schiffen. Ihm zunächst hielten der Vize-Admiral de Haan und die Kapitäne Graf Stirum und Meegang. Die Brise war nur mäßig, und die Segel hielten sich kaum gefüllt; obgleich beide Flotten einander entgegen segelten, kamen sie sich doch nur langsam näher. Die Spanier hielten sich mit ihren Fahrzeugen bedeutend im Luv.

Nachmittags um 4 Uhr befand sich de Ruyter dem französischen Admiralschiffe gegenüber. Die beiden Befehlshaber erwiesen sich den üblichen Ehrengruß und sogleich begann der Kampf mit eiserner Hartnäckigkeit. De Ruyter stand hoch aufrecht inmitten des furchtbaren Kugelregens, eben so Duquesne; sie wichen nicht von dem Ehrenplatze und leiteten die Schlacht mit ihren Blicken.

Der Kapitän des holländischen Admiralschiffes, Gerhard Kallenburg, trat zu dem Admiral: „Wenn meine Bitten etwas über Euch vermögen, edler Herr, so verlaßt diese Stelle; Ihr setzt Euch allzusehr aus und wie ich behaupte, ohne Not. Der Kampf ist durchaus regelmäßig, und unsere Schiffe sind durch nichts bedroht. Laßt mich einen Augenblick Eure Stelle einnehmen.“

„Mit nichten, Kapitän!“ antwortete de Ruyter schnell. „Laßt mich auf meinem Platz. „Hurra, meine Jungen; Ihr schlagt Euch tapfer für des Landes Ehre! — Bald werden wir entern können. Wer kommt da?“

„Das ist die Fregatte des Ritters Tourville, Herr

Admiral! Es ist einer der tapfersten Offiziere Frankreichs. Kapitän de Wildt bietet ihm die Spitze."

„Mein wackrer de Wildt wird schon fertig mit ihm," entgegnete de Ruyter lächelnd. „Was ist die Glocke, Kapitän Kallenburg?"

„Gerade fünf Uhr, Herr de Ruyter, der Mann am Steuer wendet das Glas."

„So schlagen wir eine Stunde! Wenn abermals eine Stunde vorüber sein wird ...."

Der Admiral unterbrach sich; eine Kugel war über das Deck geflogen und schlug an. „Weh! Was ist das!"

„Um Gottes willen, Herr de Ruyter!" rief der Kapitän erbleichend. „Ihr seid ..."

„Bleibt still!" befahl de Ruyter leise. „Kommt näher, damit ich mich auf Euch stütze, ehe jemand etwas merkt. — Feuer! Hurra!"

Der Kapitän war seinem Führer ganz nahe getreten und stützte ihn, soweit er es vermochte. „Wie fühlt Ihr Euch, edler Herr!"

„Gut! — Recht gut mein Junge! — Aber ... Was ist das? Mir dunkelts vor den Augen! — Helft! Und mit diesen Worten sang er ohnmächtig zusammen.

„Der Admiral ist verwundet! Der Admiral ist verwundet! ertönte es gleich darauf vom Halbdeck bis zur Schanze. Vom ersten Offizier an bis zum letzten Deckläufer traf diese Nachricht wie ein Todespfeil in jedes Herz; aber außer sich über ein solches Leid, verdoppelte jedermann seine Anstrengungen und die Franzosen wurden in zweifacher Wut angegriffen.

Michael de Ruyter ward in seine Kajüte hinabgetragen, die Aerzte eilten zu seiner Hilfe herbei. Sein linker Fuß war zerschmettert und im Niederstürzen hatte er sich am Kopf bedeutend verwundet. Er litt die heftigsten Schmerzen, als man ihm den Verband anlegte, aber verzog keine Miene, und bat die Umstehenden freundlich, sie möchten sich doch nur seinetwegen nicht ängstigen.

Auf allen holländischen Schiffen war nach und nach die Trauerkunde angelangt, und mit der heftigsten Erbitterung warfen sich Soldaten und Matrosen dem Feinde entgegen; die französische Linie wurde zum Weichen gebracht, und als die Schlacht vier volle Stunden gedauert hatte, mußte der stolze Duquesne es über sich gewinnen, den Befehl zum Rückzuge zu erteilen. Die Franzosen setzten Segel und trieben mit dem Winde ab, nicht ohne von den Holländern lebhaft verfolgt und angegriffen zu werden.

Unterdessen war das holländische Admiralschiff nach dem Hafen von Syrakus abgegangen und legte hier vor Anker, indem man jedes mögliche Mittel aufbot, um die Schmerzen des geliebten Verwundeten zu lindern, und jede Gefahr, die ihn etwa bedrohen könnte, abzuwenden. Drei Tage gingen unter Angst und Schrecken, unter Hoffen und Erwarten vorüber.

Mit Rührung sah de Ruyter die Bemühungen seiner edlen Freunde, die sich mit ängstlicher Sorgfalt um ihn beschäftigten; sein Blick ruhte auf ihren verstörten Gesichtern, und er konnte den Thränen nicht wehren.

„Ich danke Euch, Kinder,“ sprach er matt. „Ihr sollt Euch nicht über die Gebühr um mich bemühen.

Geht und ruht aus von Eurem schweren Tagewerk. Gerhard Kallenburg, bleibt Ihr bei mir."

Die Uebrigen entfernten sich, und der Kapitän ließ sich am Bett des Admirals nieder. „Ich habe sie fortgeschickt, Gerhard, um mit Euch allein zu sein. Es ist ja doch alles unnütz."

„Das wolle Gott nicht, daß Ihr so trüben Gedanken Raum gebt!" sprach erschrocken der Kapitän.

„Es ist aber so. Jetzt erfüllt sich die dunkle Ahnung, die in mir aufstieg, als ich die holländische Küste vor meinen Blicken entschwinden sah; ich wußte wohl, daß ich sie nicht wiedersehen würde."

„Laßt Euch nicht von einer so finstern Ahnung beherrschen."

„Finster? Es wird vielmehr Tag! Bisher lag es wie Blei auf meiner Brust. Ich konnte die Last nicht loswerden, die mich niederbeugte; jetzt ist sie abgewälzt. Ich weiß, daß ich hier sterben werde. Laßt mir den Westhovius rufen."

Der Kapitän that, wie ihm geheißen wurde, dann kehrte er zu dem Krankenbette zurück.

„Ihr sollt nun auch gehen, mein Freund," sagte de Ruyter, „denn zu dem, was ich Gott in meiner Todesstunde vertrauen will, brauche ich keinen weltlichen Zeugen. Haltet Euch aber mit den Uebrigen in der Nähe auf, damit ich Euch noch einmal sehe, bevor ich scheide."

Kallenberg that, wie ihm geheißen wurde, und machte Raum für den Prediger Westhovius, der soeben in die Kajüte trat.

„Kommt näher, ehrwürdiger Herr!“ sprach de Ruyter langsam, „ich will in Eurer Gegenwart mich zum Tode bereiten. Ihr glaubt doch an meinen Tod?“

„Ja!“ sprach mit tiefer Rührung der Geistliche. „Ich glaube daran! Der Herr, der über Leben und Tod gebietet, setzt Eurem Laufe das Ziel; hier ist das Ende Eurer irdischen Laufbahn!“

„Ich wußte es wohl.“

„Selig sind, die in dem Herrn sterben,“ sprach Westhovius, „und das thust Du, edler Held, denn Du hast dem Herrn gelebt. Ueber ein Kleines wirst Du Seine Stimme vernehmen, und Er wird zu Dir sagen: Wahrlich, ich sage Dir, noch heute wirst Du mit mir im Paradiese sein.“

„Das ist mein Trost und meine Zuversicht! Ich bin mir bewußt, daß ich mich nie meines Glückes überhoben habe, und ich sage zu Gott: „Es ist mir lieb, daß Du mich gedemütigt hast, daß ich Deine Macht erkennen lerne.“

„Hast Du keine Sehnsucht nach den Deinen!“ fragte Westhovius. „Willst Du nicht von ihnen reden, und ihnen durch mich Deine letzten Wünsche kund thun?“

„Ich denke ihrer in jeder Minute, ich spreche es nur nicht aus,“ entgegnete de Ruyter. „Als ich von Amsterdam schied, habe ich herzlichen Abschied von ihuen genommen, für ihr irdisches Wohl ist gesorgt. Mein reichster Segen ruht auf ihnen und wenn Du zu ihnen kommst, Westhovius, breite Du, statt meiner, die Hände segnend über sie aus.“

„Ich will es redlich erfüllen.“

„Es ist vorüber! Glaubst Du, Diener des Herrn,

daß Gott mir gnädig sein und mir meine Sünden vergeben werde?"

„Du bist redlich und fromm gewesen Dein Lebelang! Geh mit Gottes Kraft Deiner wahren Heimat entgegen; Du stehst entsündigt vor ihm!"

„So reiche mir die letzte Labung; den letzten Tropfen aus dem reichen Quell des ewigen Erbarmens."

Der Prediger ordnete mit Würde die heiligen Gefäße und reichte dem Sterbenden das Blut und den Leib des Herrn. Dann aber erhob er die Hände und sprach: „Der Herr segne Dich und behüte Dich! Er erhebe sein Angesicht auf Dich und sei Dir gnädig. Er erhebe sein Angesicht über Dir und gebe Dir Seinen Frieden!"

De Ruyter betete: „Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; all Deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich. Der Herr hat des Tages verheißen seine Güte und des Nachts singe ich ihm und bete zu Gott, meines Lebens Hort." Er lag still und ruhig da; in diesem Augenblicke fühlte er sich schmerzlos. Er wandte das Angesicht zu dem Geistlichen: „Jetzt zu den letzten irdischen Geschäften; seid so gut und ruft mir die Freunde."

Der Vize-Admiral de Haan und die übrigen Kapitäne traten ein. Michael de Ruyter lächelte ihnen zu: „Nun, meine Freunde, es gilt den ewigen Abschied! Hört meine letzten Anordnungen. Ihr, de Haan, übernehmt nach mir das Kommando, Graf van Swieten rückt in Eure Stelle ein, und mein guter Kallenburg wird Schout by Nacht. Meldet dem Prinzen von Oranien und den General-Staaten meinen Tod. Allen-

Offizieren der Flotte, die ich jetzt nicht um mich versammeln kann, bringt meinen herzlichen Dank für ihre Ergebenheit und Treue! Aller Seeleute, die je mit mir an Bord eines Schiffes gelebt, gedenke ich in Liebe, und wünsche ihnen Frieden und Freude. Ich habe nie einen Feind gekannt und mit der Welt in stetem Frieden gelebt, wäre aber jemand, den ich wissentlich gekränkt hätte, so bitte ich es ihm reumütig ab.

„Schont Euch, de Ruyter! Schont uns!“ bat Gerhard Kallenburg.

„Admiral de Haan!“ fuhr de Ruyter nach einer Pause fort. „Ihr seid mein Nachfolger im Amte; führt es mit Kraft. Mein Sekretär wird Euch die geheimen Instruktionen übergeben, richtet Euch streng danach. Vor allem aber, Ihr Herren, vor allem wahrt die Ehre unserer Flagge; sie sei Euch heilig! Schwört mir, daß Ihr sie mit Eurem Leben beschützen wollt!“

„Wir schwören!“ entgegneten die Offiziere mit gewaltsam unterdrückter Rührung.

„Ich danke Euch! — Nun bin ich bereit! Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! — Willem de Haan, Ihr sollt mir die Augen zudrücken.“

Willem de Haan trat zu dem Ruhebette des Sterbenden und beugte sich voll Rührung über ihn.

„O Tag des Schreckens!“ sprach Kallenburg vor sich hin.

„Er stirbt!“ schrie nach einer Pause Willem de Haan.

„Es ist vollbracht!“ sagte Westhovius. „Herr, nimm seinen Geist auf.“

Das Schiff hatte mit dem Winde vor seinem Anker gewendet und lag mit dem Spiegel nach Westen. Durch die Fenster fiel ein Strahl der sinkenden Sonne und umleuchtete das Antlitz des Helden, auf welchem ein Lächeln der Verklärung schwebte.

Gerhard Kallenburg ging hinaus, um voll tiefer Rührung die Flotte von dem Geschehenen durch einen Tagesbefehl in Kenntnis zu setzen. Der Sekretär des Admiralschiffes aber schrieb in das Loggbuch:

„Bai von Syrakus. Michael Adrianson de „Ruyter, Lieutenant-Admiral-General von Holland „und Westfriesland, Ritter des goldenen Vließes „und des St. Michaels-Ordens, starb heute, am „29. April, abends um $7^1/_2$ Uhr, infolge der vor „Catanea empfangenen Wunde.“

Am Ufer war zu derselben Stunde eine laute Bewegung. Das Volk jauchzte dem Unter-Könige von Sizilien, Marquis von Villafranca entgegen, der eine geschmückte Staatsbarke bestieg, und begleitet von einem glänzenden Gefolge, sich nach dem holländischen Admiralschiffe begab.

Die Offiziere empfingen den hohen Gast mit Ehrerbietung und verkündeten ihm, was geschehen.

„Das wolle Gott nicht!“ rief der Vizekönig erschrocken. „Ich komme im Namen Seiner Katholischen Majestät, um ihn mit hohen Ehren und Würden zu schmücken — —“

„Ihr kommt zu spät!“ unterbrach ihn Gerhard Kallenburg mit tiefer Rührung.

Man begab sich in die Kajüte. Gedankenvoll stand der Marquis von Villafranca vor dem Toten. „Spaniens

erhabener König hat den Heldengeist erkannt, der in ihm wohnte, und wußte ihn zu würdigen," sprach er zu den Umstehenden. „Wir wollten ihn mit äußeren Ehren schmücken, aber er bedarf ihrer nicht mehr. So möge denn, was ihn vor Tausenden erheben sollte, seinen Sargdeckel zieren."

Er winkte. Zwei Pagen des Vice-Königs stellten ein Tabouret zu Häupten des Lagers und legten den Herzogshut darauf, zwei andere breiteten den Herzogsmantel über den Toten aus. Tiefe Stille herrschte während dieser Ceremonie.

Da fiel der erste Trauerschuß am Bord des Admiral-Schiffes; nach einer Minute folgte der zweite, und die übrigen in gleichen Pausen. Der dumpfe Schall der Geschütze fand sein Echo in den fernsten Meeren, die je von einem niederländischen Kiel durchfurcht waren.

—: Ende des II. Bandes. :—



Druck von F. Hoede Magdeburg.